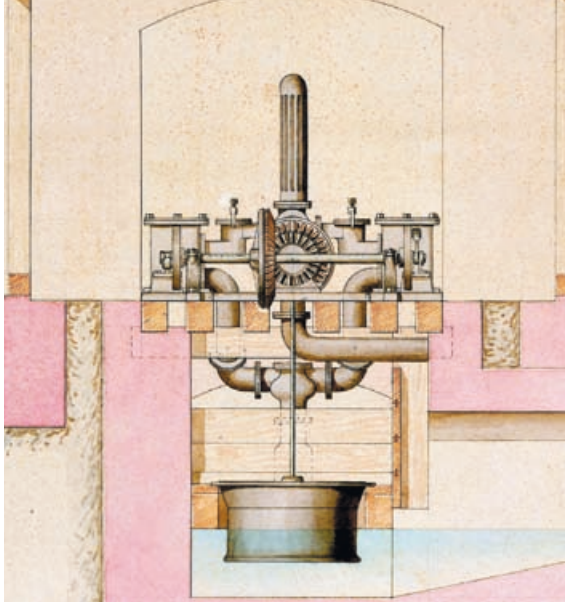


Ausschnitt aus dem Projektplan: Turbine mit Pumpwerk (um 1840).



Während einer kurzen Zeitspanne im 19. Jahrhundert erhob sich im Fürstlich Fürstenbergischen Park in Donaueschingen ein Wasserbauwerk der besonderen Art. Um Energie für eine Wasserdruckleitung zu den im Park liegenden Springbrunnen zu erzeugen, wurde am Abfluss des Schwanenweiher ein Wasserturm installiert, der seine Energie aus der Fallhöhe der unterschiedlichen Wasserpegel bezog. Schon nach 20 Jahren hatte das Bauwerk ausgedient, da im Maschinenhaus der Kunstmühle an der Graselli-Wiese – das spätere „Brauerei-E-Werk“ – eine Dampfmaschine die Arbeit aufnahm.

Hubert Mauz hat im F.F.-Archiv die verschiedenen Pläne zu diesem Wasserturm untersucht und gibt nun Auskunft über das weitgehend unbekanntes Wasserbauwerk im Park, dem nur eine kurze Betriebsdauer beschieden war.

SCHRIFTEN DER BAAR

Band 59 · 2016



Was heißt hier Romantik?

**Wutachschlucht zwischen
Märchen und Urlandschaft**

Naturräume schützen!

Orchideen und Amphibien



Verein für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar

**Schriften
des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar**

59. Band 2016

**Schriften
des
Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar**

59. Band 2016



**Verein für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar
gegründet 1805**

Impressum

Schriftleitung Dr. rer. nat. Helmut Gehring und Michael Tocha

Die Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (kurz „Schriften der Baar“) erscheinen jährlich im März / April. Redaktionsschluss ist der 15. September des Vorjahres.

Der Schriftenband kostet 20 Euro und kann über die Geschäftsstelle bezogen werden. Für Mitglieder des Vereins ist der Band im Jahresbeitrag von 25 Euro enthalten.

Geschäftsstelle des Vereins
für Geschichte und Naturgeschichte der Baar
78159 Donaueschingen, Postfach 1954, Schulstraße 6
Telefon/Fax: (0771) 92 94 205

Öffnungszeiten: Mo 18–20 Uhr (Änderungen vorbehalten)
www.baarverein.de, info@baarverein.de, Facebook: Baarverein

Bankverbindung:
Sparkasse Schwarzwald-Baar
IBAN: DE43 694 500 65 0242 20 60 10, BIC: SOLADES1VSS

Titelfotos Wutachschlucht (Holger von Briel), mit freundlicher Genehmigung von Barbara und Alexander Färber, Wutach-Ewatingen, Gelbbauchunke (Heinz-Jürgen Walter)

Lektorat Rolf Baiker
Grafik/Layout Holger von Briel
Druck Druckerei Revellio, Villingen-Schwenningen

ISSN 0340-4765

Diese Zeitschrift wird gefördert
durch das Regierungspräsidium Freiburg,
die Stadt Donaueschingen, die Stadt Hüfingen,
die Sparkasse Schwarzwald-Baar
und die Firma Karl Storz (Tuttlingen)



Inhaltsverzeichnis

Vorwort Seite 7

Historische Abhandlungen und Beiträge

HUBERT MAUZ

Der Wasserturm am Schwanenweiher
im Fürstlichen Park in Donaueschingen 9

JOHANN DIETRICH VON PECHMANN

Die Kanonen von Hüfingen 19

MICHAEL RAUB

Von der Baar an den Bodensee:
Franz Sales Wocheler – Ein Mönch aus Villingen,
Pfarrer und Bildungsreformer in Überlingen 29

HUGO SIEFERT

Zu den Anfängen einer „Donaueschinger Musik“ 45

DIETRICH REIMER

Die Sauschwänzlebahn – von der strategischen Umgehungsbahn
zur touristischen Museumsbahn 53

ULF WIELANDT

Schülerkarten der Realschule Meßkirch 67

WOLF-INGO SEIDELMANN

Dr. Heinz Maurer – FF-Kammerassessor und SS-Hauptsturmführer,
Leiter der Polizeiverwaltung in Lemberg (1942 – 44) 73

STEFAN SIMON und WILFRIED STEINHART

Wenn der Kunst am Bau die Abrissbirne droht 83

MATTHIAS WIDER

Die Wutachschlucht zwischen „Feenmärchen“ und „Urlandschaft“.
Oder: Was heißt hier Romantik? 91

Naturkundliche Abhandlungen und Beiträge

HANS JOACHIM BLECH, PETER MARX und ANDREAS WOLF
Nicht nur Orchideen –
75 Jahre Naturschutzgebiet Deggenreuschen-Rauschachen
(Hüfinger Orchideenwald) 109

WOLF HOCKENJOS
Röhlinwald:
Vom Zankapfel zum Vorzeigeobjekt –
eine forstgeschichtliche Fährtenlese (Teil 1) 149

HEINZ-JÜRGEN WALTER
Ist die Gelbbauchunke noch zu retten? 163

Buchbesprechungen 167

Der Baarverein – Rückblick und Ausblick

Vereinschronik 189

Nachruf Gerhard Parlitz 195

HANS KEUSEN
Jahresexkursion: Durch den Klettgau
zur Klosterinsel Rheinau – 19. Juli 2015 196

Veranstaltungen des Vereins im Jahr 2016 201

Programm der Exkursion 2016 „Auf Luthers Spuren“ 207

Hinweise für unsere Autoren 208

Vorwort

Bekanntlich wurde der „Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“ – so der offizielle Name – 1805 in Donaueschingen gegründet. Er ist damit eine der ältesten landeskundlichen Vereinigungen in Deutschland. Seit 1870 gibt der Baarverein eine Zeitschrift heraus, die seither regelmäßig erscheint und sich beim interessierten Publikum und in Fachkreisen viel Ansehen erworben hat. Sie hieß anfänglich „Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landesteile in Donaueschingen“, seit 2003 nur noch „Schriften der Baar“ (als Kurztitel).

Der Kernbereich der Schriften war und ist die Landschaft zwischen Schwarzwald und Alb. Aber längst geht es nicht mehr um die Erkundung der „fürstenbergischen Lande und ihrer nächsten Umgebung“, wie die Vereinsgründer den Zweck des Vereins 1805 festgeschrieben hatten. Vielmehr orientieren sich Programm und Zeitschrift des Baarvereins seit Jahren über den Raum Donaueschingen hinaus in die Region: Villingen, Rottweil, Tuttlingen und Blumberg sind ins Blickfeld gerückt, und die vielfältigen Bezüge von der Baar in angrenzende Landschaften – Schwarzwald, Hegau und Klettgau, nach Schaffhausen und zum Bodensee – treten hervor. Solche Bezüge werden auch in den Beiträgen eröffnet, die wir Ihnen in dieser Ausgabe vorlegen dürfen.

Die historischen Beiträge handeln von Kindheitserinnerungen in Donaueschingen, ebenso von Schulkultur in Meßkirch, von Krieg und Technik und den guten oder schlechten Taten von Menschen. Der Dreißigjährige Krieg hat in unserem Raum schwere Verwüstungen angerichtet; eine harmlosere Spätfolge war der langwierige Streit zwischen Hüfingen und Villingen um ein paar Kanonen, der manchmal fast schon erheiternd wirkt. Der Mönch Franz Sales Wocheler wurde im Villingener Benediktinerkloster im Sinne der katholischen Aufklärung geprägt und wurde aus dieser Geisteshaltung heraus ein besonderer Förderer der Bildung in Überlingen. Die Wutachtalbahn, für den Aufmarsch gegen Frankreich geplant, erwies sich als militärisch sinnlos und verbindet heute als Museumsbahn Menschen aus vielen Gegenden und Nationen. Mit einer Lebensbeschreibung des zeitweiligen fürstlichen Beamten Heinz Maurer erhält auch der Nationalsozialismus in unserer Region die notwendige Beachtung.

Aber auch Kunst und Kultur kommen zu ihrem Recht: Das Musikleben Donaueschingens wird in einem historischen Bogen entfaltet, und der Verlust von Kunstwerken am alten Villingener Klinikum wirft Fragen nach dem überzeitlichen Wert solcher Arbeiten auf. Die einzigartige Landschaft der Wutachschlucht schließlich erscheint um 1900 als ein deutscher Sehnsuchtsort.

Zu unseren naturkundlichen Themen gehören Waldgeschichte, Orchideenvielfalt und die Gelbbauchunke. Eine bewegte Geschichte hat der Röhlinwald bei St. Georgen hinter sich. Unterschiedliche Interessen konkurrieren seit über zwei Jahrhunderten und prägen das heutige Waldbild. Weit über die Grenzen der Baar hinaus ist der Hüfnger Orchideenwald berühmt. Viel Sachverstand und Einsatz erforderte es, dieses Juwel der Baar zu erhalten. Ob es zum 75-jährigen Jubiläum der Unterschutzstellung wirklich Grund zum Feiern gibt? Bei der Gelbbauchunke gibt es diesen jedenfalls.

Schließlich möchten wir Sie noch auf eine Reihe von Büchern hinweisen, die wir im Schlussteil vorstellen – Neuerscheinungen, die einen Bezug zu unserer Region haben und die wir Ihrer Aufmerksamkeit empfehlen.

Wir danken Rolf Baiker für seinen umsichtigen Einsatz, ohne den diese Ausgabe so nicht hätte entstehen können.

Helmut Gehring und Michael Tocha

In eigener Sache: 817 – 1517 – 2017

2017 ist für uns ein doppeltes Jubiläumsjahr: Villingen, Schwenningen, Tannheim, Pfohren und Hondingen blicken auf ihre erste urkundliche Erwähnung in einer Urkunde für das Kloster St. Gallen 817 zurück. Deutschlandweit wird des Beginns der Reformation durch Luthers Thesenanschlag 1517 gedacht. Die beiden Jubiläen sollen in den „Schriften der Baar“ Band 60 (2017) einen Schwerpunkt bilden. Wir bitten daher um Einsendungen zu diesen Themenkomplexen:

- **(früh)mittelalterliche Geschichte** der in der Urkunde von 817 genannten Orte: Grundherrschaft, kirchliche Verhältnisse, Urkundenwesen, Demografie (und weitere Themen).
- **Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte** der Baar seit der Reformation: Einführung oder Abwehr der Reformation, Nebeneinander der Konfessionen, lutherische vs. oberdeutsche reformatorische Traditionen, katholische Reform, Pietismus, katholische Aufklärung, Ultramontanismus, Altkatholiken, Kirche und Staat, religiöses Brauchtum, Judentum, Islam (und weitere Themen).

Einsendeschluss ist der 30. September 2016.

Hinweis: Zum Thema „Von der Reformation zur Ökumene“ findet am 22. und 23. September 2017 ein Symposium statt, in dem die Entwicklung in unserer Region behandelt wird. Der Baarverein ist Mitveranstalter.

Der Wasserturm am Schwanenweiher im Fürstlichen Park in Donaueschingen

von HUBERT MAUZ

*Erzähler, Dichter sollen keine Beweise erbringen
Sondern Träume hinterlassen
Denen wir mit Phantasie folgen können.*

Seit meiner Kindheit hat meine Heimatstadt viele Überraschungen für mich bereitgehalten. Bei Recherchen nach der ominösen, uralten Brauereileitung in Deichelbauweise von Aufen bis zur Brauerei in Donaueschingen bin ich bei der Sichtung von Plänen und Unterlagen im Fürstlich Fürstenbergischen (FF-) Archiv auf einen Wasserturm im Park gestoßen. In einem der zahlreichen Pläne für die Wasserversorgung des Schlossparkes habe ich in einem Lageplan von etwa 1845 am Wehrauslauf des Schwanenweihers völlig überraschend den Begriff „Wasserturm“ entdeckt.



Lageplan der Wasserleitungen im Park (Situation etwa 1880).

Alle Fotos: FF-Archiv Donaueschingen. Reproduktionen von Roland Sigwart.

Der Wasserturm am Schwanenweiher



Wasserturm am Schwanenweiher (Situation etwa 1860).

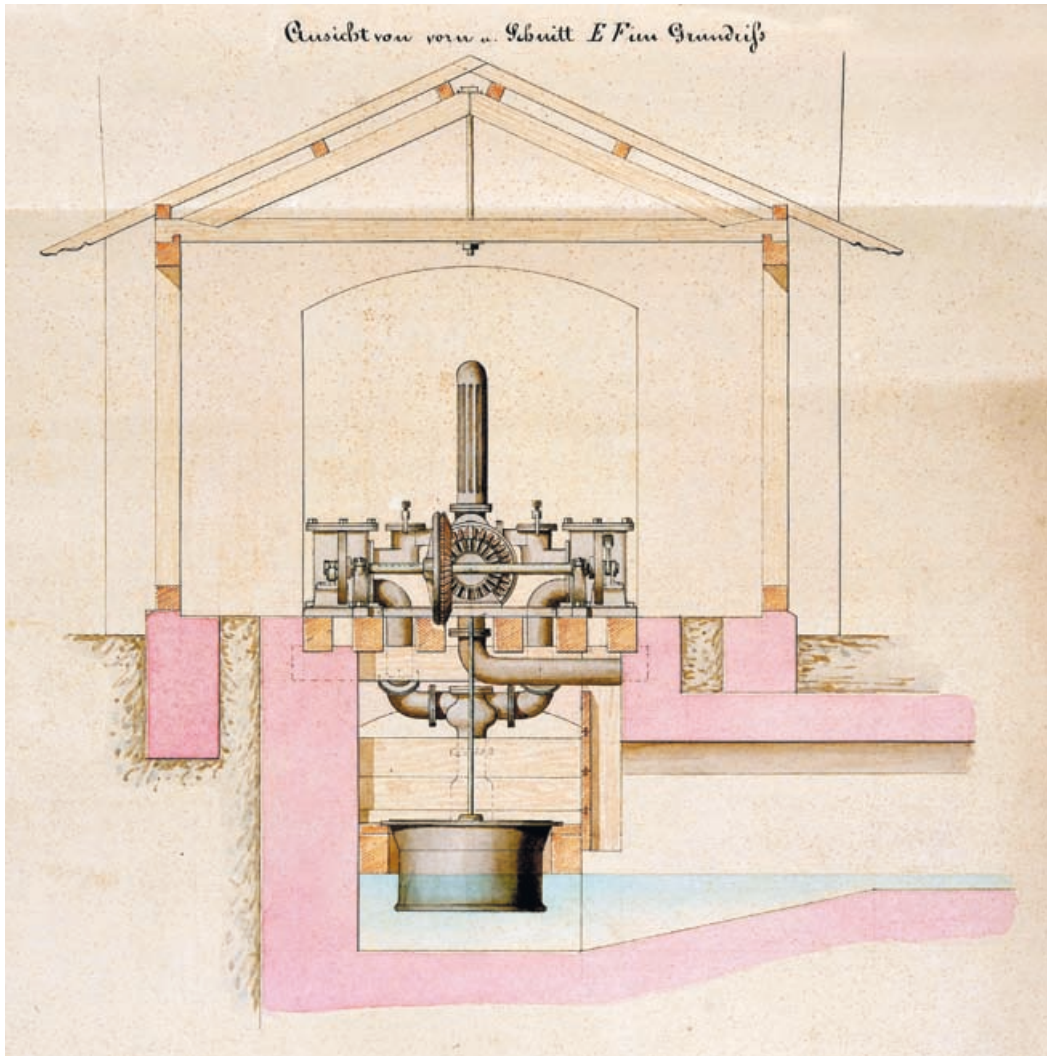
Auf meine verblüffte Frage an Herrn Dr. Andreas Wilts, den kenntnisreichen Archivar des FF-Archivs, hat er mir mitgeteilt, dass es sogar Fotos und Baupläne von diesem Wasserturm gäbe.

Sogleich ist gemeinsam die spontane Idee entstanden, ob ich als Baufachmann und mit „kleiner Wasserkraft“ vertrauter Ingenieur nicht einen Artikel darüber verfassen wolle. Derartige Geschichten über die engere Heimat bearbeitet derzeit eine kleine Gruppe im Rahmen des Mundartprojektes der Bürgerstiftung Donaueschingen. Umsichtig geleitet wird diese Runde vom kenntnisreichen und der Baugeschichte zugeneigten Ernst Zimmermann.

Unsere Baaremer Mundart ist wunderbar geeignet, Volks-, Geschichts- und Brauchtumserzählungen hervorzubringen und anregend zu erzählen. Bei technischen, industriellen und wissenschaftlichen Themen ist sie aber auch wegen des mangelnden Wortschatzes bei entsprechenden Themen zum Teil überfordert. Deshalb werde ich hier und bei der Beschreibung anderer industriehistorischer Kuriositäten, wie zum Beispiel dem Brauerei-Eishaus am Parkrand, der Grasel-Tabakmühle, der Wasserkraftanlage am Badhaus und dem FF-Maschinenhaus/E-Werk, die Schriftsprache benutzen. Damit erhalten alle geneigten Leser einen Einblick in die Donaueschinger Industrie-Historie. Später werde ich versuchen, die Geschichten in Mundart zu verfassen. Dadurch kann man beide Sprachen nutzen und die ungewohnte Mundart vielleicht besser verstehen. Seltsamerweise sind viele, auch schriftsprachliche Bürger in der Lage, die Baaremer Mundart zu verstehen, aber beim Lesen wird es auch für Mundartsprecher schwierig. Wir sind es eben nicht mehr gewohnt, Mundart vom visuellen, schriftlichen Duktus im Gehirn zu transformieren. Erstaunlicherweise geht es aber nach ein paar Seiten meist doch sehr gut, wenn man sich bemüht und einliest, also sich einübt. Ein gewünschter und gewollter Nebeneffekt wäre natürlich, dass sich anhand der „zweisprachigen“ Ausgaben der eine oder andere wieder in die Mundart einliest. Das ist natürlich der Grundgedanke und das Anliegen dieser besagten Mundartrunde.

Zunächst überwiegt beim Betrachten der beiden vorhandenen wunderbaren Fotos dieses Park-Wasserturms die Wehmut und das Bedauern, dass es diesen Wasserturm, dieses Unikat, diese Rarität leider nicht mehr gibt. Er hatte seltsamerweise, aber auch logischerweise, nur eine Nutzungszeit von etwa 20 Jahren. Man wundert sich, dass dieser architektonische Zeitzeuge – man ist versucht, ihn als Wahrzeichen zu bezeichnen – so schnell beseitigt wurde. Der Grund war, dass er energetisch bald nicht mehr gebraucht wurde und technisch überholt war.

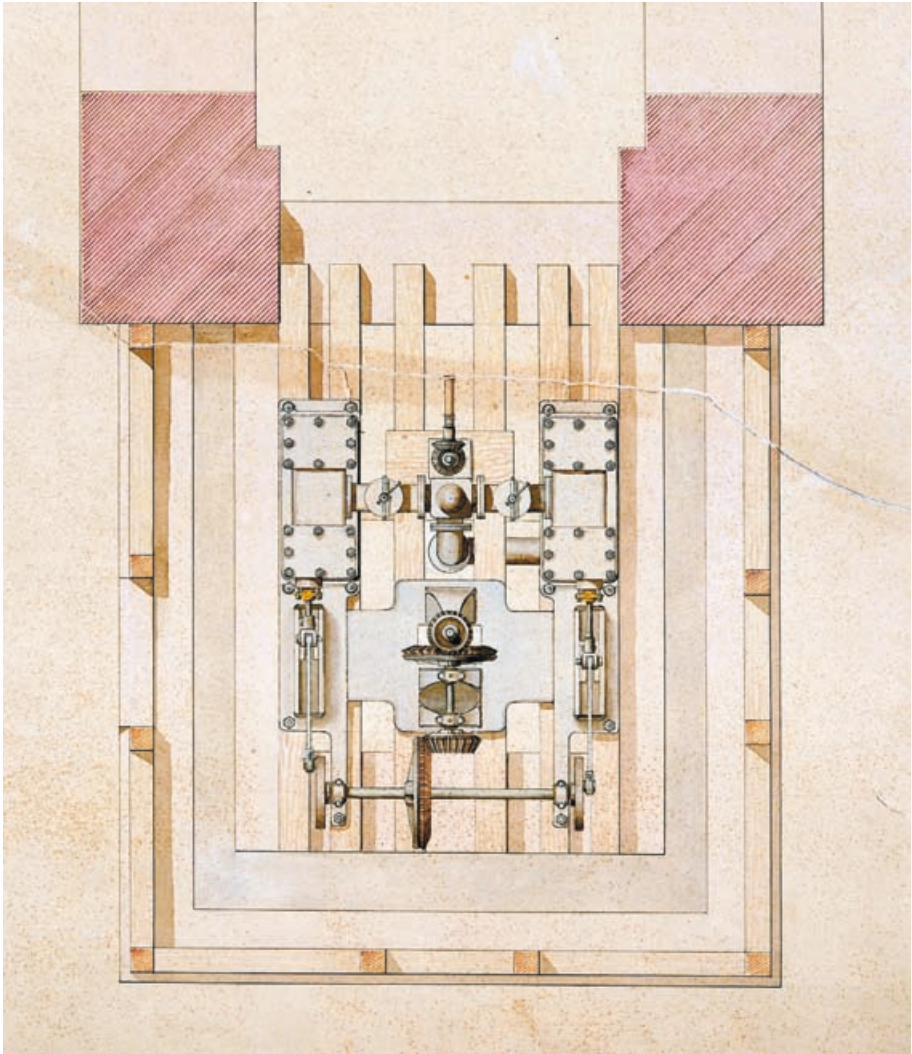
Nach anfänglichen Gedanken, Entwürfen und baureifen Plänen, an den Wasserturm eine modernere Turbine statt ein im Wirkungsgrad deutlich unterlegenes Wasserrad anzubauen, kam auch der Gedanke auf, eine Fischzucht in diesem Gebäude zu betreiben. Dass dem kunstsinnigen und naturverbundenen Fürstenhaus nicht der Sinn nach einem erbaulichen Aussichtspunkt oder eine Art Lustschloss oder Luftschloss stand, das ist schon verwunderlich und schwer verständlich. Es ist im Rückblick mehr als bedauerlich. Das Projekt Wasserturbine,



Ausschnitt aus dem Projektplan Turbine mit Pumpwerk – Ansicht von vorne (Projekt um 1840).

wofür ebenfalls baureife Pläne vorlagen, wurde aus anderen rationalen, wirtschaftlichen Gründen abgelegt. Das Schicksal des Wasserturms und der wassergetriebenen, handwerklich perfekten Pumpanlage war damit leider 1866 besiegelt.

Nun zu der eigentlichen Geschichte des Wasserturms am Schwanenweiher. Aus Repräsentationsgründen, aber auch aus Naturverbundenheit, reiften die Pläne im Fürstenhaus ab etwa 1800, einen dem Zeitgeist entsprechenden Park südöstlich des Schlosses und der Brigach anzulegen. Dieses Gebiet war eine sumpfige, nasse Auenlandschaft. Es war eine natürliche Wasserlandschaft, eine Urlandschaft, weshalb sie auch den Gewannnamen „Holzfloß“ hatte. Zahlrei-



Ausschnitt aus dem Projektplan Turbine mit Pumpwerk – Ansicht von oben (Projekt um 1840).

che Aufstoßquellen und Zuläufe von der Breg und von Allmendshofen her speisen diese sumpfige, unzugängliche Auenlandschaft. Die artesische Karst-Aufstoßquelle, die gefasste Donauquelle, hat also zahlreiche ebenfalls ergiebige Schwestern. Alle hatten jedoch trotz ihrer Ergiebigkeit ein Problem – zum Leidwesen des Fürstenhauses: Sie lagen in der Ebene, im „Wasser“, in der Waage (oder „uf de Woog“, wie man auf Mundart so bezeichnend sagt) und hatten kaum Gefälle für die Energiegewinnung. Energie aus Wasser kann man aber nur gewinnen, wenn das Nutzwasser seine Lage von einem höheren Standort zu einem tieferen verlagert. Deshalb nennt man diese Energiegewinnungsform auch Lage-

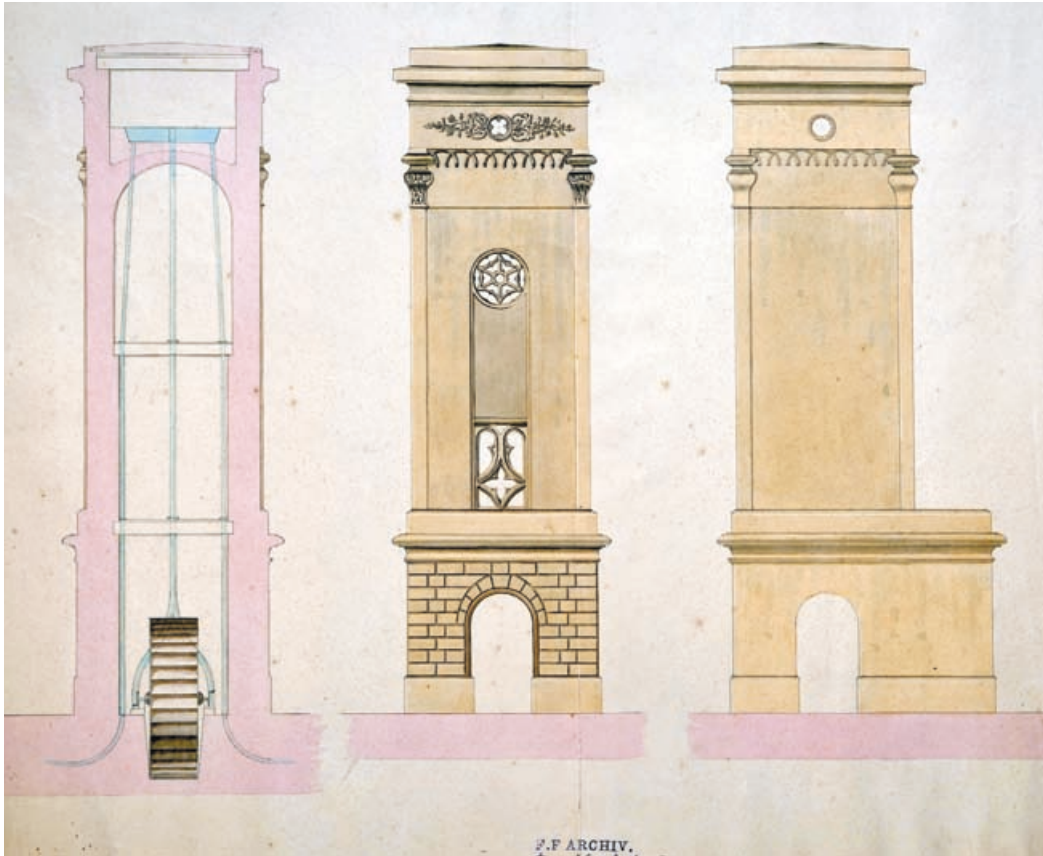
energie. Verursacht wird sie einzig durch eine möglichst pfiffige Umwandlung in eine andere Energieform, indem man die Lage des Nutzwassers verändert. Bewirkt wird dies durch das Wassergewicht, bedingt durch die Gravitation, also Lageveränderung „von oben nach unten“. Die Zielenergien waren damals üblicherweise mechanische Bewegungen, Pumpen- und Hebebetriebe, Mühlen im weitesten Sinne oder Strom über Dynamos.

Die ständig im Ausbau befindliche Parkanlage brauchte ein Bewässerungssystem, und das Schloss und die Zudienbetriebe benötigten eine Wasserversorgung mit Druckleitungen. Attraktiv waren aber in allen Parkanlagen die Springbrunnen. Sie waren eine Art Gradmesser für die Finanz- und Innovationskraft des jeweiligen Adelsgeschlechts, also ein vorzeigbares, wirkungsvolles, speiendes Statussymbol. Vor dem Schloss wollte und brauchte man also ein derartiges prestigeträchtiges, permanentes Wasserspiel. Und um es ständig mit gleichmäßigem Druck zu betreiben, war eine wirkungsvolle Pumpanlage erforderlich. Wie dargestellt, waren die Höhenunterschiede der Zuläufe gering. Also staute man den Schwanenweiher etwas höher auf und errichtete am Ablauf eine Stellfalle, ein regelbares Wehr. Dieses Wehr ist immer noch vorhanden und kann am Auslauf des Weiher in der Nähe des Rehmann-Denkmal noch besichtigt werden. Übrigens ist auf den Stahlträgern immer noch ablesbar, dass sie von der Eisenhütte Burbach im Saarland stammen.

Südlich neben diesem Wehr errichtete man nun im Jahr 1840 ein Bauwerk, einen Wasserturm.

Im Untergeschoss dieses klassizistischen Gebäudes ordnete man ein Wasserrad an. Konzipiert als sogenanntes „unterschlächtiges Rad“, das vom anströmenden Zulaufwasser angeschoben und in Rotation versetzt wird. Wesentlich wirkungsvoller sind zwar die „oberschlächtigen Wasserräder“, die einen größeren Höhenunterschied, also mehr Wassergewicht, verarbeiten können. Diesen Höhenunterschied für ein oberschlächtiges Wasserrad hatte man aber eben nicht. Diesen Nachteil kann man jedoch durch eine größere Radbreite und eine größere Wassermenge bis zu einem gewissen Grad ausgleichen. Genutzt wird immer nur die Lageenergie (also Gewichtsenegie) des Wassers, das vor der Wasserschaukel steht und durch seine Lageveränderung um einige Zentimeter nach „unten“ Kraft und Energie erzeugt. In diesem Falle waren es etwa 80 Zentimeter Höhenunterschied im Gerinne.

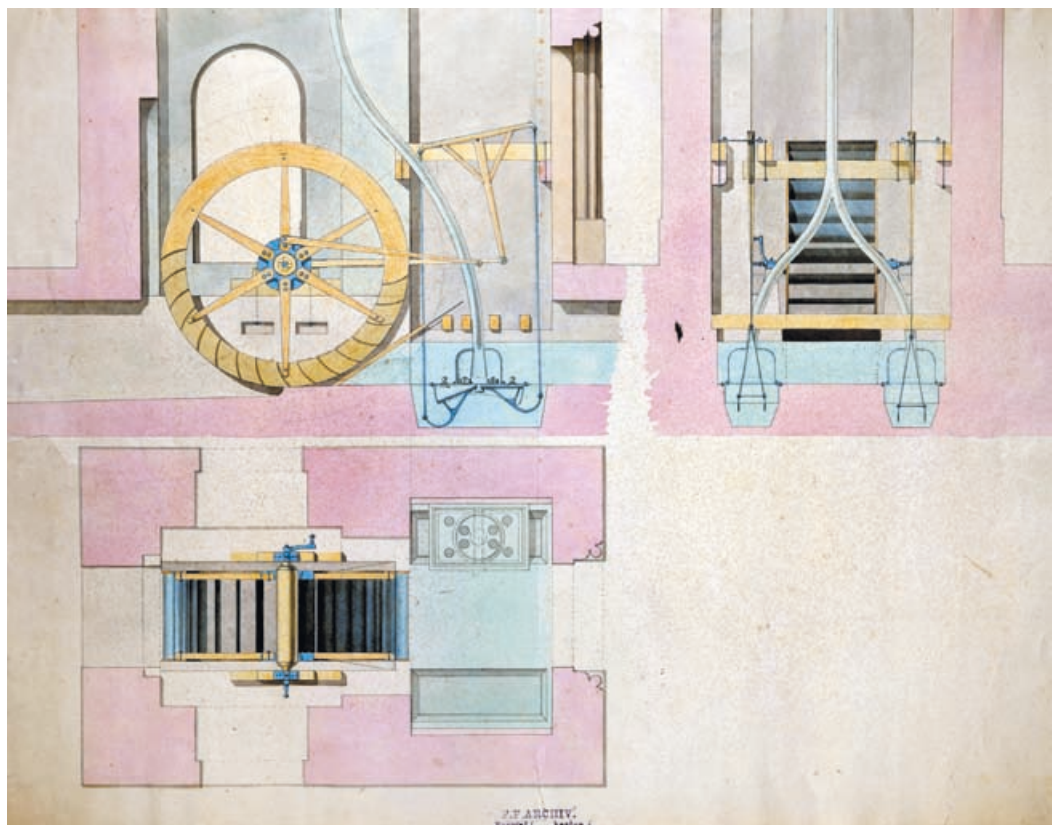
Das technisch sehr aufgeschlossene Fürstenhaus ließ also ein Wasserrad mit etwa 2,5 Metern Durchmesser aus Holz bauen mit einer Stahlnabe und mit einer Breite von etwa 80 Zentimetern und einer Anströmhöhe von etwa 50 Zentimetern. Die ständig nutzbare Wassermenge aus den sehr gleichmäßigen Grabenzuläufen, den Aufstoßquellen im Schwanenweiher und dem Zulauf vom „Runden Weiher“ war etwa 200 Liter pro Sekunde. Das Wasserdargebot war und ist immer noch ziemlich witterungsunabhängig. Das begünstigt eine Wasserkraftanlage und erfreut die Betreiber. Der Höhenunterschied war etwa 1,2 Meter von der Oberstrom- zur Unterstromseite. Diese auch heute noch belastbaren Fakten ergeben



Wasserturm in Ansicht und Schnitt (Projekt um 1840).

bei wohlwollender Betrachtung eine sehr bescheidene theoretische Leistung des Wasserrades von etwa 0,5 Kilowatt (oder nach damaligem Sprachgebrauch etwa 0,7 PS). Im Obergeschoss des Wasserturms war ein Becken, ein Bassin, man nennt so etwas auch ein „Wasserschloss“, mit einem Volumen von etwa 15 Kubikmetern. Diese Wasservorlage befand sich etwa 9 Meter über Grund und erzeugte deshalb einen Druck, abzüglich der Leitungsverluste, von etwa 0,8 Bar im Leitungsnetz des Schloss-Areales.

Im Klartext hieß das, dass das Wasser in dem zu speisenden Springbrunnen maximal 6 bis 7 Meter hoch springen konnte oder dass im Schloss in der zweiten Etage fast schon kein Wasser mehr aus einem (vielleicht goldenen) Hahn tropfte. Aber das „Wasserschloss“ kann den ganzen Park, die Blumen- und Gemüsebeete, den Marstall, die Springbrunnen im Schlossparterre, das Badhaus, zeitweise den kleinen Wasserfall auf der Schwanenweiherinsel, das Fischhaus, die Becken im Schlossparterre und im Schloss drucksicher mit Brauchwasser versorgen. Wohlgermerkt mit Brauchwasser, also nicht mit Trinkwasser, denn das



Wasserturm und Wasserrad mit Pumpen (Projekt um 1840).

Wasser aus dem Schwanenweiher kommt zwar aus glasklarem Quellwasser. Es durchläuft aber den Schwanenweiher, in dem sich zahlreiche Wasservögel, Nager und Fische sehr wohlfühlen. Als Trinkwasser war das aber den hygienisch nicht sehr verwöhnten Verbrauchern doch „*nicht schicklich*“ genug. So steht es zumindest in einem Protokoll aus dem Archiv über die Nutzung einer anderen Aufstoßquelle im Brigach-Brauereibereich.

Wie aber kam das Wasser vom Schwanenweiher in die „Belle Etage“ ins „Wasserschloss“? Mit Hilfe eines ziemlich genialen Doppelmembran-Pumpensystems.

An der Eisennabe des Wasserrades waren vertikal Pleuelstangen angebracht, die ihre Zug- und Stoßwirkung auf einen Kippgalgen übertrugen. Die Pleuelstangen waren beiderseits des Wasserrades angebracht. Es wurden zwei Membranpumpen paarweise betrieben. Die Pleuel übertrugen die Kraft wieder über ein horizontales Doppelhebelgestänge auf ein Membran- oder Plattenpumpensystem nach dem Prinzip eines Blasbalges. In der Aufwärtsbewegung wurde Wasser in den „Blasbalg“ eingesaugt, ein Rückströmventil wurde geschlossen

und in der Abwärtsbewegung wurde das Wasser aus der Blasbalg-„Druckkammer“ ausgepresst. Von diesen Membranpumpen wurde nun das Wasser in das in etwa 9 Metern Höhe liegende Bassin, ins „Wasserschloss“, gepumpt. Das bedeutet eine benötigte Druckerzeugung durch die einfachen Membranpumpen von 0,9 Bar. Diesen Druck mussten die Membranpumpen erzeugen. Die Wassermenge je Hub dürfte im Bereich von 2 bis 3 Litern gelegen haben. Pro Sekunde dürften etwa 1,5 Liter ins „Wasserschloss“ „geschaufelt“ worden sein, was etwa 5 Kubikmeter pro Stunde bedeutet hatte.

Daran erkennt man, dass für den ominösen Wasserfall auf der Pfaueninsel, der auf phantasievollen Zeichnungen stramm sprudelt, wenig übrig war und nur für Minuten zur Ergötzung der Gäste und der fürstlichen Familie aktiviert wurde. Das Becken hatte zwei Entnahmeleitungen für die Parkwasserversorgung. Durch diese sehr pfiffige und wirkungsvolle Anordnung konnte also ein konstanter Druck im weitverzweigten Leitungssystem des Parkes erzeugt werden mit einer sehr zuverlässigen und verlässlichen Wassermenge.

Das Rohrsystem aus Gussleitungen stammte zumeist aus der Rohrproduktion der FF-Maschinenfabrik in Immendingen, einer Eisengießerei. In Rechnungen, Bestellungen und Liefer-Kontrakten kann nachvollzogen werden, dass die Immendinger Gießerei nur bis 2-Zoll-Rohre liefern konnte. Größere Nennweiten mussten bei Gießereien und Hütten in den Montanrevieren oder sogar in England geordert werden. Wer aber glaubt, dass die FF-Maschinenfabrik als Schwestergesellschaft bevorzugt oder gar mit Samthandschuhen behandelt wurde, der täuscht sich. In einem langen und unerbittlichen Schriftwechsel wird heftig gezankt wegen einer Fehl- oder Doppellieferung, den die Kammer nicht wie berechnet bestellt hatte und deshalb partout nicht bezahlen wollte. Ob der Fürst letztendlich schlichtend eingreifen musste, ist nicht belegt.

Dieses Pumpsystem muss man als handwerkliches und industriehistorisches Meisterwerk betrachten. Schon die kolorierten Entwurfs- und Baupläne zeugen von großem Ingenieurkönnen und zeichnerischem Geschick. Vor allem die sehr präzise und liebevolle handwerkliche Ausführung ist bewundernswürdig. Man legte nicht nur Wert auf eine wirkungsvolle Funktionalität. Man verband diesen offensichtlichen Entwurfs- und Ausführungsethos auch mit den eleganten gestalterischen Elementen in allen Einzelheiten. Heute würde man von einem gelungenen Industriedesign reden. Nüchterne Eleganz ist in allen Details erkennbar. Allein wenn man die Rohrleitungsführung in den geschwungenen Linien betrachtet, erkennt man, dass diese Gestaltung gekonnte, handwerklich perfekte Unikate waren und nicht wie heute uniform von der Stange.

Das Gebäude gilt auch als architektonisches Musterbeispiel einer eleganten, dem damaligen Zeitgeist entsprechenden Nutzarchitektur, ebenfalls nüchtern und in der Proportion bestens dem Landschaftspark angepasst. Beachtlich ist, dass selbst für ein eigentlich rein technisch genutztes Gebäude Stil und Ästhetik Berücksichtigung fanden und erhebliche Mehrkosten hierfür aufgewendet wurden, um es der Parklandschaft perfekt anzupassen.

Leider war dem Bauwerk und dem Wasserrad gerade mal eine Nutzungszeit von etwa 20 Jahren beschieden. Den Garaus machte dem Wasserturm wieder die innovative Aufgeschlossenheit des Fürstenhauses und der Brauerei. Denn 1866 wurde der Wasserturm „kassiert“, wie es in der Abbruchverfügung heißt, weil ein Maschinenhaus, „*ein Wasserpumpwerk in der Kunstmühle*“ an der Graselli-Wiese, gebaut wurde, später Brauerei-E-Werk genannt. Darin wurde eine damals moderne und dem industriellen Zeitalter entsprechende Dampfmaschine installiert. Mit dem von der Dampfmaschine erzeugten Strom wurden Pumpen und ein sogenannter Windkessel im Schlosspark installiert, der nun für den nötigen Druck auf den Leitungen sorgte. Ein Windkessel ist ein Stahlbehälter, den man mit Wasser füllt und mit Druckluft aus einem Kompressor ein konstantes Luftpolster erzeugt. Dadurch kann in horizontalen Wasserversorgungssystemen ein sehr gleichmäßiger Betriebsdruck aufrechterhalten werden. Man beachte: ohne einen Wasserturm.

Aber auch das Dampfzeitalter war bald vorbei. Man baute nun ein Wasserkraftwerk mit Turbine und Generator, versorgte dies von einem Wehr in der Breg aus nahe Allmendshofen und führte einen neuen Zulaufkanal zum Maschinenhaus. Das war nach dem Wasserrad im Park-Wasserturm und der Dampfmaschine die dritte und eigentlich immer noch wirksame Energieversion. Eine wirkungsvolle Turbine im Maschinenhaus, dann E-Werk genannt, erzeugte den Strom. Damit begann endgültig das Stromzeitalter im Einflussbereich der fürstlichen Gesamtverwaltung und der energiehungrigen FF-Brauerei in der Haldenstraße.

Über diese weiteren Entwicklungen und Stationen der fürstlichen Industriehistorie wird in eigenen Ausarbeitungen berichtet.

Autor

HUBERT MAUZ

Jahrgang 1948. Diplom-Bauingenieur im Semi-Ruhestand. Berufsschwerpunkte sind Rohrleitungsbau, Rohrvortrieb, Deponiebau, Schanzenbau und Energienutzung aus Wasser. Lehrbeauftragter an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Gestaltung (früher FH) Konstanz. Mundartgeschichten über Kurioses aus der Heimatstadt Donaueschingen, auch Industriegeschichtliches.

Hubert Mauz
Tannheimer Straße 1
78166 Donaueschingen
mauz78166@t-online.de

Quellen

Liste der benutzten Archivalien:

F.F. Archiv Donaueschingen,
Hauptkasse, Bausache XII/5-6
und Güter XLIII/1-2
sowie Pläne II/I/166 a-b.

Die Kanonen von Hüfingen

von JOHANN DIETRICH VON PECHMANN

Der Dreißigjährige Krieg belastete nach dem Eingreifen der Schweden auch die Baar schwer. Herzog Julius Friedrich von Württemberg stellte sich 1632 an die Seite der Schweden und suchte zusammen mit ihnen die katholischen Nachbarn heim, um sich vom habsburgischen Druck zu entlasten, aber auch, um sein eigenes Fürstentum abzurunden. Rottweil (freie Reichsstadt), Villingen (Vorderösterreich) und Hüfingen (Fürstenberg) wurden zu Leidtragenden dieser Politik. Die Vorgänge sind erforscht und vielfach beschrieben worden.¹

Der vorliegende Aufsatz will die Kenntnis der Zeit durch eine Episode ergänzen, deren Auswirkungen weit über den Krieg hinausreichten.

Am Freitag, den 15. Oktober 1632, belagerte der württembergische Oberst Johann Michael Rau die Stadt Hüfingen. Ein Versuch, am Vortag die Stadt zu besetzen, war von den Bewohnern und hauptsächlich von den in die Stadt geflohenen oder zum Wehrdienst verpflichteten Bauern der Umgebung abgeschlagen worden. Die anwesenden fürstenbergischen Beamten, Obervogt Dr. Johann Schönbucher, Rentmeister Quirin Heitzmann und der Kastenvogt, kamen aus der



Ansicht der Stadt Hüfingen im 17. Jahrhundert. Das Gemälde hat der Hüfinger Maler Martin Menrad im Auftrag des Fürsten Anton Egon zu Fürstenberg-Heiligenberg gemalt (um 1688).

Im Besitz des Hauses Fürstenberg auf Schloss Heiligenberg.

Stadt heraus und versuchten, mit dem Oberst eine friedliche Regelung zu erreichen. Während der Verhandlung aber wurde aus der Stadt geschossen. Daraufhin wurden die Beamten als Gefangene behandelt und Oberst Rau befahl den Sturm auf die Stadt.

Es kam zu einem furchtbaren Gemetzel, bei dem annähernd 200 Personen ums Leben kamen. Oberst Rau muss eine Art Strafgericht gehalten haben, denn der fürstenbergische Obervogt zu Blumberg und Löffingen, Dr. Adolph Hammar, berichtete am 17. Oktober 1632 an seine Herrschaft, den Grafen von Fürstenberg, nach Konstanz: „*Es hat ein Scharfrichter, nachdem er allein 25 niedergehauen, öffentlich protestiert, er wolle in seinem Niederhauen ferner nicht zählen.*“² Alles außerhalb des Oberen Schlosses, wo der Obervogt seinen Hausrat aufbewahrte und dafür eine „*Salva Guardia*“ (eine Garantie) erhalten hatte, wurde ausgeplündert. Der fürstenbergische Hof hielt sich während dieser unsicheren Zeit in der befestigten Stadt Konstanz auf.³

Die Württemberger fanden in der geschundenen Stadt nur zwei „*Stücklein*“ (Geschütze) und nahmen diese beim Abzug mit. Zwei Kanonen waren auch für eine kleine Stadt wie Hüfingen auffallend wenig.⁴ Wo die übrigen Kanonen geblieben waren, ergibt sich aus verschiedenen Quellen. Am 29. März 1633 notierte Georg Michael Gaisser II, Abt des Benediktinerklosters St. Georgen in Villingen (1627–1655), in seinem Tagebuch: „*Das Geschütz, das der Fürstenberger Vogt von Hüfingen in Mundelfingen mit Mist und Erde bedecken und so vor den Württembergern hatte bewahren lassen, hatte Oberst Escher auf die Kunde davon vor einigen Tagen in die Stadt führen lassen.*“⁵

In einem Schreiben der vorderösterreichischen Regierung an die Stadt Villingen wird erwähnt, dass der Transport der Kanonen bereits 1632 stattgefunden habe. Und die Erzherzogin Claudia von Tirol schreibt an die Stadt Villingen von den fürstenbergischen Kanonen von Wartenberg und Hüfingen.⁶ Offensichtlich erfolgte der Transport der fürstenbergischen „*Stücke*“ nicht auf einmal, sondern in mehreren Schüben. Einige der Kanonen waren bei der Burg Wartenberg vergraben worden.

Das könnte auch mit den Aufzeichnungen im Tagebuch des Abtes Gaisser übereinstimmen, wonach 8 Kanonen im Garten der Franziskaner in Villingen bereits im November 1632 ausgegraben worden waren. Die kamen daher noch vor der ersten Belagerung Villingens in die Stadt. Die übrigen Geschütze wurden erst Ende März 1633 nach Villingen gebracht. Diese Kanonenlieferung kann daher erst bei der zweiten Belagerung im September 1633 zum Einsatz gekommen sein.

Am 12. April 1633 erstellten dann Bürgermeister und Rat von Villingen zusammen mit Oberst Hans Werner Äscher (auch Aescher/Escher) von Binningen ein Verzeichnis über die in Villingen vorhandenen Geschütze („*Extract Inventary*“, datiert vom 29. April 1633). Äscher wurde übrigens kurz zuvor befördert. Das Obristenpatent wurde am 30. März 1633 in Innsbruck ausgestellt. Äscher ließ sich gerne auch zuvor „*Obrist*“ nennen. Die Kommission hielt im Einzelnen die 21 Geschütze fest, die der Stadt Hüfingen gehörten.⁷



Geschützrampe an der Innenseite der Villingener Stadtmauer im Bereich Franziskanergarten.

Foto: Michael Tocha.

Diese Hüfingener Geschütze kamen bei der Verteidigung von Villingen zum Einsatz, und zwar sicher vor dem 12. April 1633, denn da wird eine der Kanonen bereits als „*zersprungen*“ aufgeführt. Dieses „*Stückh*“ war im Garten vor dem Kaiserturm postiert. In diesem Bereich um das Bickentor hatte beim ersten Versuch der Württemberger, Villingen einzunehmen, der Kampf besonders heftig getobt.

Das oben angeführte „Inventar“ (siehe Anlage 2) vom April 1633 erwähnt auch, dass „8 *Metallene Stückblein*“ bei den Barfüßern vergraben waren und bei der Ankunft des Herrn Oberstleutnants Äscher in dessen Beisein ausgegraben und dem fürstenbergischen Oberamtmanne Ingolt⁸ übergeben wurden. Äscher kam mit seinen Soldaten am 7. November 1632 nach Villingen, also wurden die Kanonen bereits im November 1632 ausgegraben. Das entspricht auch den Aufzeichnungen im Tagebuch des Abtes Gaisser. Ob die an Fürstenberg zurückgegebenen acht Kanonen in Villingen geblieben sind und bei der Verteidigung Villingens Verwendung fanden, ist nicht ersichtlich, aber wahrscheinlich.

Zwei „*Stückblein*“ (kleine Geschütze) samt Munition wurden an den kaiserlich vorderösterreichischen Obristen Philipp Nikolaus Freiherrn von der Leyen zur Verteidigung seines Schlosses in Triberg übergeben. Die beiden 1633 nach Triberg verbrachten Geschütze fielen am 25. Dezember 1642 in die Hand von Soldaten des weimarischen Obristen Kanovsky bei einem Anschlag auf Triberg. Dabei wurde die Besatzung des Schlosses niedergemacht, soweit die Leute nicht in der Kirche waren, und das Schloss mit eigenen Leuten besetzt.⁹

Vier kleine „*Stückblein*“, darunter der „*Türk*“ aus dem Fürstenberger Bestand, nahm Oberstleutnant Äscher bei seinem Abzug am 3. Mai 1633 mit und

lieferte sie in Breisach ab. Nach einer späteren Mitteilung waren es die besten. Bereits Anfang März hatte der Oberstleutnant in einem Schreiben an den Kanzler Isaak Volmar nach Ensisheim (damals noch Sitz der vorderösterreichischen Regierung) Bericht erstattet. Äscher war der Meinung, er könnte über die Geschütze frei verfügen, so als hätte er sie dem Feind abgenommen.

So ganz einfach war ein Kanonentransport im Jahre 1633 nicht, wie ein Zwischenfall belegt, den der Abt des Benediktinerklosters St. Georgen in Villingen, Georg Michael Gaisser, in seinem Tagebuch berichtet. Er hatte den Zug bis Löffingen begleitet. Der Wagenzug musste in Wolterdingen anhalten, da *„ein Wagen, auf dem ein Geschütz befördert wurde, durch Stoß und Morschheit ins Schwanken geraten und unter seinem Gewichte zusammengebrochen war.“*¹⁰ Berücksichtigt man die bekannten Abzüge, so waren im Mai 1633 noch sieben Hüfnger Kanonen in Villingen. Wenn die acht dem Amtmann Ingolt übergebenen Kanonen doch in der Stadt geblieben waren, so hatte die Stadt insgesamt 15 Kanonen in Besitz. Um diese Kanonen wurde nun 30 Jahre lang gestritten.

1636 wandte sich Graf Wratislaus von Fürstenberg an den Landesherrn der vorderösterreichischen Stadt Villingen, Erzherzog Ferdinand III., König von Ungarn und Böhmen (ab 1637 römisch-deutscher Kaiser), mit der Bitte, die Stadt Villingen anzuweisen *„die etlichen Stück Geschütz so denen von Fürstenberg unabsprechlich zugehören zu restituieren“*.¹¹ Einen entsprechenden Befehl erhielten die Villingen am 9. Oktober 1636. Am 20. November wandte sich der Magistrat an die vorderösterreichische Regierung in der Festung Breisach, die übergangsweise dort ihren Sitz hatte,¹² mit der Bitte zu helfen, damit die Geschütze in Villingen verbleiben könnten. Am 27. November erteilte die Regierung einen negativen Bescheid, gewürzt mit dem freundlichen Hinweis, dass man die Befehle des Königs zu befolgen habe.

Am 31. Dezember 1636 richtete die Erzherzogin Claudia von Tirol ein Schreiben an Villingen,¹³ nachdem sie von Fürstenberg um Unterstützung gebeten worden war. Darin gebraucht sie recht deutliche Worte für das Verhalten der Villingen. Sie würden die Restitution beharrlich verweigern und hätten auch einen diesbezüglichen Befehl des Generalfeldzeugmeisters Hans Heinrich von Reinach missachtet. Villingen solle die Kanonen herausgeben und einen entsprechenden Bericht nach Innsbruck schicken.

Die Haltung der Hohen Obrigkeit ist verständlich, da Kaiser Ferdinand II. im Mai 1635 mit den meisten deutschen protestantischen Fürsten in Prag Frieden geschlossen hatte. Der Große Krieg im Südwesten Deutschlands machte eine kurze Pause, wenn auch der Kleinkrieg andauerte und Truppeneinzüge an der Tagesordnung waren. Der Villingen Magistrat war nach drei überstandenen Belagerungen nicht so optimistisch wie Kaiser Ferdinand und blieb bemüht, die Stadt in gutem Verteidigungszustand zu erhalten. Dazu waren die Hüfnger Kanonen höchst willkommen.

Im August 1641 wurde die Stadt Villingen von Mitgliedern des Hauses Fürstenberg, die sich in Feuerthalen bei Schaffhausen in der Schweiz¹⁴ aufhielten,

aufgefordert, die Hüfinger Kanonen herauszugeben oder wenigstens eine entsprechende Verpflichtung einzugehen. Die Stadt reagierte darauf im Oktober mit der Übersendung einer Aufstellung der Geschütze.¹⁵ Das Begleitschreiben ist nicht erhalten, aber auf wundersame Weise enthält das Dokument nicht sieben oder 15, sondern 18 Kanonen. Es waren also auch die dem Oberamtmann Ingolt übergebenen acht Stück in Villingen verblieben. Danach ruhte die Sache zwölf Jahre lang.

Am 2. September 1653 traf sich eine Abordnung der Stadt Villingen mit fürstenbergischen Beamten in Kirchdorf und schloss einen Vergleich, den Zehnten in Marbach und Rietheim betreffend. In diesem Zusammenhang kam auch die Frage der Restituierung der Hüfinger Kanonen zur Sprache. In der nachfolgenden Korrespondenz vertrat Fürstenberg die Ansicht, Villingen hätte eine verbindliche Zusage gemacht, die Geschütze mit allem Zubehör und in gutem Zustand zurückzugeben. Die Villingener bezeichneten die Besprechung als „Diskurs“ und verneinten jede Zusage. Bezeichnend für den Standpunkt der Stadt ist der auf dem Schreiben angebrachte Vermerk: *„Diese Stuckh waren im Feld meistens vergraben, wieder außdolben und in die Stadt gebracht, sonst etwa dann sein zu Handen kommen. Übrigs ist ein Discurs.“*¹⁶

In den Jahren 1654 bis 1657 erfolgte nun eine rege Korrespondenz, wobei man von Seiten Fürstenbergs versuchte, dadurch Druck auf Villingen auszuüben, dass man Zinszahlungen und Kapitalrückzahlungen an das Spital und die St.-Maria-Magdalenen-Pfründe einstellte. Die Stadt verschanzte sich hinter der vorderösterreichischen Regierung in Freiburg, die sich wieder an die nächste Ebene, die oberösterreichische Regierung in Innsbruck, wandte. Es wurde viel Papier beschrieben, ohne dass sich die Kanonen auch nur einen Millimeter bewegten. Die Situation in Villingen beschreibt ein Satz in einem vertraulichen Schreiben des Villingener Stadtschreibers Lipp an den österreichischen Statthalter in Freiburg wie folgt: *„Solche Stuckh, die doch wenig, Ihrer Art nach aber alhie sehr bequem und dienstlich, hingegen den Herren Grafen außer des Metallwerts wenig vortraglich. Auch alhiesige Bürgerschaft (welcher damit das halbe Herz mit Extradierung solcher bald abgeschnitten würde) diese schwerlich mit Ruhe abholen lassen würde.“*¹⁷

Anfang des Jahres 1660 nahm sich Graf Maximilian Franz von Fürstenberg (vom Stühlinger Zweig der Familie) der Sache in seinem und im Namen seiner Vettern von Fürstenberg-Mößkirch (heute Meßkirch) an. Er erreichte immerhin, dass Villingen am 2. August 1660 eine neuerliche Aufstellung der Geschütze erstellte,¹⁸ nun waren es insgesamt 15 Kanonen. Max von Fürstenberg wandte sich direkt an den Landesherrn Erzherzog Ferdinand Karl in Innsbruck und verklagte die Stadt Villingen. Er reiste auch selbst nach Innsbruck, um seiner Forderung Nachdruck zu verleihen. Nun blies der getreuen vorderösterreichischen Stadt Villingen doch ein recht rauer Wind ins Gesicht. Im selben Jahr noch wurde der Kriegsrat in Innsbruck tätig, dieser war für alle Militärangelegenheiten in Vorderösterreich zuständig. Im August 1661 befasste sich der Geheime Rat in

Innsbruck, die oberste Regierungsbehörde, mit dem Fall. Villingen wandte sich an die Regierung in Freiburg um Hilfe. Alle beteiligten Behörden verlangten von der Stadt immer wieder Unterlagen, Aufstellungen und Stellungnahmen, die von Villingen nur sehr zögerlich beigebracht wurden.

Graf Max von Fürstenberg wandte sich 1662 noch einmal an den Erzherzog Ferdinand Karl mit der Bitte, endlich anzuordnen, dass die Stadt Villingen die Hüfingen Kanonen zurückgebe. Der Statthalter in Freiburg, General Heinrich von Garnier, sandte tröstende Worte, erklärte sich aber im selben Schreiben nicht für zuständig, in schwebende Geschäfte der Regierung in Innsbruck einzugreifen. Dem Magistrat in Villingen war gar nicht wohl in seiner Haut. Doch plötzlich endete der aufgeregte Schriftverkehr.

Erst nach neun Jahren, im Jahr 1671, schrieb die Witwe des im September 1671 verstorbenen Grafen Franz Christoph von Fürstenberg-Mößkirch im Namen ihrer unmündigen Kinder wieder an die Stadt und versuchte, neben Fragen von gegenseitiger Schuldverrechnung eine Auslieferung der Geschütze zu erreichen. Das Schreiben ist auch von Froben Maria, dem Vormund ihres unmündigen Sohnes Froben Ferdinand (1664–1741), unterzeichnet.

Es gibt weiter keine Unterlagen, daher kann man davon ausgehen, dass die Kanonen von Hüfingen in Villingen verblieben und der Stadt in den Jahren 1703/1704 (Spanischer Erbfolgekrieg) noch gute Dienste bei der Verteidigung leisteten.

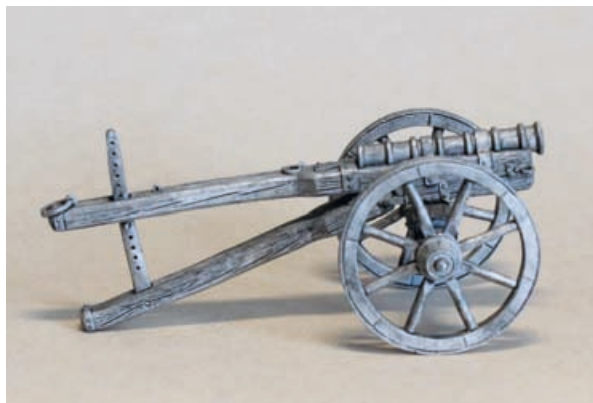
Am 1. Februar 1745 (Österreichischer Erbfolgekrieg) allerdings ließ der französische Marschall Charles Louis Auguste Fouquet de Belle-Isle (in der Region auch „Bellisle“ genannt) nach der Plünderung des Villingener Zeughauses die ganze in Villingen vorhandene Artillerie sowie die dazugehörige Munition nach Straßburg abführen.

Damit war das Schicksal der Kanonen von Hüfingen endgültig besiegelt.

Anlage 1

Im 17. Jahrhundert bestand ein Geschütz in erster Linie aus einem meist aus Bronze gegossenem Rohr – es gab aber auch Geschützrohre aus Eisen oder Messing – und der Lafette, eine aus Holz gefertigte Auflage für das Rohr mit zwei Rädern. Zum Transport wurden die Rohre abgehoben, bei schweren Kanonen wurde dazu ein Hebezeug, eine Art Kran, benötigt. Das Rohr wurde auf einen Wagen geladen und eventuell auch die Lafette zerlegt und die Räder und das Lager dazugelegt. Kanonen, die zur Verteidigung in Festungsanlagen dienten, meist kleinere Kaliber, hatten oft gar keine Lafette und Räder, sondern das Rohr wurde einfach auf einem Bock fixiert. Es gab keine verbindlichen Vorgaben für Rohrdurchmesser und die Größe der Kugeln. Die Feuerkraft wurde in Pfund angegeben: 1/2, 3/4, 1 bis 40 Pfund. Je schwerer das Geschoss, desto größer war das Geschütz und umso mehr Pulver wurde benötigt. Einzelne, besonders wertvolle Geschütze hatten einen Namen. Es waren dies meist prachtvoll verzierte

Bronzekanonen. Die in Hüfingen stationierten Kanonen waren in der Hauptsache einfache Stücke, viele aus Eisen. Nur eine hatte auch einen Namen, sie hieß „*der Türk*“. Die allgemein übliche Bezeichnung für ein Geschütz war „*Stückh*“ („*Stückhlein*“).



Geschütz (Feldschlange oder Culverine). Kanontyp von Mitte des 15. Jahrhunderts bis ins 17. Jahrhundert. Das hier abgebildete Modell (Miniatur) kann bei Alexander Lunyakov bezogen werden.

(www.blackpen.de [12.2.2016]).

Anlage 2

Auszug aus dem Inventar vom 29. April 1633:

Wie das nöben Herrn Obristen Äscher von Bürgermeister und Rath der Statt Villingen unterm 12. Apprillis 1633 außgefertigt und darinnen Fürstenbergische Stückhlein befündt worden wie volgt.

Erstens auf dem Franciscaner Thor stehet ein Eisern Stückh sambt den Rädern und Laveten, gehört nacher Hüffingen.

Vor dißem thore ausserhalb auf dem Rundellgewölb stehet ein Eisern und ein Mössin Stückhlein, sambt allen Zuegehörde, gehören auch nach Hüffingen.

Item in dem Parfüsser Closter auf der Sommerlauben stehen 2 Stückhlein, Ihr namb Scharpfindinlin, sambt den Rädern und Laveten, gehören nacher Hüffingen.

Item vors Kaysers thurn in dem garten stehet ein Stückhlein welches versprungen, so nacher Hüffingen gehörig.

Item auf dißem thurn stehet ein eisern Schlenglein und ein Veldtstückhlein, gehören nacher Hüffingen.

Item auf der Paterey bey Schäffers Hauß stehet das gros eüsern Stückh von Hüffingen.

Item auf der Paterey bey Herrn Praelaten Hauß stehen 2 lehre Laveten und Räder gehören nacher Hüffingen.

Item in dem Zeughaus stehen 2 eüsern Hüffinger Stückhlein.

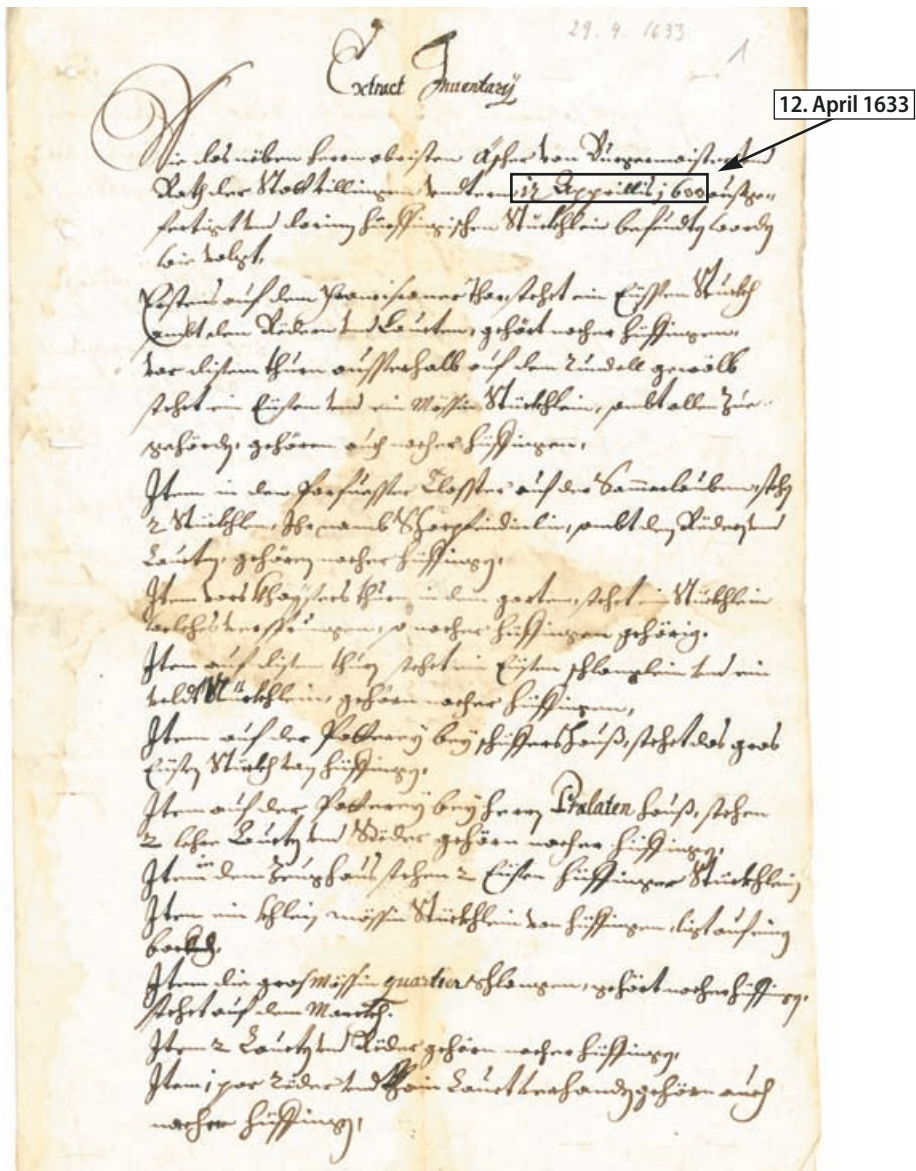
Item ein khlein mössin Stückhlein von Hüffingen ligt auf einem bockh.

Item ein gros Mössin Quartierschlangen, gehört nacher Hüffingen, stehet auf dem Markt.

Item 2 Laveten und Räder gehören nacher Hüffingen.

Item 1 par Räder und khein Lavet vorhanden gehören auch nacher Hüffingen.

Item 8 Metallene Stücklein so bey den Parfüssern vergraben gewest, zu ankunfft Herrn Obristen Äschers aber in beysein selbigen Guardian außgegraben und Herrn Oberambtmann Ingolt¹⁹ eingeliefert worden. (...)



Autor

JOHANN DIETRICH VON PECHMANN

ist 1939 in Wien geboren und lebt in Mönchweiler. Er ist Diplom-Kaufmann und war früher Controlleur. Heute ist er freier Mitarbeiter im Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.

Johann Dietrich von Pechmann
Goethestraße 16
78087 Mönchweiler
dieterpechmann@gmx.de

Anmerkungen

- 1 JOHANN BAPTIST STEIDLIN: *Lydius Austria-cus*. Rottweil 1634. Siehe bei JOSEF GRONER in: *Hohenzollerische Heimat*. März 1982 (Seite 6). – Weitere Literatur zum Dreißigjährigen Krieg in der Region: CHRISTIAN RÖDER: *Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen während des dreißigjährigen Krieges*. In: *Schriften der Baar*. Band 9 (1880). *Donaueschingen*. – PAUL REVELLIO: *Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen*. Schriftenreihe der Stadt Villingen. 1964 (ab Seiten 284).
- 2 KARL HEINRICH ROTH VON SCHRECKENSTEIN: Ein gleichzeitiger Bericht über das vom württembergischen Kriegsvolke am 15. Oktober 1632 in Hüfingen angerichtete Blutbad. In: *Zeitschrift der Gesellschaft zur Beförderung der Geschichts-, Alterthums- und Volkskunde von Freiburg*, Band I (1867/1869, ab Seite 57).
- 3 Abt Gaisser berichtet in seinem Tagebuch (siehe 5) von zwei Besuchen in Konstanz bei Graf Wratislaus von Fürstenberg (siehe dazu 11) im Februar und März 1633 (Seite 315 und 333).
- 4 Siehe 2.
- 5 STADTARCHIV VILLINGEN (Hg.)/JOSEF FUCHS (Bearb.): *Tagebuch des Abt Michael Gaisser der Benediktinerabtei St. Georg zu Villingen*. Band 1 (1621–1635). Villingen 1971 (Seite 336).
- 6 Stadtarchiv Villingen-Schwenningen. Bestand 2.1, Faszikel E 64 (Seite 16).
- 7 Siehe Anlage 2.
- 8 Johann Wilhelm Ingolt, fürstenbergischer Oberamtmann in Donaueschingen.
- 9 A. BECHTOLD: *Der Überfall von Triberg am Weihnachtsmorgen 1642*. In: *Die Ortenau* 1921/6 (ab Seite 73).
- 10 Siehe 5 (ab Seite 356).
- 11 König Ferdinand III. schreibt am 9. Oktober 1636 aus Wallenstein an „*unseres gnedigsten geliebtesten Herren Vatters bestellten Obristen Graff Wratislau von Fürstenberg*“. Quelle: Stadtarchiv Villingen-Schwenningen. Bestand 2.1, Faszikel E 64 (Seite 11). – Es dürfte damit Wratislaus II. Graf von Fürstenberg-Mößkirch („*der Jüngere*“) gemeint sein (1600–1642, Begründer der Linie Fürstenberg-Mößkirch). Es gibt Anhaltspunkte dafür, dass Hüfingen in dieser unruhigen Zeit zu Fürstenberg-Mößkirch (heute Meßkirch) gehört hatte. Allerdings bedarf dies noch näherer Untersuchungen.
- 12 Frankreich trat 1633 in den Dreißigjährigen Krieg ein. Die vorderösterreichische Regierung in Ensisheim verlegte nach dem Verlust wesentlicher Teile des Elsass den Regierungssitz nach Breisach (bis zum Fall der Festung Breisach im Dezember 1638). Nach Eroberung der Festung durch Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar konnte der österreichische Kanzler Isaak Volmar sowie der Festungskommandant Oberst Äscher (Kommandant in Villingen 1632/33) mit den überlebenden Soldaten abziehen. Quelle: *Wikipedia*. *Stichwort: Belagerung von Breisach* [30.1.2016].
- 13 Stadtarchiv Villingen-Schwenningen. Bestand 2.1, Faszikel E 64 (Seite 16). Das Schreiben gibt Rätsel auf, denn es heißt dort: „*Uns verständigt Vratislaus Graf zu Fürstenberg, dass seiner obhabenden Vormundschaft Beambte in Zeit Schwedischen Ein- und Überfalls [...] Innsbruck, 31. Dezember 1636*“.
- 14 Im Jahr 1638 erwarben die Grafen von Fürstenberg ein Hofgut in Feuerthalen bei Schaffhausen, richteten dort ihr Archiv ein und konnten es so vor den Wirren des Dreißigjährigen Krieges retten.
- 15 Siehe 6 (Seite 9).
- 16 Siehe 6 (Seite 20).
- 17 Siehe 6 (Seite 41).
- 18 Siehe 6 (Seite 58).
- 19 Siehe 8.

Von der Baar an den Bodensee: Franz Sales Wocheler – Ein Mönch aus Villingen, Pfarrer und Bildungsreformer in Überlingen

von MICHAEL RAUB

*Gott gebe, daß das Schulwesen durch
allzudetaillierte Einmischung [...] nicht
etwa gehindert statt befördert werde.*

Franz Sales Wocheler

In Überlingen fällt dem Besucher auf dem Münsterplatz ein graues, überlebensgroßes Denkmal mit der Büste eines freundlich dreinblickenden Mannes mit rundlichem Gesicht auf.

Laut den vier Sockelinschriften ist es „*Dem Allverehrten Franz Sales Wocheler*“, „*Dem Stadtpfarrer, Decan und Geistl. Rath, Ritter des Zaebinger Loewen-Ordens*“ sowie „*Dem Freunde des Volkes, dem Stifter des Schulfond's und d. Bibliothek*“, von der „*Dankbare[n] Stadt und Seine[n] Verehrer[n]*“ „*Zum hundertjährigen Geburtstag*“ gewidmet. Daneben findet sich noch der Wahlspruch des Geehrten: „*Seid immer frohen Muthes!*“¹ Mit diesem klassischen und eher schlichten Denkmal – Provokationen im Stil von Peter Lenks Skulpturen waren noch nicht in Mode – erinnerte die Bürgerschaft von Überlingen 1878 an ihren großen Wohltäter im 19. Jahrhundert.

Der Überlinger Schul- und Bildungsreformer

Was hatte dieser Mann geleistet? Am 15. August 1820 wurde Franz Sales Wocheler (1778–1848), bisher für zwei Jahre Pfarrer im klettgauischen Tien- gen, Stadtpfarrer in Überlingen und gleichzeitig auch erzbischöflicher sowie landesherrlicher Schuldekan.

Das Denkmal Franz Sales Wochelers auf dem Überlinger Münsterplatz. Foto: Michael Raub.



Die Schulsituation, die Wocheler in dem Städtchen am Bodensee vorfand, war wenig erfreulich. Die ehemals im Mittelalter wohlhabende Reichsstadt hatte ohnehin seit der frühen Neuzeit einen Niedergang erlebt, wie viele andere Orte, die keine Residenzstädte waren. Durch die Mediatisierung in den Jahren 1802/03 wurde sie dem neuen Großherzogtum Baden zugeschlagen und verlor dabei etliche ihrer alten Rechte. Hinzu kamen erhebliche Belastungen und Teuerungen durch die vorangegangenen napoleonischen Kriege. So war die aus dem Mittelalter stammende städtische Lateinschule heruntergekommen und bestand noch aus zwei Kursen, die der Volksschule angegliedert waren. Daneben gab es die „deutsche“ Schule, eine ebenfalls aus dem Mittelalter stammende Volksschule, in der Jungen und Mädchen unterrichtet wurden.²

Zugute kam Wocheler allerdings, dass Großherzog Ludwig, wie seinerzeit allgemein üblich, großen Wert auf das Bildungswesen in seinen Ländern legte.³ So ging er daran, mangels einer entsprechenden Finanzkraft der Stadt aus verschiedenen Stiftungen einen Schulfonds zu gründen, der die Grundlage für eine entscheidende Reform des örtlichen Schulwesens bildete. Eine Einheitsschule sollte fünf Elementar- und drei Aufbauklassen enthalten, deren Fächer sich an der humanistischen Bildungstradition orientierten. Für die Abgänger der Elementarschule, die nun einen Beruf ergriffen, sollte es eine Sonntagsschule geben, die aber weniger der Wissensvermittlung als vielmehr der Sozialisierung im Sinne von Staat und Kirche dienen sollte: Die Heranwachsenden sollten von Unfug und rohen Sitten ferngehalten und zu guten Bürgern erzogen werden.⁴

1830 billigte der Überlinger Gemeinderat einstimmig Wochelers Vorlage zur Neugestaltung des Schulwesens mit mehreren Schulen. Die öffentliche Anerkennung ließ nicht lange auf sich warten: Im selben Jahr wurde ihm wegen seiner Verdienste um das Schulwesen die Goldene Verdienstmedaille des neuen Großherzogs Leopold verliehen.

Neben der Förderung der Schulen selbst strebte Wocheler eine Verbesserung der Aus- und Weiterbildung für Lehrer sowie der allgemeinen Volksbildung an. Dazu stiftete er 1831 seine aus über 10.000 teils kostbaren Bänden bestehende, meist aus den Beständen säkularisierter Klöster gerettete Büchersammlung der Stadt. Hinzu kamen etwa 30 mittelalterliche Handschriften, deren älteste aus dem 11. Jahrhundert stammt.⁵ Damit sollte die Stadt eine öffentliche Bibliothek einrichten.

Es mag heute erstaunen, dass die Stadt wegen der damit verbundenen Kosten dies zunächst ablehnte, doch sollte man sich vergegenwärtigen, dass die Lesekultur damals noch wenig Wertschätzung, wenn nicht gar Ablehnung erfuhr. Von konservativen Kreisen wurde das Lesen noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als „*Lesewut, Lesesucht oder Leseseuche*“⁶ abgetan und sogar für schädlich gehalten, weil die in den Texten enthaltenen Gedanken teils als aufreißerisch, teils als sittlich verderblich galten, vor denen es das gemeine Volk, besonders jedoch die Jugend, fernzuhalten galt. Wocheler stiftete seine Bibliothek in einer Zeit, als sich viele Menschen noch kaum Bücher leisten konnten.



Das auf das Mittelalter zurückgehende „Steinhaus“ mit der Leopold-Sophien-Bibliothek in Überlingen. Foto: Michael Raub.



Blick ins Magazin der Leopold-Sophien-Bibliothek. Foto: Michael Raub.

Öffentliche Leihbüchereien waren damals in Deutschland gerade erst im Entstehen.

Die zunächst geringe Wertschätzung von Bibliotheken durch die Stadt Überlingen zeigt sich auch daran, dass noch im Jahre 1810 die meisten der Bände verkauft wurden, die erst 1803/1804 im Zuge der Aufhebung der Überlinger Klöster an die bereits bestehende städtische Bibliothek gelangt waren.⁷

Indem Wocheler alle Widerstände überwinden und die Einrichtung der Bibliothek durchsetzen konnte, für die er als Namenspatron auch noch das damalige badische Herrscherpaar gewinnen konnte, zählt er damit zu den Pionieren des Bibliothekswesens, das der allgemeinen Förderung der Bildung dienen sollte.⁸ Die „Leopold-Sophien-Bibliothek“, gegründet 1832, war die erste öffentliche Bibliothek Badens. Untergebracht in dem historischen „Steinhaus“ mitten in der historischen Altstadt, besteht sie in dieser Funktion bis heute und enthält allein etwa 17.000 Monographien aus der Zeit bis 1800. Der Gesamtbestand umfasst inzwischen rund 53.000 Bände.⁹

Weitere Aufgaben und Ehrungen folgten: 1831 wurde Wocheler zum erzbischöflichen Dekan des Linzgaus gewählt. Im gleichen Jahr erhielt er eine Gedächtnismedaille zur Bibliotheksstiftung mit handschriftlicher Widmung des Großherzogs, im Jahr darauf den Ritterorden vom Zähringer Löwen und im Folgejahr den Ehrentitel eines Geistlichen Rates des Erzbistums Freiburg. 1878 stiftete die Stadt zum Gedenken an den hundertsten Geburtstag Wochelers das erwähnte Denkmal. Bis heute trägt eine Schule seinen Namen.

Der Mönch aus dem Villingen Benediktinerkloster

Über Wochelers Herkunft verrät das Denkmal in Überlingen allerdings nichts. Der Hochgeehrte hat seine geistigen Wurzeln auf der Baar! 1778 als Sohn eines mittellosen Dorfschullehrers aus Ballrechten bei Staufen im Breisgau geboren, kam Josef Wocheler¹⁰ 1790 als Zwölfjähriger auf das Gymnasium der Benediktiner in Villingen. Es ist bekannt, welche Reputation und Ausstrahlung dieses Gymnasium auf die Umgebung hatte. Daran wurde in jüngster Zeit durch die Ausstellung der wiedergefundenen und restaurierten Theaterkulissen erinnert,¹¹ die offensichtlich aus dem ehemaligen Franziskanerkloster oder dem Gymnasium der Benediktiner stammen, dessen reiche Theatertradition gut belegt ist.¹² Aber die herausragende Reputation des Gymnasiums, „eine der besten Schulen im ganzen Südwesten“¹³, erstreckte sich auch auf die klassische Gelehrsamkeit. So war es kein Zufall, dass im Jahre 1790 ein zwölfjähriger aufgeweckter Junge auf die Villingen „Eliteschule“¹⁴ kam.

Die lange Bildungstradition des Benediktinerordens konnte dem jungen Wocheler viel bieten, was dieser begierig aufgriff. In einem späteren Brief aus dem Jahre 1809 spricht er von seiner regelrechten „Studiensucht“¹⁵. Er habe sich „*durch gute Sitten, unermüdeten Fleiß und guterstklässigen Fortgang die Zufriedenheit und Liebe [s]einer Lehrer*“¹⁶ erwerben können. Um seinen Interessen weiter nachgehen zu können, trat er 1797 in das Villingener Benediktinerkloster ein und nahm 1799 mit dem Ordensgelübde den Ordensnamen Franz Sales an. Die Profess scheint nicht in erster Linie religiös motiviert gewesen zu sein, denn nach eigener Aussage waren es „*die vortreffliche Bibliothek in dem Benediktinerkloster, einige in demselben lebende gelehrte Männer samt der Aussicht, einst zu einer für Kirche und Staat nützlichen Beschäftigung zu gelangen*“¹⁷, die den Ausschlag zum Eintritt in das Kloster gegeben hatten.

Die Atmosphäre in dem Konvent war alles andere als frömmelnd, sonst hätte sie den jungen Mann auch kaum so angesprochen. Die ursprüngliche benediktinische Weltabgewandtheit, die sich einst in der Wahl einsamer Standorte für die Klostergebäude ausgedrückt hatte, war einer ausdrücklichen Weltzugewandtheit gewichen, nicht zufällig war das Villingener Kloster *intra muros* (innerhalb der Stadt) gelegen. Die Patres verstanden sich nicht länger in erster Linie der Kontemplation oder religiösen Riten verpflichtet, sondern zunehmend einer zeitgemäßen Intellektualität und Gelehrsamkeit. Für diese Neuorientierung sprechen der Bau des Gymnasiums mit seinem hohen Bildungsanspruch und eine zunehmende Zahl wissenschaftlicher Veröffentlichungen.¹⁸

Wie in zahlreichen Benediktinerklöstern des ausgehenden 18. Jahrhunderts lässt sich auch hier eine „*Entwicklung des Konvents von einer asketischen Mönchsgemeinschaft zu einem fast bürgerlichen Gelehrtenzirkel*“¹⁹ beobachten. Zu Wochelers Lehrern dürften die Patres Gottfried Lumper und Georg Maurer gezählt haben, die als aufgeklärte Theologen viel Anerkennung fanden, aber auch Kritik auf sich zogen. Sie haben neben Wocheler etliche andere Schüler geprägt, von denen später bemerkenswert viele als Rationalisten und Reformer in Erscheinung traten.²⁰

Auch für Wocheler stand weiterhin die Bildung im Vordergrund, von mönchischer Frömmigkeit ist nicht die Rede: „*Hier überließ ich mich mitten unter den mannigfaltigen Stürmen dieser Zeit einzig meinem Streben nach Wissenschaften und studierte mit dem angestrengtesten Fleiße und gutem Fortgang zur freudigen Zufriedenheit meiner Oberen und Lehrer die Theologie vom Jahre 1797–1801.*“²¹ Nachdem er schon zuvor als Repetitor und Aushilfslehrer gearbeitet hatte, wurde er bereits 1801 im Alter von nur 23 Jahren Professor – so die damalige Bezeichnung für einen Gymnasiallehrer – für Rhetorik und Poesie. Im Jahr darauf empfing er die Priesterweihe.

Zusätzlich zu seinem Lehramt übernahm er die Aufgabe eines Seelsorgers, wobei die äußeren Umstände erhebliche Belastungen mit sich brachten. Ihm wurde die Pfarre Pfaffenweiler *ex currendo* (das heißt: man muss hinlaufen) zugewiesen, er musste sich also vom Villingener Konvent aus darum kümmern.

Heute in wenigen Minuten mit dem Auto von Villingen erreichbar, war das Dorf damals immerhin „eine Stunde“²² entfernt und damit, vor allem im Winter und bei schlechtem Wetter, nur schwer erreichbar. Er musste daher von seinen kärglichen Zuwendungen noch ein Pferd unterhalten sowie zwei kränkliche Schwestern aufnehmen und versorgen. Dabei machte Wocheler zunehmend eine Augenkrankheit zu schaffen, die ihn als lesebegeisterten Intellektuellen stark belastete.²³ Die allgemeinen Zeitumstände dürften erschwerend hinzugekommen sein: Villingen hatte seit den neunziger Jahren unter den napoleonischen Kriegen und den damit verbundenen Truppeneinquartierungen zu leiden.²⁴

1806 wurde das Kloster aufgehoben und erst von Württemberg, dann von Baden ausgeplündert. Das Gymnasium wurde als „Pädagogium“ mit eingeschränktem Angebot noch ein paar Jahre weitergeführt. Wocheler war bereit, weiterhin Latein zu unterrichten unter der Bedingung, „*dass mit dem Gymnasium keine klösterliche Einrichtung verbunden bleibt.*“²⁵ Auch er litt also an „*Änderungssucht*“, wie Ignaz Speckle, der letzte Abt von St. Peter, die verbreitete Abneigung gegen die Mönchskutte und damit die mönchische Existenz bezeichnete. Hier zeigt es sich nochmals deutlich, dass Wochelers Eintritt in das Kloster nicht von monastischen Idealen bestimmt war. 1809 gab er wegen seines Augenleidens sein Lehramt auf und beschränkte sich auf seine Aufgaben in der Seelsorge.

Wocheler schrieb später, er habe sich während seiner Studien von den Umwälzungen und Wirren seiner Zeit nicht beeindrucken lassen.²⁶ Trotz der erwähnten hinzukommenden persönlichen Widrigkeiten scheint er sich in der Pfarre Pfaffenweiler, die damals nach seinen Angaben gerade einmal 30 Familien zählte²⁷ und damit weniger als 200 Einwohner umfasst haben dürfte, dennoch sehr engagiert zu haben. So schrieb er eine Reihe von langen Briefen an Wessenberg, in denen er immer wieder um Unterstützung für die Realisierung seiner Ideen bittet.

Sein Ziel war die „*Beförderung und Verbesserung des Schulwesens und [...] Einführung einer vernünftigen und geschmackvollen Gottesverehrung bei häuslichen und kirchlichen Andachten*“²⁸. Beachtenswert sind hier zwei Schlüsselbegriffe, die später noch in einem größeren Rahmen beleuchtet werden sollen: Bildung und Vernunft. In diesem Sinne forderte er wenigstens 100 Bibeln zur Unterweisung der Gläubigen.²⁹ Neu ist hier, dass diese selbst lesen und nicht einfach von der Kanzel herab belehrt werden sollen. Dieses Prinzip entspricht bis heute einer modernen Pädagogik. Die Förderung der Bibellektüre diene darüber hinaus der Förderung einer Lesekultur, die über den religiösen Anlass hinausgeht.³⁰

Dem Vorrang, den Wocheler der Bildung einräumt, entspricht ein teilweiser Verzicht auf althergebrachte, ritualisierte religiöse Praktiken. Nachdem es auf Bittgängen zu „Unordnungen“ gekommen sei, habe er

[...] seit zwei Jahren statt den Bittgängen, welche am Markustag, am Montag, Dienstag, Mittwoch, Samstag und Sonntag in der Kreuzwoche und am Sonntag nach dem Fronleichnamsfest nach Villingen und Herzogenweiler

verrichtet werden, an jedem der genannten Tage eine Predigt und Betstunde vor ausgesetzten (...?) gehalten. – Allgemeine Erbauung und Zufriedenheit lohnte meine Mühe. Diese Tage waren mir am tauglichsten, um über Gebeth, Vorsehung, Arbeitsamkeit, Verhalten in itzigen Zeiten, einige häußliche Angelegenheiten besonders Schutzpocken zu reden. Theils um in dem System meine Kanzelrede nicht ändern zu müssen, theils um meinem Ansehen nichts zu vergeben und so der guten Sache zu schaden, habe ich auf dieses Jahr an genannten Tagen den nemlichen Gottesdienst zu halten für nothwendig gefunden.³¹

Wocheler ging es neben der religiösen Erbauung um praktische Fragen des Lebens. Dass er über Pockenimpfung schreibt, zeigt ihn auf der medizinischen Höhe der Zeit – die Entdeckung der Kuhpockenimpfung in England lag noch nicht einmal ein Jahrzehnt zurück.³² Arbeitsmoral und Zeitumstände scheinen ebenfalls Thema gewesen zu sein.

Dieser Reformeifer wiederholt sich, wenn Wocheler schreibt, dass er am Sonntag nach dem Fronleichnamfest einen traditionellen „*Betttag des ausgesetzten Hochwürdigsten in der Monstranz, gehalten von Morgens 4 bis Abends 4 Uhr*“³³ abgeschafft habe. Dieser habe am Nachmittag nur „[...] in einem gewöhnlich ohne Erbauung hergebetteten [sic!] Rosenkranz“³⁴ bestanden. „*Die Abschaffung des Bettages wäre nun die beste Gelegenheit einen nachmittäglichen Gottesdienst zu halten und ebendadurch dem nachmittäglichen Herumschwärmen junger Leute besser vorzubeugen.*“³⁵ Später, in Überlingen, sollte er ja diese Gedanken bei der Einrichtung der Sonntagsschule weiter verfolgen: Die Kinder und Jugendlichen sollten nicht herumstreunern, sondern zu sittsamen Bürgern erzogen werden.

1809 schrieb Wocheler, wie bereits erwähnt, von einer progredienten Augenkrankheit, wodurch es ihm auf Dauer unmöglich sei, beide Ämter – Lehrer am inzwischen badischen Villinger Gymnasium und Pfarrer in Pfaffenweiler – gleichzeitig wahrzunehmen. Er will sich nun ganz der Seelsorge widmen und bittet Wessenberg um die Versetzung in die Pfarre Krozingen, nicht weit von seinem Heimatdorf Ballrechten im Breisgau. Er bittet um ein angemessenes Gehalt, dies aber nicht für seinen privaten Wohlstand, sondern zur Realisierung seines künftigen Bildungsprogramms:

Ich werde zufrieden nehmen, was sich nur auf soviel erträgt, daß ich mich mit meinen zwei kränklichen Schwestern erhalten kann und noch etwas übrig bleibt zu Almosen – zur jährlichen Anschaffung einiger Bücher und zur Bestreitung solcher Ausgaben, die unvermeidlich nothwendig sind, wenn man mit schnellen und guten Erfolgen das Schulwesen verbessern, unter dem Volke gute Bücher, reinere Grundsätze und Gesinnungen verbreiten und eine vernünftige geschmackvolle häusliche und kirchliche Gottesverehrung einführen und befördern will.³⁶

Nach Krozingen kam Wocheler nicht, aber er kam als Pfarrer – und nun als Weltgeistlicher, also kein Mönch mehr – 1810 nach Kappel bei Freiburg. Ab 1818 war er für zwei Jahre Stadtpfarrer in Tiengen im Klettgau. Wir wissen wenig über diese Jahre, aber nun fungierte er auch als Schuldekan. Also hatte er sein eher weltliches Ziel weiterverfolgt, sich der Schulbildung zu widmen. Am 15. August 1820 wurde er schließlich Stadtpfarrer in Überlingen, wo sich ihm ein weites Betätigungsfeld eröffnete, wie es oben bereits dargestellt wurde. Frei von finanziellen Sorgen, konnte er sich der Reform widmen, besser gesagt, dem Aufbau des Überlinger Schulwesens.³⁷

Wocheler als katholischer Aufklärer?

Es ist kein Zufall, dass sich Wocheler mit den zitierten reformerischen Anliegen an seinen kirchlichen Vorgesetzten wandte, nämlich Ignaz Heinrich von Wessenberg, seit 1801 Generalvikar des Bistums Konstanz. Als er seine Pfaffenweiler „Pfarrkinder“ – wie er sie immer wieder nennt – mit Bibeln versorgen wollte, schrieb er an Wessenberg, man habe ihm gesagt, „daß alle Pfarrer wegen Anschaffung der Hl. Schrift, welche durch Veranstaltung S. Hoheit des Fürsten Primas herauskömmt, sich an Euer Excellenz Selbst wenden dürfen.“³⁸ Dieser Primas des Rheinbundes war Karl Theodor von Dalberg (1744–1817), die wohl bedeutendste Persönlichkeit des deutschen Katholizismus in ihrer Zeit. Er forcierte von höchster Stelle aus die Bibellektüre der Gläubigen – fast könnte man meinen, es handle sich hier um eine lutherisch-protestantische Maßnahme. Auch die anderen, oben erwähnten Reformmaßnahmen in seiner Gemeinde hat

Wocheler ja nicht zu verheimlichen versucht, sondern Wessenberg ganz offen mitgeteilt und rational begründet. Er konnte sich also sicher sein, bei Wessenberg auf offene Ohren zu stoßen.

Wessenberg war eine der zentralen südwestdeutschen Persönlichkeiten der sogenannten „katholischen Aufklärung“ oder, besser gesagt, des „Reformkatholizismus“, die sich in einem komplexen Spannungsfeld von gesellschaftlichen, geistigen und kirchenpolitischen Strömungen seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelte.³⁹ Diese Reformbewegung wollte durch Bildung und Gebrauch der Ver-



Franz Sales Wocheler, Gemälde in der Überlinger Leopold-Sophien-Bibliothek (LSB).

Foto: LSB Überlingen.

nunft eine vertiefte Religiosität jenseits traditioneller Formen erreichen. Sie besaß Gemeinsamkeiten mit der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, speiste sich aber auch aus eigenen Wurzeln, so zum Beispiel aus unerfüllten Forderungen des Konzils von Trient und der Reaktion gegen den Barockkatholizismus.

IRMTRAUD GÖTZ VON OLENHUSEN stellt in ihrer Habilitationsschrift über die Sozialgeschichte katholischer Priester im 19. Jahrhundert in der Erzdiözese Freiburg tabellarisch die Programmatik der Reformer derjenigen der ultramontanen, das heißt der am römischen Papsttum orientierten Traditionalisten innerhalb der katholischen Kirche gegenüber. Die reformerischen Kräfte waren nationalkirchlich und damit gegen eine direkte Unterordnung unter der Kurie gesinnt, womit sie etwa im Gegensatz zu den Jesuiten standen. Statt hierarchisch, also vor allem durch Rom vorgegeben, sollten Entscheidungen auf Kirchenversammlungen im Sinne von mehr Mitbestimmung getroffen werden. Ihnen galt die aus der Vernunft gewonnene Erkenntnis mehr als die Dogmen der Tradition. Der Glaube an Geheimnisse, Mysterien und Wunder sollte einem Vernunftglauben weichen, auch mit den überlieferten Offenbarungen sollte so verfahren werden. Daneben zeigt sich eine Tendenz zur Verinnerlichung und Individualisierung: Eine auf das eigene Gewissen bezogene Moral sollte äußerliche Bußwerke und Ablässe ersetzen, ein internes Über-Ich ein externes, die Autonomie des freien Willens den Gehorsam. Kurz gesagt: Gewissen statt Dogma.

Die kirchlichen Reformer wollten die Wortverkündung an die Stelle religiöser Rituale setzen, das Gewissen und eine autonome Moral an die Stelle der Angst vor Höllenstrafen. Sie betonten den Vorrang von Rationalismus und Wissenschaft vor der Neuscholastik und klerikalen Dogmen sowie die Gültigkeit bürgerlicher Gesetze vor kirchlicher Kasuistik und Morallehren. Die Toleranz gegenüber Andersdenkenden und -gläubigen sollte im aufklärerischen Sinne die traditionelle aufdringliche Mission ersetzen.⁴⁰ Nach diesem Verständnis änderte sich auch die Funktion der Kirche. Sie hatte nach FRANZ SCHNABEL

[...] im Grunde nicht mehr die Aufgabe, die Menschen ihrem ewigen Heil zuzuführen und den einzelnen in diese Heilsgemeinschaft einzuordnen, sondern das Ziel ihrer Tätigkeit sollte die Erziehung eines edlen, humanen, harmonisch gebildeten Menschentums sein. Verträglichkeit und Milde gegenüber der Schwesterkirche zeichnete den Geistlichen mehr aus als Glaubens-tiefe und religiöser Eifer. Das Verdienst der guten Werke trat zurück hinter der Humanität, der Sorge um die irdische Wohlfahrt. Predigt und Belehrung wurden wichtiger als die Messe und der Empfang der Sakramente.⁴¹

Diese katholische Reformbewegung gewann vor allem im habsburgisch geprägten südwestdeutschen Raum erheblichen Einfluss. Auf diesem Hintergrund wird deutlich, dass Wochelers Briefe an Wessenberg zeit- und regionaltypische Dokumente sind: Er wollte die Pfaffenweiler mit Bibeln unterweisen und traditionale Frömmigkeitsrituale zurückdrängen. Es ging ihm um praktische Verbesserungen im Leben der Menschen. Dem entspricht Wochelers Utilitätsdenken, das sich an

seinem Wunsch zeigt, er habe mit seinem Eintritt ins Villingen Kloster – wie oben bereits zitiert – „zu einer für Kirche und Staat nützlichen Beschäftigung [...] gelangen“⁴² wollen, eine Zielsetzung, die auf das Diesseits und nicht auf ein ewiges Seelenheil verweist. Im gleichen Brief erwähnt er eine Augenkrankheit, die dazu führen könne, ihn „für Kirche und Staat beinahe unbrauchbar zu machen“⁴³. Eine solche Befürchtung hätte auch ein Monarch des „Aufgeklärten Absolutismus“ äußern können. Sein bereits zitiertes Streben nach „Beförderung und Verbesserung des Schulwesens und [...] Einführung einer vernünftigen und geschmackvollen Gottesverehrung bei häuslichen und kirchlichen Andachten“⁴⁴ zielt auf zwei zentrale Anliegen der Reform: Bildung und Vernunft, die sich gegenseitig bedingen und ergänzen.

Für solche Ziele und für ein solches Denken erwies sich der Konstanzer Generalvikar Ignaz Heinrich von Wessenberg, hinter dem Fürstprimas Dalberg stand, als der geeignete Adressat. Wessenberg ging es ebenfalls um die Veränderung des Menschen, die er über die Kirche erreichen wollte. So reformierte er die Priesterausbildung am Meersburger Seminar weg von der Scholastik hin zu rationalistischer Wissenschaftlichkeit. Die Bildung sollte, ähnlich wie bei Wocheler, auf den Gottesdienst ausgeweitet werden, indem er die für die einfache Bevölkerung unverständliche lateinische Sprache durch das Deutsche ersetzte und die Predigt anstelle der Eucharistiefeyer in den Mittelpunkt rückte. Heiligenverehrung, Wallfahrten und Bettelorden wurden zurückgedrängt. Ähnlich wie im Protestantismus sollten die Gotteshäuser von allem überflüssigen Prunk gereinigt werden. Damit ging eine Zunahme religiöser Toleranz einher, da Wessenberg nun sogar die Einsegnung konfessionsverschiedener Ehen zuließ.⁴⁵

Dass auch Wocheler sich gegenüber Andersgläubigen tolerant zeigte, belegt ein weiterer Brief. Im neu gegründeten Königfeld hatte sich auf württembergischem Gebiet seit 1806 die Herrnhuter Brüdergemeine entwickelt. Das muss die Aufmerksamkeit Wessenbergs geweckt haben. Jedenfalls schreibt ihm Wocheler am 19. Januar 1810 eine längere Schilderung über einen Besuch bei der dortigen Gemeinde. Nach seinem Gesamteindruck handelt es sich dabei um eine „Missionsanstalt“⁴⁶, die also mit anderen Glaubensgemeinschaften um die Seele der Gläubigen konkurriert. Wocheler schreibt in diesem Sinne von vielen Gottesdienstbesuchern aus dem Umland, auch von Katholiken. Davon ausgehend hätte er vielleicht allen Grund, sich gerade gegenüber seinem Vorgesetzten über die Brüdergemeine negativ zu äußern, aber es ist eher das Gegenteil der Fall. Er lobt ein gerade entstehendes „Erziehungsinstitut“ – hier beobachtete er, was er in Überlingen später noch realisieren sollte.



Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860). Konstanzer Generalvikar. Gemälde von Richard Ölschlägel. Napoleonmuseum Thurgau auf Schloss Arenenberg (www.klosterbibliothek-oberried.de).

Es sei hier ein kurzer Auszug aus seinem Brief wiedergegeben, der dokumentiert, mit welchem Wohlwollen, mit welcher Objektivität und mit welcher Toleranz Wocheler der konkurrierenden Glaubensgemeinschaft begegnet:

Ueberhaupt scheint Liebe, Sanftmuth, stille Weisheit, innere Ruhe und Zufriedenheit fast auf allen Gesichtern dieser Herrnhuther hervorzuleuchten. Einige meinen aber, dieses sey nur absichtliche Künsteley. Ihre gottesdienstliche Versammlungen werden mit solcher Ehrfurcht, Andacht, Stille und Eingezogenheit gehalten, dass der dabei erscheinende Katholik wahrhaft erst beschämt wird. Ueberhaupt herrscht Stille und Eingezogenheit im ganzen Bruderhauß, so daß man es fast eine christliche Synagoge oder vielleicht besser ein für Menschen menschlich eingerichtetes Kloster, in dem Zucht und Ehrbarkeit herrscht, nennen könnte. Sie werden Hochwürden Herr Deputat fast meinen ich sey ein Proselyt derselben geworden. – Nein das nicht, aber was gut ist, soll man auch an Akatholiken nicht verkennen. Viele halten freilich das meiste mehr für Schein als Realität. Allein solange keine Gegenbeweise da sind, sollte man auch von Akatholiken lieber das Gute glauben.⁴⁷

Auch hier zeigt sich Wocheler ganz als Vertreter eines Reformkatholizismus, der von aller religiösen Rechthaberei und allem Eifer weit entfernt ist.

Lässt sich der katholische Bildungsreformer Wocheler analog zum Begriff der „katholischen Aufklärung“, der für die eben skizzierten kirchlichen Reformbemühungen steht, als „katholischer Aufklärer“ begreifen?

Der von CARL FREIHERR VON ARETIN geprägte Begriff „katholische Aufklärung“⁴⁸ hat sich als nicht unproblematisch herausgestellt. Die darin enthaltene Metapher des Klar-Werdens lässt sich irgendwie auf nahezu jede geistige Entwicklung anwenden, wodurch der Aufklärungsbegriff all seine Schärfe verliert. Vor allem hatte die „katholische Aufklärung“ wenig mit dem modernen, vor allem durch Kant geprägten Aufklärungsverständnis zu tun, das auf den „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“ abzielt, wie es sich historisch etwa in der scharfen Religions- und Kirchenkritik der französischen Aufklärung manifestiert hatte. Obwohl es auch im katholischen Deutschland Ausnahmen gegeben hatte, ist es im Wesentlichen zu keiner fundamentalen, systemsprengenden Opposition gegen die Kirche oder ihre zentralen Glaubenssätze gekommen. Nur diese „milderer“, systemimmanenten Strömungen werden heute als „katholische Aufklärung“ bezeichnet.⁴⁹

Die Parallelität zum populären Begriff des „Aufgeklärten Absolutismus“ ist deutlich: Dieser Begriff verkennt den Antagonismus von Aufklärung und Despotie, und hinter der monarchischen Selbstinszenierung als „erster Diener des Staates“ verbarg sich in der Realität ein anderes Programm, wie es WOLFGANG REINHARD prononciert formuliert hat: „Autoritär hergestellte Rationalität auf allen Gebieten sollte den Staat zu einem gut funktionierenden Uhrwerk machen, mit dem Glück der mehr denn je entmündigten Untertanen als Zwischen-, der

*weiteren Steigerung der Staatsmacht als Endziel.*⁵⁰ Vor allem der habsburgische Josephinismus Maria Theresias (reg. 1740–1780) und Kaiser Josephs II. (reg. 1780–1790) steht für die Anstrengungen, die verstreuten Lande von halbfeudalen Gebilden auch in Vorderösterreich zu einem durch eine effektive Verwaltung und Justiz regierten modernen und zentralisierten Staat umzugestalten. Die Kirchenpolitik war dabei ein wesentliches Moment. Diese Politik hat jedoch mit dem ursprünglichen Emanzipationsgedanken des Ausgangs aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit (Immanuel Kant) kaum noch etwas gemein. Der „Aufgeklärte Absolutismus“ ist daher aus dem wissenschaftlichen Diskurs heute weitgehend verschwunden.⁵¹

Wochelers Konservativismus und seine spätere Wandlung

Auch Wochelers Streben ist wie das seines Vorgesetzten Wessenberg vielfältigen Reformen im Schulwesen und der Seelsorge gewidmet. Er wollte bessere Bildung, bessere Lebensverhältnisse, bessere Menschen, eine bessere, nicht auf äußere Frömmigkeitsriten zentrierte Religiosität – all dies steht ganz in der Tradition des Josephinismus, aber kaum der Aufklärung in einem emanzipatorischen Sinne.

Im Sinne des „Aufgeklärten Absolutismus“ war mit dem Zweck der Überlinger Sonntagsschule keine Bildung hin zum „mündigen Bürger“ im heutigen Sinne gemeint, der den Souverän des Staates darstellen soll und dem durch eine Verfassung geschützte Freiheitsrechte garantiert werden. Der Bürger galt immer noch als Untertan, der aber inzwischen einige Freiheiten und beschränkte politische Mitwirkungsmöglichkeiten genoss. Bereits 1818 erhielt Baden eine relativ fortschrittliche Verfassung, liberale Kräfte konnten über die Zweite Kammer erheblichen Einfluss auf die Politik nehmen.⁵² Zeitweilig wurde sogar die Pressezensur aufgehoben. Im Zuge der allgemeinen Restaurationspolitik im Deutschen Bund, besonders mit den Karlsbader Beschlüssen von 1819, wandelte sich auch in Baden das Klima zu mehr Unfreiheit und Unterdrückung, was später zur Revolution von 1848/49 führen sollte. Wenn es auch im Reformkatholizismus radikaldemokratische Kräfte gegeben hatte – weder Wessenberg noch Wocheler zählten dazu.

Wessenberg, zu dem die Quellen- und Forschungslage erheblich günstiger als bei Wocheler ist, war weder Demokrat noch ein Liberaler. Sein Impetus richtete sich gegen die ultramontanistische Einflussnahme Roms auf die katholische Kirche in Deutschland. Es ging ihm um die Freiheit *der* Kirche, aber noch lange nicht um die Freiheit *in der* Kirche. Insofern stand er, wie wir heute sagen könnten, auf dem rechten Flügel der Reformgeistlichkeit, die eben auch Liberale und Demokraten umfasste. Aufgeklärt war Wessenberg vor allem im Sinne des besagten „Aufgeklärten Absolutismus“: Die neuen Formen der Religiosität wie Predigt, Hausbesuche, aber auch Organisation in Vereinen dienten der Belehrung der Gläubigen. Sie zielten in gewissem Sinne auf Entspiritualisierung, aber nicht auf Erziehung zu mündigen, kritischen und politisch mitgestaltenden Staatsbürgern. „Aufklärung“ bei Wessenberg bezieht sich, analog zum staatlichen „Aufgeklär-

ten Absolutismus“, primär auf die Effizienz- und Rationalitätssteigerung, weniger auf persönliche oder politische Emanzipation.⁵³

Solche Tendenzen widerspiegeln sich auch in Wochelers Briefen an Wesenberg. Wenn er wiederholt von seinen „Pfarrkindern“ schreibt, spricht daraus eine ähnliche paternalistische Haltung gegenüber den Gläubigen – selbst wenn es sich dabei tatsächlich um die mehr oder minder ungebildeten Pfaffenweiler Bauern gehandelt hat. Dagegen ist seine Sprache gegenüber dem Generalvikar durchweg von einer Unterwürfigkeit geprägt, die heute fast lächerlich, wenn nicht gar peinlich wirkt.

Als Beispiel sei die Anrede eines Briefes aus dem Jahre 1809 wiedergegeben:

*Excellenz! Ewigliche Gnaden!
Hochwohlgebohrener [sic!] Hochwürdigster
Herr Generalvikar und geistlicher Regierungspräsident!
Gnädiger Herr!⁵⁴*

Der Brief schließt mit folgender Grußformel:

In der trostvollen Zuversicht, daß Euer Excellenz mein Zutrauen nicht verschmähen und durch meine redselige Unbescheidenheit und kindlich-freche Zudringlichkeit nicht werdet beleidiget werden – ersterbe ich Euer Excellenz gnädigster Herr Generalvikar unterthänigst gehorsamer Diener.⁵⁵

Der eigentliche Briefftext ist in gleichem Stil gehalten und strotzt nur so von Unterwürfigkeitstopoi. So schreiben sich keine Bürger – verstanden als freie und gleiche Individuen, die sich auf gleicher Augenhöhe begegnen –, sondern so schreibt ein Untertan, wie er sich ja selbst bezeichnet, an seinen Herrn. Hier bleibt, trotz aller Reformbemühungen, die alte hierarchische Struktur der katholischen Kirche unangetastet. Wocheler zeigt sich hier, schon von der Form her, keinesfalls als Demokrat oder Liberaler.

Mit der Einrichtung der Sonntagsschule in Überlingen verfolgte Wocheler trotz innovativer Institutionen und Organisation letztlich konservative, an Kirche und Staat orientierte Ziele. Im Sinne des „Aufgeklärten Absolutismus“ lautete sein Motto: „*Bessere Zeiten durch bessere Menschen, bessere Menschen durch bessere Erziehung.*“⁵⁶ Das effektivste Mittel dazu erschien ihm die allgemeine Bildung, ermöglicht durch das Schul- oder Bibliothekswesen.

Doch soll am Ende nicht der Eindruck zurückbleiben, Wocheler sei ein „Reaktionär“ gewesen, der ganz im Sinne der ab 1815 einsetzenden Restaurationszeit die bürgerlichen Errungenschaften der Französischen Revolution revidieren wollte. Zumindest gegen Ende seines Lebens entsteht ein ganz anderes Bild. Die zunehmende Unterdrückung in Baden führt zum Erstarken einer Opposition, deren Anhänger nicht zuletzt aus Kirchenkreisen stammten. Die „Aufklärung“, von Joseph II. ursprünglich als Instrument zur Stärkung der Macht von Staat und Kirche gedacht, zeigte ihr Janusgesicht und schlug in kritisches Denken und politisches Handeln um. Der ursprünglich recht liberale badische Staat

ging gegen liberale und demokratische Geistliche vor, die sich politisch oppositionell engagierten.⁵⁷ Der Geheime Rat und Regierungsdirektor Dahmen klagte über die zunehmenden liberalen und politischen Aktivitäten in Baden: *„Jetzt ist die politische Horn- und Klauenpest auch in den Schöpfergrund gediehen; Träger der Ansteckung sind auch dort die Diener der Religion.“*⁵⁸

Nachdem IRMTRAUD GÖTZ VON OLENHUSEN weiter berichtet, wie Dahmen von vielen badischen Geistlichen enttäuscht ist, fährt sie fort:

*Am meisten setze ihn aber Dekan Wocheler in Überlingen in Erstaunen, den der Regierungsdirektor früher »immer als einen ruhigen besonnenen Mann (...) und als einen warmen Anhänger des fürstlichen Hauses und der Staatsregierung achtete und schätzte«. Von dieser guten Meinung sei er aber durch das höchst unerwartete Treiben Wochelers bei den letzten Wahlen abgekommen, nicht nur weil er sich hierbei auf eine höchst zweideutige Weise benommen und man sehr wahrscheinlich den unglücklichen Ausgang der Überlinger Wahl größtenteils seinen heimlichen Umtrieben zu verdanken habe, sondern insbesondere, weil Wocheler während der Anwesenheit Itzsteins seine Anhänglichkeit zur Opposition öffentlich zur Schau trage, bei den angeordneten Festlichkeiten überall an der Spitze stehe und zur »Verherrlichung« derselben selbst bedeutende pekuniäre Opfer nicht scheue. Seither sei Wocheler ein entschiedener Anhänger der Opposition und habe erheblichen Anteil an der sich ausbreitenden »Aufsässigkeit und Gehässigkeit« in Überlingen.*⁵⁹

Dahmen schilderte dies 1842, sechs Jahre vor Wochelers Tod. Der Überlinger Stadtpfarrer hatte seine jungen Jahre in der Zeit der Wirren der Säkularisation und des Endes des alten Reiches verbracht. Jetzt, im Alter geriet er, nun in einer gesellschaftlich exponierten Position, erneut in die Wirren einer von politischen, kirchlichen und sozialen Spannungen geprägten Zeit. Er hatte neben Wessenberg mit zahlreichen Persönlichkeiten vor allem des badischen Katholizismus Kontakt, und er erfuhr schließlich Anfeindungen, vor allem von Seiten der Ultramontanen, deren Einfluss innerhalb der Kirche stetig zunahm. Wocheler muss darunter im Alter recht gelitten haben, dennoch versuchte er auch hier getreu seinem Motto *„Seid immer frohen Muthes!“* zu leben.⁶⁰

Noch 1845, drei Jahre vor seinem Tod, unterstützte er den liberalen Kandidaten zum badischen Landtag.⁶¹ So blieb er im Alter letztlich doch den Prägungen treu, die er in seiner Zeit als Schüler und junger Mönch in Villingen erfahren hatte.

Franz Sales Wocheler verstarb zu Beginn der 1848er Revolution, von den Überlingern wegen seiner enormen Verdienste als Seelsorger, Schulreformer und Stifter der Überlinger Bibliothek hoch geehrt. Ohne das Villingener Benediktiner-Gymnasium auf der Baar mit seiner langen Bildungstradition, wo er die entscheidenden Denkanstöße erhielt, sein Leben der Bildung und dem menschlichen Fortschritt zu widmen, wäre dieses Lebenswerk wohl nie zustande gekommen.

Autor

DR. MICHAEL RAUB

geboren 1952 in Hamm. Nach dem Studium der Wissenschaftlichen Politik, Germanistik, Geschichte und Philosophie in Freiburg im Breisgau Promotion zum Dr. phil. (1993). Er ist seit 1981 im Schuldienst und unterrichtet an einem Villingen-Gymnasium.

Dr. Michael Raub

Im Oberdorf 8/6

78052 Villingen-Schwenningen

Michael.Raub@t-online.de

Quellen

Briefe Wochelers an den Generalvikar Ignaz Heinrich von Wessenberg. Stadtarchiv Konstanz. Kopien der Abschrift in der Leopold-Sophien-Bibliothek Überlingen.

Ich danke an dieser Stelle ausdrücklich Frau Roswitha Lambertz, die mir als Bibliothekarin der Leopold-Sophien-Bibliothek stets bereitwillig mit Rat und Tat zur Seite gestanden und mich mit dem nötigen Material versorgt hat.

In den Anmerkungen wird wie folgt zitiert:

Wocheler 1: Brief vom 27.5.1809

Wocheler 2: Brief vom 26.10.1809

Wocheler 3: Brief vom 19.1.1810.

Anmerkungen

- 1 Erster Brief des PAULUS an die Thessalonicher (Kapitel 5 Vers 18).
- 2 HERMANN SCHMID: Franz Sales Wocheler, ehemaliger Stadtpfarrer von Überlingen. Freiburger Diözesan-Archiv (FDA) Band 97. Freiburg im Breisgau 1977 (Seite 565–568, hier Seite 566).
- 3 HANSMARTIN SCHWARZMAIER: Baden. Dynastie – Land – Staat. Stuttgart 2005 (ab Seite 205).
- 4 URSULA PFEIFFER: Erziehung als Politikum. Zur bildungsgeschichtlichen Deutung des Wirkens von Franz Sales Wocheler. In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung (Heft 127). Thorbecke Verlag. Ostfildern 2009 (Seite 139–150, hier: Seite 141).
- 5 CHRISTIAN HEITZMANN: Die mittelalterlichen Handschriften der Leopold-Sophien-Bibliothek in Überlingen. In: Schriften des

Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung (Heft 120). Friedrichshafen 2002 (Seite 41–103).

- 6 PFEIFFER (Seite 146).
- 7 Siehe die Informationstafeln in der Leopold-Sophien-Bibliothek in Überlingen.
- 8 PFEIFFER (ab Seite 145).
- 9 Die Informationen stammen von den in der Bibliothek ausgestellten Schautafeln.
- 10 SCHMID (Seite 566).
- 11 INA SAHL: Die Theaterkulissenfunde – ein historischer Kultur-Krimi aus Villingen. In: Villingen im Wandel der Zeit. Jahresheft des Geschichts- und Heimatvereins Villingen (GHV Villingen). Band 36. Villingen-Schwenningen 2013 (ab Seite 15).
- 12 Michael Tocha: Abt Coelestin und das Schultheater. In: GHV Villingen (Band 37). Villingen-Schwenningen 2014 (ab Seite 29).
- 13 PFEIFFER (Seite 140).
- 14 PFEIFFER (Seite 140).
- 15 Wocheler 2.
- 16 Wocheler 2.
- 17 Wocheler 2. Das Komma wurde der besseren Lesbarkeit halber ergänzt.
- 18 PIRMIN LINDNER: Die Schriftsteller und Gelehrten der ehemaligen Benediktiner-Abteien im jetzigen Großherzogthum Baden vom Jahre 1750 bis zur Säcularisation. In: Freiburger Diözesan-Archiv (Band 20). Freiburg 1889 (Seite 120–126).
- 19 MICHAEL TOCHA: Mönche als Lehrer und Gelehrte. In: GHV Villingen (Band 38). Villingen-Schwenningen 2015 (Seite 44).
- 20 MICHAEL TOCHA: Benediktinerschüler und ihre Lebenswege. In: GHV Villingen (Band 39). Villingen-Schwenningen 2016 (Seite 22).
- 21 Wocheler 2.
- 22 Wocheler 2.
- 23 Wocheler 2.
- 24 INGEBORG KOTTMANN und UTE SCHULZE: Villingen auf dem Weg von Vorderösterreich nach Baden 1740–1806. In: Stadt Villingen-Schwenningen (Hg.): Villingen und Schwenningen. Geschichte und Kultur. Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen. 1998 (Seite 299).

- 25 SCHMID (Seite 567).
- 26 Wocheler 2.
- 27 Wocheler 2.
- 28 Wocheler 1.
- 29 Wocheler 1.
- 30 Wir können davon ausgehen, dass in den damaligen bäuerlichen Haushalten in der Regel keine weiteren Lektüren zur Verfügung standen.
- 31 Wocheler 1. Die Auslassung findet sich in der Abschrift.
- 32 KARL-HEINZ LEVEN: Geschichte der Medizin. Von der Antike bis zur Gegenwart. München 2008 (ab Seite 81).
- 33 Wocheler 1.
- 34 Wocheler 1.
- 35 Wocheler 1.
- 36 Wocheler 1.
- 37 Die biografischen Details sind entnommen: „Biographie Franz Sales Wocheler“, unveröffentlichte Zusammenstellung in der Leopold-Sophien-Bibliothek Überlingen.
- 38 Wocheler 1.
- 39 Zu den Hintergründen der Entstehung der „katholischen Aufklärung“ siehe die Zusammenfassung bei HARM KLUETING: Aufklärung und Katholizismus im Deutschland des 18. Jahrhunderts. In: HARM KLUETING (Hg.): Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland. Hamburg 1993 (ab Seite 2).
- 40 IRMTRAUD GÖTZ VON OLENHUSEN: Klerus und abweichendes Verhalten. Zur Sozialgeschichte katholischer Priester im 19. Jahrhundert: Die Erzdiözese Freiburg. Göttingen 1994 (Seite 280).
- 41 FRANZ SCHNABEL: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Die katholische Kirche in Deutschland. Herder-Bücherei 209/210. Freiburg im Breisgau 1965 (ab Seite 27).
- 42 Wocheler 2.
- 43 Wocheler 2.
- 44 Wocheler 2.
- 45 SCHNABEL (ab Seite 28).
- 46 Wocheler 3.
- 47 Wocheler 3.
- 48 KARL OTTMAR VON ARETIN: Katholische Aufklärung im Heiligen Römischen Reich. In: Karl KARL OTTMAR VON ARETIN (Hg.): Das Reich. Friedensgarantie und europäisches Gleichgewicht 1648–1806. Stuttgart 1986.
- 49 KLUETING (ab Seite 6).
- 50 WOLFGANG REINHARD: Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart. München 1999 (Seite 51).
- 51 Siehe REINHARD. Erfolgversprechender könnte es scheinen, die „katholische Aufklärung“ als Epochenbegriff zu verstehen und auf das 18. Jahrhundert zu beziehen, denn es geht um Entwicklungen in der katholischen Kirche im Zeitalter der Aufklärung. Dennoch bleibt die Frage, inwieweit diese Erscheinungen mit der Aufklärung als geistiger Haltung – im gängigen Verständnis – zu tun haben.
- 52 SCHWARZMAIER (Anm. 3 – ab Seite 203).
- 53 OLENHUSEN (Seite 280).
- 54 Wocheler 2.
- 55 Wocheler 2.
- 56 Zitiert nach PFEIFFER (Anm. 4 – Seite 140).
- 57 Siehe OLENHUSEN. Auch das katholische Bezirksamt Villingen war hier beteiligt: *„Nach Auskunft des Bezirksamts Villingen besuchten die Kapläne Jäckle und Moll nicht nur die Wirtshäuser, sondern äußerten sich dort mißbilligend über die Religion und die Regierung. Kaplan Jäckle nehme überdies an der Bearbeitung der Wahlmänner zugunsten eines nicht ministeriellen Deputierten zum Landtage teil.“* (Seite 290).
- 58 Zitiert nach OLENHUSEN (Seite 290).
- 59 OLENHUSEN (Seite 292).
- 60 FRIEDRICH KÖSSING: Franz Sales Wocheler. In: FRIEDRICH VON WEECH: Badische Biographien Zweiter Theil. Heidelberg 1875 (Seite 517–518). Quelle: Badische Landesbibliothek: <http://digital.blb-karlsruhe.de/blbibd/periodical/pageview/152514> [30.1.2016].
- 61 Wie Anmerkung 37.

Zu den Anfängen einer „Donaueschinger Musik“

von HUGO SIEFERT

*Musik kann Geschichte
wie in einem Gefäß aufbewahren
und immer wieder zum Klingen bringen*
Otto Borst

Herbst 1996. Die Donaueschinger Musiktage¹ begehen ihr 75-jähriges Bestehen mit einem Festakt, Konzerten, Installationen und Performances. Denn an das innovative Ringen nach neuem Stil und Formstrenge, an die Wendung von der Orchester- zur Kammermusik, für die als Initiator und Manager Heinrich Burkard² und als Komponist Paul Hindemith standen, muss nachdrücklich erinnert werden. Die Deutsche Post feiert buchstäblich gebührend mit und gibt ein Ersttagsblatt mit Sonderstempel, eine Sonderbriefmarke und einen Postwertzeichenblock heraus.³ Von der Zeitschrift „Philatelie“ wird das Produkt als dritthässlichste Marke des Jahres mit einer „zackigen Zitrone“ ausgezeichnet.⁴ Auf dem Postwertzeichenblock ist Heinrich Burkards Name falsch geschrieben („Burkhard“), ebenso übrigens wie auf der Gedenktafel der Gesellschaft der Musikfreunde im Foyer der Donauhalle. Ohne den Autor um Erlaubnis zu fragen, kopierte die Deutsche Post einen Ausschnitt aus der in einem Programmbuch der Musiktage abgedruckten Skizze des Cellisten und Komponisten Michael Bach, der vor dem Kölner Landgericht erfolgreich gegen diese Verletzung seiner Urheberrechte klagte.



Briefmarkenblock (1996). Alle Fotos Hugo Siefert.

Macht der sagenhafte Volker von Alzey den Anfang?

In Volker von Alzeie, der im 13. Jahrhundert auf der Titelseite der Hohenems-Laßbergischen Nibelungenhandschrift (C)⁵ abgebildet und als „Mann voller Kampfeskraft“ und später als „*spilman*,⁶ daz er videlen konde“ (Spielmann, weil er geigen konnte) bezeichnet wurde, „den ersten tonangebenden Musikanten im Südwesten zu sehen, ist gewiss gewagt.“ Immerhin erwähnt ihn ein von einem Donaueschinger erworbenes und lange Zeit im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv gehütetes kostbares Manuskript. Dieses darf wohl mit dem gleichen Recht mit der Donauquelle in Verbindung gebracht werden wie das *Donaueschinger Passionsspiel* von 1501, das nach dem Ort der zeitweiligen Aufbewahrung des Manuskriptes benannt ist, und nicht nach Villingen, dem Ort der Entstehung und ersten Aufführung.⁷ Vor allem die Melodien, wie beispielsweise der österliche Wechselgesang *Advenisti*, machen das Werk auch musikgeschichtlich interessant.

Etwa 50 Jahre später berichtet die um 1550 entstandene *Zimmerische Chronik*, wie Johannes Werner Freiherr von Zimmern (1480–1549) nicht nur „fürtreffentlich“ reden und schreiben lernte, sondern auch „*ain musicus gewesen*“ sei, der die Instrumente beherrschte und sich später zahlreiche „*veldtrommeter und musicis*“ (Feldtrompeter und [Hof-]Musikanten) hielt.⁸

Weitere Nachrichten von einem Donaueschinger oder fürstenbergischen Musikleben⁹ gibt es Mitte des 16. Jahrhunderts, in der Regierungszeit des Grafen Heinrich VIII. (1536–1596), der das alte Donaueschinger Schloss erbauen ließ und 1589 das Gregorifest einrichtete. Nach dessen Ehefrau Amalie von Solms ist die Amalienhütte auf dem Schellenberg benannt.



Donaueschinger Passion V. 3941-48.
Badische Landesbibliothek Karlsruhe (BLB).

Heinrich VIII. lud im Jahre 1570 zwei Rottweiler Stadtpfeifer ein, bei einer Hochzeitsfeier mit anderen Musikanten aufzuspielen.¹⁰ Vier Jahre später heiratete Hans Ulrich Bletz von Rotenstein in Donaueschingen und feierte gemeinsam mit dem Rottweiler Bürgermeister, dem Rat der Stadt und deren Stadtpfeifern¹¹, also „Zinkenisten“ mit ihren hölzernen Griffloch-Trompeten, sowie mit Geigern, die unisono die Festgesellschaft mit geselliger Tanz- und Tafelmusik aufmunterten. So wie es bei der Hochzeitsfeier von Gawan und Orgeluse in Wolfram von Eschenbachs *Parzival*¹² „*guote videlaere*“ (gute Fiedler) hätten tun sollen. Doch diese spielten nur Unzeitgemäßes („*niuwer tänze was da wenk vernommen, / der uns von Dürengen vil ist komen*“). Die neumodischen, zeitgenössischen thüringischen Tänze beherrschten sie nicht.

Für die Pflege der geistlichen Musik stellte Graf Heinrich VIII., der 1581 zudem eine Orgel in die Donaueschinger Pfarrkirche hatte einbauen lassen, eine Hofkantorei zusammen; ihr oblag die Wiedergabe von Motetten, gregorianischen Chorälen oder marianischen Lobgesängen. Ein Buch mit solchen *Magnificat*-Kompositionen hatte im Dezember 1587 einer der brilliantesten in Deutschland tätigen Musiker des 16. Jahrhunderts, der Münchner *magister capellae* Orlando di Lasso (1532–1594) „*gantz dienstwillig*“ nach Donaueschingen „*vberschickht*“, aber offenbar kein Honorar dafür erhalten, so dass er dieses in einem Brief ein Vierteljahr darauf nachdrücklich anmahnen musste.¹³

„Pfeifer und Trommler“ bildeten bereits seit dem Mittelalter den Kern der Militär- und Regimentsmusik, die dem an Kammer- und Harmoniemusik anscheinend wenig interessierten Joseph Wilhelm Ernst Fürst zu Fürstenberg (reg. 1724–1762) mehr am Herzen lag. Der Donaueschinger Formation gehörte als *F.F. Hautboist* der um 1751 zuerst in Rottweil auftretende Gelegenheitsmusiker (und studierte Theologe) Joseph Maurer an, dessen Tod (1756 in Rottweil) das örtliche Sterberegister verzeichnete.¹⁴

Ein Besuch und ein Fund mit Folgen

„*Wir fanden bei der Ankunft in Donauöschingen*“, schrieb Leopold Mozart an seinen Salzburger Freund Lorenz Hagenauer 1766, also vor 250 Jahren, „*den Herrn Meisner* [den Bassisten Joseph Nicolaus Meißner; H.S.], *der uns zum Wagen hineinbewillkommnete.*“ Von Sohn Wolfgang Amadeus und Tochter Nannerl soll der Fürst Joseph Wenzel am Ende des 12-tägigen Aufenthalts dermaßen entzückt gewesen sein, dass er die beiden für ihr Musizieren großzügig entlohnte.¹⁵ Der neunjährige Knabe hatte wohl verschiedene, aber verloren gegangene Violoncello-Soli (KV 33 b) für den Fürsten komponiert und unter anderem das kurz zuvor in den Niederlanden entstandene *Quodlibet Galimathias musicum* (KV 32)¹⁶ dem Hof vorgespielt. Als Thema zur Schlussfuge dieses Stückchens verwendete Mozart das Lied *Willem von Nassau* (KV 25), das die Karte *Karo 7* in Johann Hieronymus Löschenkohls *Musikalischem Kartenspiel* (Wien 1806) bildet.



Galimathias Schlussfuge – Löschenkohls
Musikalisches Kartenspiel.

„Entdeckerstolz endet jäh“, titelte eine Woche darauf die *Stuttgarter Zeitung* und teilte mit, das Werk sei „längst archiviert und aufgeführt“. Der Freiburger Oboist Hans Georg Renner hatte das Werk schon früher in der Musikaliensammlung gefunden, kopiert und am 11. Juli 1965 mit Bläserkollegen aufgeführt. Eine Sprecherin der Hofbibliothek sei dem Vorwurf, offenbar wisse niemand, was in der Musikaliensammlung „so alles herumliegt“, entgegengetreten: „Bei uns ist der letzte Fetzen katalogisiert.“ Und die Musikaliensammlung sei, so der Archivar, zugänglich wie jedes Buch in der Bibliothek. Mittlerweile wurde diese Bearbeitung genau erforscht¹⁸ und vom „Finder“ Bastiaan Blomhert als Band 17 der *Denkmäler der Musik in Baden-Württemberg* herausgegeben. Am 12. April 1989 wurde die *Donauessinger Harmoniemusik zur Entführung aus dem Serail* (1782, KV deest¹⁹) im Rahmen der *Landeskunstwochen Donauessingen 89* in der Donauhalle A vom Wiener Bläseroktett aufgeführt.

Zurück im Jahr 1766, in dem unsere Chronik neben dem Besuch der Mozarts in Donauessingen außerdem die Geburt von Joseph Weigl im burgenländischen Eisenstadt verzeichnet. Weigl gehört hierhin, weil dessen Oper *Die Schweizer Familie*²⁰ in Donauessingen unter Conradin Kreutzer (1821) und unter Johann Wenzel Kalliwoda (1824 und 1834) auf die Bühne kam. Ein weiterer Eintrag für dieses Jahr könnte lauten: „Der Fürstlich Fürstenbergische Baumeister Franz Joseph Salzman übersiedelt für zwei Jahre nach Rottweil, von wo

„In der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek“, meldete der *Südkurier* am 10. November 1984 (und Stunden später das Fernsehen),

hat nach Mitteilung von Graf zu Lynar¹⁷ von den Fürstenberg-Sammlungen der niederländische Musikhistoriker Bastiaan Blomhert ein verschollenes Werk von Wolfgang Amadeus Mozart entdeckt, die Abschrift der Bearbeitung für acht Bläser aus der Musik für die Oper *Die Entführung aus dem Serail*. [...] Wie Hildegret Sattler, Bibliothekarin an der F.F. Hofbibliothek gestern nachmittag erläuterte, waren derartige Bearbeitungen für Bläser im 18. Jahrhundert Mode. [...] Das Werk soll im März 1985 unter Leitung des Entdeckers im Donauessinger Schloß aufgeführt werden.

„Entdeckerstolz endet jäh“, titelte eine Woche darauf die *Stuttgarter Zeitung* und teilte mit, das Werk sei „längst

seine erste Ehefrau Maria Anna Wolf, Tochter des Weiß-Rößlin-Wirts,²¹ stammt.“ Was aber hat der gebürtige Meßkircher Salzmann mit Musik zu tun? Nicht wenig. Denn in der nach seinen Plänen umgerüsteten Winterreitschule an der Pfohrener Straße wurden nach 1775 nicht nur Komödien, sondern auch Operetten gespielt.²²

Intermezzo mit Mozarts Liste

Im selben Jahr 1786, als Franz Joseph Salzmann in Hüfingen starb, wurde der mit einer Tochter des Komponisten Ignaz Holzbauer verheiratete Carl Joseph von Hampeln Direktor der Hofmusik. Eine seiner ersten Amtshandlungen war die Bestellung von Franz Walter und Franz Xaver Weiß zu Kammersängern am Donaueschinger Hoftheater.²³ Nicht weit davon, im F.F. Schloss, erhielt „Valet de Chambre“, also Kammerdiener, Sebastian/Sebastien Winter Post aus Wien von seinem „liebsten Freund; gesellschafter meiner Jugend“ Wolfgang Amadeus Mozart²⁴ persönlich. Diesem Brief war ein Verzeichnis seiner „neuesten Geburten beigelegt, woraus Seine Durchl. nur zu wählen belieben möchten“. Der Komponist witterte beim Verkauf seiner eigenhändigen Abschriften ein gutes Geschäft mit dem musikalisch versierten und interessierten Le Prince de Fürstenberg Joseph Maria Benedikt, der postwendend die Hälfte des Angebots bestellte und mit Freuden aus Wien erfuhr, Mozart wolle „bald wieder selbst nach Donaueschingen kommen“.²⁵ Bekanntlich erfüllten sich die Erwartungen nicht; drei Jahre später starb der geniale Tonsetzer mit gerade mal 35 Jahren.

Sixt, Fesca, Späth in Kalliwodas Schatten

Nur 40 Jahre alt wurde Johann Abraham Sixt²⁶, den 1816 Gerbers Musiklexikon einen „guten Organisten“ und Heinrich Burkard später²⁷ „einen der trefflichsten Orgelspieler Frankreichs und Deutschlands“ nannten. Erst als Kammermusicus, dann als Klaviermeister der F.F. Hofkapelle wirkte er insgesamt 13 Jahre lang am Hof Joseph Maria Benedikts, für ein Jahresgehalt von 300 Gulden. Seine Kompositionen wurden noch bei den Musiktagen in den Jahren 1936, 1937 und 1946 aufgeführt.²⁸ In Kreutzers Orchester war seit 1777 Franz Joseph Rosinack erster Fagottist und Blasmusiklehrer. Vermutlich war er Schüler des 1816 mit 68 Jahren in Donaueschingen gestorbenen und dort seit 1792 als Kammermusicus, Oboist, Gambist und Komponist arbeitenden Joseph Fiala.

Ebenfalls Kammermusicus und 1841 von Fürst Carl Egon II. zum „Kammervirtuosen“²⁹ befördert ist der gebürtige Karlsruher Alexander Ernst Fesca (1820–1849). Dass im selben Jahr seine Oper *Die Franzosen in Spanien* auf die Bühne kommt, registrieren nur wenige Opern- oder Musiklexika. Immerhin gibt es Einspielungen seiner Septette, und hier und da erscheint der Komponist und Pianist auf der Liste der allzu früh verstorbenen Tonsetzer neben dem oben erwähnten Johann Abraham Sixt oder neben Wolfgang Amadeus Mozart, Frédéric Chopin und Franz Schubert.

Sehr alt dagegen wurde Andreas (André) Späth (1790–1876). Der aus Coburg stammende Musiker wirkte zunächst als Oboist am Coburger Hof, bevor er 1821 an den Genfer See übersiedelte, wo er bis 1838 als Organist wirkte. Sein als *op. 188* veröffentlichtes Nonett entstand 1840 in Donaueschingen, und die Badische Landesbibliothek archiviert unter anderem auch seine dem Prinzregenten Friedrich von Baden gewidmete *Deutsche Militärmesse für den Männergesang*³⁰ sowie eine *Scenechantante sur deux Airs suisse* für Klarinette und Kammerensemble.

Zehn Jahre vor Späth war der F.F. Hofkapellmeister Johann Wenzel Kalliwoda (1801–1866) in Karlsruhe gestorben. In dessen Donaueschinger Schaffenszeit fiel unter anderem die Aufführung des Singspiels *Prinzessin Christine von Wolfenbürg* 1828, Franz Liszts³¹ Besuch bei Fürst Carl Egon II. und seiner Frau Amalie im Jahr 1843 – ein Autograph Liszts in den Beständen der Badischen Landesbibliothek erinnert an diesen Besuch – und das 1840 unter dem Pseudonym *Schneckenfinger* auf die Bühne gebrachte Fasnachtsstück³² *Billabambuffs Hochzeitsreise zum Orkus und Olymp*. Er setzte damit eine drollige Tradition fort, denn schon 1568 hatte Graf Heinrich VIII. von Fürstenberg den Rottweiler Stadtpfeifer Thomas Freisinger zum fasnachtlichen Spiel auf den Wartenberg bestellt.³³ Der dritte Akt des *Billabambuff* erregte insofern Aufsehen, als die Donaueschinger Abgesandten unter den Klängen eines Narrenmarsches hereinschritten, der unter anderem zu „*Hans blieb do*“ auf der Baar wurde. Vermutlich hat der gebürtige Prager Text und Melodie in seiner böhmischen Heimat kennengelernt und hierher mitgenommen.

Wegen dieser seiner Herkunft wurde Kalliwoda indessen später von nationalistisch-antisemitisch gesinnten Sängern heftig angefeindet. Sein *Deutsches Lied*³⁴ von 1838 wurde zwar hochgelobt: „*Das prächtige, von Kalliwoda herrlich componirte Deutsche Lied hat sich überall eingebürgert, wo deutscher Männergesang hochgehalten wird*“, heißt es 1896 in Band 41 der *Allgemeine Deutsche Biographie (ADB)*, Seite 553 f. Doch auf dem 17. Sängertag des Deutschen Sängerbundes in Coburg 1913 wurde kritisiert, dass dieses „*wohl meistgesungene deutsche Lied*“ gar nicht von einem Deutschen, sondern von dem „*Tschechen Jan Václav Kalivoda*“ komponiert und „*von einem Juden*“ – nämlich dem Frankfurter Philologen Heinrich Weismann (1808–1890) – geschrieben worden sei. Im heutigen Tschechien, im Archiv der ehemals fürstenbergischen Burg Křivoklát (Pürglitz in Mittelböhmen) – die Burg war von 1743 bis 1929 im Besitz des Hauses Fürstenberg –, befindet sich übrigens noch heute das Original von Kalliwodas *Fürstenberger Hymne* („*Laß ew'ger Vater [...] den Segen ruhen [...] auf unserm Fürstenpaar!*“).³⁵

Nahebei, in der waldigen Umgebung der Burg mussten im Frühjahr 1945 über eintausend Frauen aus dem KZ Theresienstadt zwangsarbeiten.

Autor

HUGO SIEFERT

Oberstudiendirektor i. R., Jahrgang 1939, unterrichtet von 1965 bis 2003 Geschichte, Politik, Deutsch und Erdkunde. Er war Lehrbeauftragter für Schul- und Beamtenrecht am Seminar für Schulpädagogik (Gymnasien) in Rottweil, wo er das Droste-Hülshoff-Gymnasium leitete. Zuletzt hat er die Sektion Geschichte der Schriften der Baar redaktionell betreut.

Hugo Siefert

Am Skibuckel 2 · 78628 Rottweil

fh.siefert@t-online.de

Anmerkungen

- 1 Siehe JOSEF HÄUSLER: Spiegel der Neuen Musik: Donaueschingen. Chronik – Tendenzen – Werkbesprechungen. Kassel, Stuttgart, Weimar 1996. – Und: Donaueschinger Kammermusiktage 1921–1926. Verzeichnis der Archivalien im F.F. Archiv. DFG-Projekt an der Universität Regensburg/Institut für Musikwissenschaft/Forschung (www-app.uni-regensburg.de [30.1.2016]).
- 2 Im Gründungsjahr 1921 schrieb HEINRICH BURKARD in der Zeitschrift *Badische Heimat* (8. Jahrgang, Seite 98) über „Musikpflege in Donaueschingen“: „Auch für die Kunst der heute Schaffenden soll durch die Einrichtung der Donaueschinger Kammermusikaufführungen zur Förderung zeitgenössischer Tonkunst tatkräftig eingetreten werden.“
- 3 Namen von 41 Komponisten und Dirigenten (Artur [richtig: Arthur] Nikisch, Ernest Bour, Hans Rosbaud), Musikmanagern (Heinrich Strobel, Heinrich Burkhard [richtig: Burkard]) oder bildenden Künstlern (Oskar Schlemmer).
- 4 Zur hässlichsten Briefmarke wurde die Marke *Borussia Dortmund Fußballmeister 1995* gekürt. Auf dem zweiten Platz landete die Marke *300 Jahre Akademie der Künste*.
- 5 1220–1250. Schauplatz des „Liedes“ (ursprünglich: *liet*), das im Mittelalter „mehrestrophiges Gedicht“ (heute *Epos*) bedeutete, ist die reale Rhein-Donau-Landschaft. Die Nibelungenhandschrift C befindet sich seit 1999 in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe (BLB) unter der Signatur *Codex Donaueschingen* 63.
- 6 Für die Brüder Grimm war Volker von Alzey das Vorbild aller Spielleute, siehe WILHELM GRIMM: Kleinere Schriften 1 (Seite 96), mit denen sich auch die nichthöfischen weltlichen „Spielmannsepen“ des 12. Jahrhunderts wie *König Rother* oder *Orendel* beschäftigten. Im „deutschen Trauerspiel“ Die Nibelungen – *Der gehörnte Siegfried* von FRIEDRICH HEBBEL (1861) sagt Hagen zu Volker: „Du redest nur, wenn du nicht fiedeln darfst./Und fiedelst nur, wenn du nicht schlagen kannst.“ (1. Szene).
- 7 Badische Landesbibliothek Karlsruhe (BLB). Signatur: *Donaueschingen* 137. Hier wurde die Ausgabe benutzt von ANTHONIUS H. TOUBER (Hg.): *Das Donaueschinger Passionspiel*. Nach der Handschrift und mit Kommentar neu herausgegeben. Stuttgart 1985.
- 8 Zimmerische Chronik, herausgegeben von *Karl August Barack*. Neudruck 1932, Band 1 (Seite 423,6 und Seite 500,24).
- 9 MANFRED SCHULER: Die Fürstenberger und die Musik. In: ERWEIN H. ELTZ und ARNO STROHMEYER (Hg.): *Die Fürstenberger. 800 Jahre Herrschaft und Kultur in Mitteleuropa*. Schloß Weitra. Niederösterreichische Landesausstellung 1994. Korneuburg 1994 (Seite 150–161).
- 10 Stadtarchiv Rottweil II A I. Abt. L. (LIII. F. 3 Nr. 4). – WINFRIED HECHT: *Musik in der Reichsstadt Rottweil*. Rottweil 1984, Seite 38.
- 11 Stadtarchiv Rottweil II A I. Abt. L. (XXII. F. 1 Nr. 1). – Siehe WINFRIED HECHT (siehe Anm. 10). In WILHELM HEINRICH RIEHLS *Novelle Der Stadtpfeifer* (1856) bläst Heinrich Kullmann „den Bürgern morgens, abends und zu Mittag“ mit der Tenorposaune „ein geistlich Lied“; er spielt wie sein Sohn auch Violine und weiß, dass „im Bogenstrich (...) die Seele des Geigers“ liegt.
- 12 Stadtarchiv Rottweil II A I. Abt. L. (XIII. 639, 4–12).
- 13 VOLKHARD HUTH: Orlando di Lasso und Graf Heinrich von Fürstenberg. Zu einem bislang unveröffentlichten Brief Lassos vom 29. April 1588. In: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* (ZBLG) 52 (1989). München (Seite 609–614). Für BRUNO AULICH (*Alte Musik für Liebhaber*. 3. Auflage. München und Zürich 1981, Seite 295) ist di Lasso eines der „größten Genies des Abendlandes“.
- 14 Pfarrarchiv Heiligkreuz Rottweil, Sterberegister 1748–1782 (p. 73 Nr. 49). – Siehe WINFRIED HECHT (siehe Anm. 10).
- 15 GEORG GOERLIPP: Mozart in Donaueschingen. In: *Südkurier* vom 30.11.1991.

Zu den Anfängen einer „Donaueschinger Musik“

- 16 Badische Landesbibliothek Karlsruhe (BLB): *Donaueschinger Mus. Ms. 1403*.
- 17 Mit dem Bibliothekspersonal hatte Graf zu Lynar allerdings nicht gesprochen.
- 18 „Bei der Musik“, so der BLB-Katalog (*Donaueschinger Mus. Ms. 1392*), „finden sich Merkmale, die in keiner der anderen Bearbeitungen Mozartscher Opern nachweisbar sind.“
- 19 „fehlt“.
- 20 Die handschriftliche Partitur des ersten Aktes (um 1810) befindet sich in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe (BLB): *Donaueschinger Mus. Ms. 2018a*.
- 21 Das Gasthaus an der Ecke Waldtorstraße / Hochturmstraße wurde 1667 erstmals erwähnt. 1787 speiste Carl Eugen Herzog von Württemberg im Gasthaus Rößle, dessen Wirt Lukas oder Laux Steinlin im Rottweiler Rechnungsbuch 1660 (Stadtarchiv Rottweil Sig. f. 91v) „Herrenpauker“ (das ist Heerpauker; H.S.) genannt wird.
- 22 VOLKHARD HUTH: *Donaueschinger. Stadt am Ursprung der Donau. Sigmaringen 1989* (Seite 72). – Der in Donaueschinger geborene Komponist Robert von Hornstein (1833–1890) sah das Donaueschinger Hoftheater in einer Reihe mit den Karlsruher und Stuttgarter Hofbühnen.
- 23 FELIX LOY: *Harmoniemusik in der Fürstbergischen Hofkapelle zu Donaueschinger*. Dissertation Tübingen 2011 (online verfügbar). – Am 28.4.1850 zerstörte ein Brand das Hoftheater.
- 24 Badische Landesbibliothek Karlsruhe (BLB): *Donaueschinger Mus. Autogr. 44*.
- 25 Mozarts Briefe an Winter sind in der Badischen Landesbibliothek überliefert unter *Don Mus. Autogr. 4* (Brief vom 8.8.1786) und *Don Mus. Autogr. 45* (Brief vom 30.9.1786).
- 26 Johann Abraham Sixt (1757–1797). Bei den Musiktagen 1936 erklangen sein erstes Klaviertrio D-dur und drei Lieder der Trauer an Fürstin Maria Antonia, geborene Prinzessin von Hohenzollern-Hechingen, wieder – übrigens neben zwei Liedern an die „durchlauchtigste Fürstin und Landesmutter“ Elise zu Fürstenberg von Conradin Kreuzer nach Texten von Friedrich Schiller: *Würde der Frauen: „Ehret die Frauen!“* (entstanden 1816). Auch ein schönes Albumblatt *Für Elise*, wie das 1816 von Beethoven komponierte! – Vor 70 Jahren, 1946, bei den ersten Donaueschinger Musiktagen nach dem Krieg, waren wie 1936 das *Trio Nr. 1* und die *Lieder aus dem Basler Liederheft 1791* zu hören. 1937 bei den jetzt umbenannten *Donaueschinger Musikfeiern* erklangen bei einem Konzert der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ Sixts *Festliche Musik*; außerdem Hindemiths *Die vier Temperamente* sowie die *Suite für kleines Orchester* von Igor Strawinsky.
- 27 In BURKARDS Aufsatz von 1921 (siehe Anmerkung 2), Seite 89.
- 28 Das Archiv der bei den Musiktagen gespielten Werke findet sich auf www.swr.de/swr2/festivals/donaueschinger.
- 29 Der „bayr. Kammervirtuos“ Heinrich Scherrer gab 1914 den *Zupfgeigenhansl* heraus und wünschte den Wandervögeln „ein frohes Heil!“ (zitiert nach der 28. Auflage. Leipzig 1926).
- 30 Badische Landesbibliothek Karlsruhe (BLB). *S 60/ Ki 18*.
- 31 Der Autograph seines in Donaueschinger am 25.10.1843 komponierten *Ländlers für Klavier As-Dur* befindet sich in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe (BLB): *Donaueschinger Mus. Autogr. 39*.
- 32 Das boshafte-satirische Reformkasperlspiel *Die 144. Kakophonikerversammlung in Bierheim* nahm 1909 in der Faschingsnummer der Zeitschrift *Die Musik* (VIII, 1909, Heft 10) besonders den später wie Hans Pfitzner im Ehrenausschuss der ersten Donaueschinger Kammermusik-Aufführungen vertretenen Richard Strauss aufs Korn.
- 33 Stadtarchiv Rottweil II. A. I. Abt. L. LIII. (F. 3 Nr. 3).
- 34 „Das deutsche Lied aus deutschem Herzen quillt stark und frei, heilt die Schmerzen, schafft die Jugend neu“. In: RUDOLF KLAAR (Hg.) *Das goldene Buch der Lieder*. Berlin 1925 (Seite 9).
- 35 Der Baarverein hat die Burg Krivoklát (Pürglitz) auf seiner Weitra-Exkursion am 18. Mai 1994 selbst besucht. Siehe auch HUGO SIEFERT: *Denk mal an Elisabeth!* In: *Schriften der Baar*. Band 51 (2008). Donaueschinger (Seite 59–76). Die Burg ist dort auf Seite 63 abgebildet.

Die Sauschwänzlebahn – von der strategischen Umgebungsbahn zur touristischen Museumsbahn

von DIETRICH REIMER

Als mein Sohn vor einiger Zeit seine neue Arbeitsstelle in Hamburg antrat, wurde er natürlich gefragt, wo er herkomme. „Blumberg“ – bedauerndes Achselzucken – „Sauschwänzlebahn“ – „Klar, kennen wir. Wir sind sogar schon damit gefahren“. Die Bekanntheit der Bahn steht in krassem Gegensatz zu ihrem tatsächlichen Nutzen. Als aufwendiges Rüstungsprojekt geplant und gebaut, hat sie kaum ihren militärischen Zweck erfüllt. Erst in jüngerer Zeit hat sie als touristische Attraktion eine sinnvolle Verwendung gefunden. Von diesem Wandel berichtet der vorliegende Aufsatz.

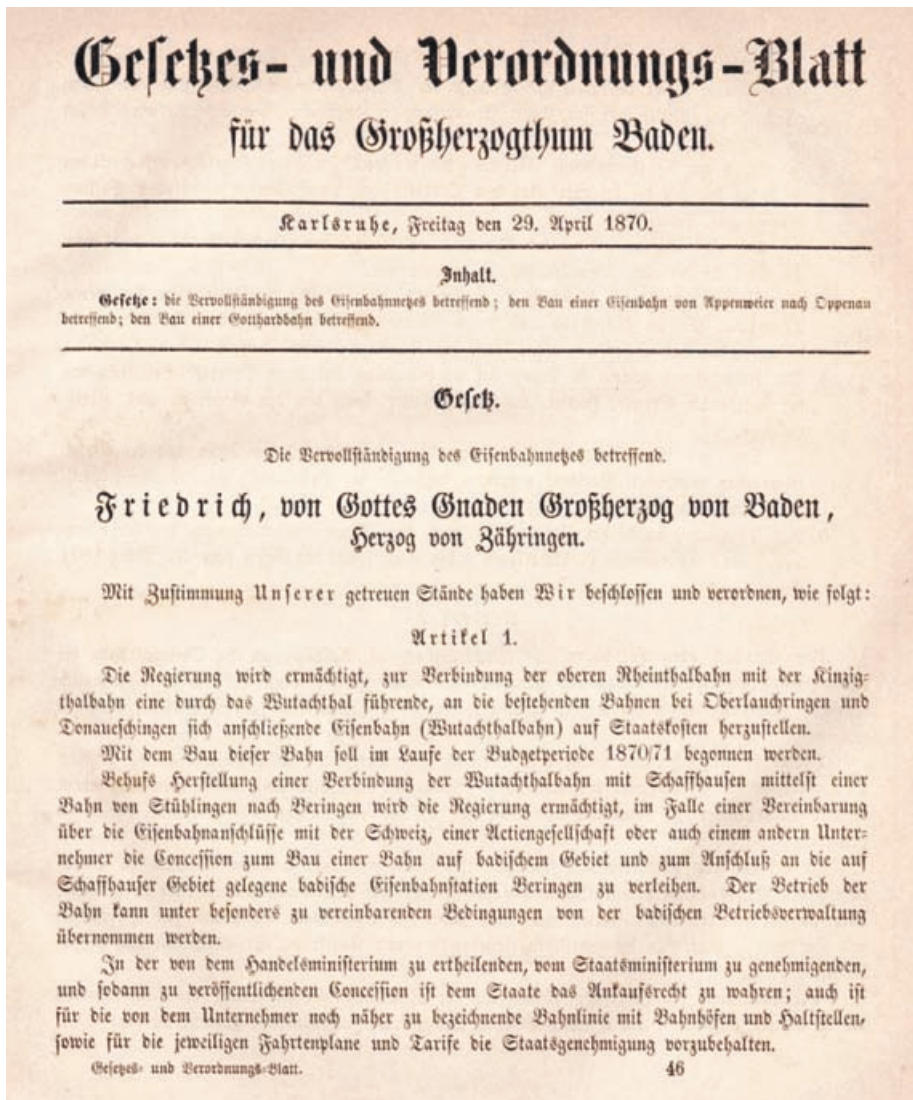
Baden plant internationale Durchgangsstrecken

Die Eisenbahn kam um 1860 an den Hochrhein. Die badische Hauptbahn hatte 1856 Basel erreicht und wurde über Waldshut und Schaffhausen in Richtung Konstanz weitergebaut, 1863 war die Strecke vollendet. Zur offiziellen Einweihung am 13. Juni 1863 reiste der Großherzog an. Er wurde auch im schweizerischen Neunkirch mit „Hoch“ und „Willkomm“ begrüßt und äußerte, „solch herzliche Aufnahme in der Schweiz nicht erwartet zu haben.“¹

Diese freundlichen Worte konnten nicht darüber hinwegtäuschen, dass der zwischen Baden und der Eidgenossenschaft geschlossene Vertrag über die Durchfahrt deutscher Militärzüge durch den Kanton Schaffhausen für deutsche Interessen auf Dauer als untragbar angesehen wurde. Der parallel zur Eröffnung der Strecke geschlossene Vertrag erlaubte zwar Militärtransporte über Schweizer Gebiet, jedoch „ohne fliegende Fahnen und ohne klingendes Spiel“ (Originaltext). Im Ernstfall hätte die Schweiz aufgrund ihrer Neutralität weitere Beschränkungen erlassen. So war die einhellige militärpolitische Meinung rechts des Rheins.

Inzwischen gab es neue Nachrichten: In der Schweiz sollte der Gotthard mit einem Tunnel durchfahren werden, damit Güteraustausch aus den norditalienischen aufstrebenden Industriegebieten im Ganzjahresbetrieb mit den neuen deutschen Industrievieren im Rheinland bis hinauf zum Rotterdamer Hafen stattfinden konnte. Die einzige Verbindung zwischen dem badischen und dem schweizerischen Bahnnetz war bis 1873 die von Robert Gerwig gebaute Gitterbrücke über den Hochrhein zwischen Waldshut und Koblenz (Kanton Aargau). Von dort konnten die Güter entweder Richtung Basel oder Richtung Singen weiterbefördert werden. Erwogen wurde aber auch eine neue Strecke von Waldshut über Oberlauchringen durch das Wutachtal irgendwie bis Donaueschingen und weiter nach Offenburg.

Interessant in diesem Zusammenhang ist ein Satz des Abgeordneten Hep-ting im Protokoll des Kommissionsberichts vom 15. März 1870 der badischen Zweiten Kammer (70. Sitzung; Beratungen zum Gesetzesentwurf zur Beteiligung am Gotthardbahnbau): „Auch ist nicht zu vergessen, dass der Bau der Wutachtallinie der Kinzigtallinie [gemeint ist die Schwarzwaldbahn Offenburg – Konstanz] eine sehr zweckmäßige Fortsetzung nach dem Gotthard verschaffen wird.“² Deshalb zahlte Baden „großzügig“ drei Millionen Franken verlorenen Zuschuss für den Gotthardbahnbau in Erwartung zukünftig guter Geschäfte.³



Gesetz zum Bau der Wutachbahn 1870. Quelle: Badische Landesbibliothek (siehe Anmerkung 4).

Im „Gesetzes- und Verordnungs-Blatt für das Großherzogthum Baden“ wurde am 29. April 1870 das Gesetz, die „Vervollständigung des Eisenbahnnetzes betreffend“ verkündet, das den Bau der Wutachtalbahn einschloss.⁴ Offenbar fühlte man sich in Karlsruhe angesichts der zu erwartenden guten Einnahmen aus dem Transitgeschäft nun doch in der Lage, eine Bahn durchs Wutachtal zu bauen.

Man sieht: Die frühen Planungen für eine Wutachtalbahn waren eher wirtschaftlich motiviert. Zwar hatte es schon 1848 und erneut 1858 militärische Überlegungen und Trassensondierungen zur Umfahrung des Kantons Schaffhausen gegeben, die jedoch wegen zu erwartender geologischer Unwägbarkeiten nicht weiterverfolgt wurden.

Strategische Umgebungsbahnen für Südbaden

Inzwischen hatte sich die Deutschlandkarte verändert. Nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 wurde das Deutsche Reich gegründet, aus Preußen kam der neue Kaiser Wilhelm I., und Berlin hatte einen Deutschen Reichstag – der allerdings auf militärischem Gebiet wenig zu bestimmen hatte. Das Sagen hatten vielmehr der Kaiser und seine Generäle, allen voran der preußische Generalfeldmarschall und Chef des Generalstabs, Helmuth Karl Bernhard Graf von Moltke (1800–1891).

Von Moltke hatte schon im Krieg von 1866 die Eisenbahn in kriegsentscheidender Weise genutzt. Er war der Überzeugung, nur Eisenbahnen seien in der Lage, Truppen und Material in großem Umfang in zukünftige Kampfgebiete zu befördern. Auf seine Vorschläge hin wurden strategische Bahnen in Richtung Westgrenzen angelegt. Er ging für Südbaden davon aus, dass ein erneuter Waffengang mit Frankreich im Bereich des nun zu Deutschland gehörenden Reichslandes Elsass-Lothringen stattfinden würde. Seine Planungen sahen deshalb vor, im Süden eine Eisenbahnverbindung von der Bundesfestung Ulm unter Umfahrung der Schweiz und entlang des Hochrheins bis ins Elsass in die Nähe der französischen Festung Belfort zu bauen. Auf seinen Vorschlag hin stimmte der Reichstag in Berlin aufgrund der Vereinbarung mit Baden vom 11. März 1887 dem Bau einer Strategischen Bahn durch das Wutachtal unter Umgehung des Schweizer Kantons Schaffhausen zu. Vorausgegangen waren schon seit 1884 umfangreiche Geländebegehungen und geologische Untersuchungen, sowohl durch badische Ingenieure als auch durch Ingenieure der jetzt deutschen Militärverwaltung in Straßburg.

Helmuth von Moltke, Chef des preußischen und des deutschen Generalstabs bis 1888.

Foto: Michael Tocha.

Alle folgenden Fotos: Dietrich Reimer.



Das Großherzogtum Baden hat am 8. Juli 1887 die Bekanntmachung des Staatsministeriums veröffentlicht, den „*Ausbau des Eisenbahnnetzes betreffend*“. Es geht dabei um die am 11. März 1887 getroffene Vereinbarung zwischen dem Deutschen Reich und Baden zum Bau der Umgebungsbahn „*im Interesse der Landesverteidigung*“.⁵

Allerdings gab es dazu kritische Anmerkungen. Schließlich musste Baden nach Fertigstellung der Strategischen Bahn die Anlage auf seinem Gebiet übernehmen. Eine Beteiligung mit 5 % der Baukosten konnte noch verschmerzt werden. Schlimmer waren die warnenden Stimmen, die mit Gutachten versuchten zu beweisen, dass eine derartige Bahn für Baden nur ein Verlustgeschäft werden würde: Die wenigen zu erwartenden Einnahmen aus Frachten und Personenbeförderung würden in keinem Verhältnis zu den Unterhaltsaufwendungen der Anlage stehen. Südbaden sei ein ländlich strukturierter Raum ohne nennenswerte Industrie und mit geringem Steueraufkommen. Berlin dagegen erkannte zwar auch, dass Baden damit eine große Aufgabe übernehmen würde, aber das höhere Interesse und somit „Opfer“ für die Landesverteidigung hatte Priorität. Ein entscheidender Grund für die rasche Zustimmung Badens lag im Artikel 41 der Reichsverfassung von 1871:

Eisenbahnen, welche im Interesse der Verteidigung Deutschlands oder im Interesse des gemeinsamen Verkehrs für notwendig erachtet werden, können kraft eines Reichsgesetzes auch gegen den Widerspruch der Bundesglieder, deren Gebiet die Eisenbahnen durchschneiden, unbeschadet der Landeshoheitsrechte für Rechnung des Reiches angelegt oder an Privatunternehmer zur Ausführung konzessioniert und mit dem Expropriationsrechte ausgestattet werden.

Nun begann die Zeit der konkreten Bauplanung. Gemäß Gesetz für alle Strategischen Bahnen im Reich durfte etwa die Höchststeigung nur maximal 1 % (10 Promille) betragen. Der Grund ist für uns heute kaum noch nachvollziehbar, war aber damals unter Umständen lebenswichtig. Nicht bloß, dass die Dampflokomotiven nur über eine begrenzte Leistung verfügten: Damals hatten die Züge noch keine durchgehenden Bremsen. Nur die Lokomotiven verfügten in der Frühzeit über Handbremsen, sogenannte Spindelbremsen, welche bloß auf die Räder des Tenders wirkten. (Im Eisenbahnmuseum im Bahnhof in Blumberg-Zollhaus ist das Originalmodell einer Lokomotive von 1855 ausgestellt, an dem sich recht genau die damalige alleinige Lokomotivbremse studieren lässt, nämlich Holzbremseklötze wie beim Pferdewagen.)

Weil ein kompletter Militärzug mit Kanonen beladen sein konnte, wobei eine zu 20 Tonnen gerechnet wurde (sogenannter Vorläufer der „Dicken Berta“, später gebaut von Krupp in Essen), mussten die Zuglängen und die Anzahl der Lokomotiven vorgeschrieben werden. Militärzüge sollten mit drei Loks bespannt und maximal 700 Meter lang sein. Um diese langen und schweren Züge bremsen zu können, bedurfte es einer besonderen Lösung. Je nach Länge und Gewicht



Modell eines Eisenbahnwaggons, wegen besserer Sicht für den Bremser mit hochgestelltem Bremserhäuschen.

Foto: Sammlung REIMER.

eines Zuges wurden nach drei oder vier Waggons sogenannte Bremserwagen eingestellt. Ein Bremserwagen war (meist) ein normaler Güterwagen, der an einer Stirnseite ein erhöht angebrachtes und überdachtes, aber nicht beheizbares „Häuschen“ hatte. In diesem „Bremserhäuschen“ saß ein Bremser, der auf ein bestimmtes Signal der Lok sein Bremsrad betätigen musste und damit den Zug abzubremfen mithalf.

Für strategische Bahnen war ferner vorgeschrieben, dass in Abständen von sieben bis acht Kilometern ein Ausweichgleis mit mindestens 700 Metern Länge vorhanden sein müsse, um den eventuellen Gegenverkehr nicht zu behindern (bei eingeleisiger Bauweise).

Einen großen Motivationsschub erfuhren die Bauvorbereitungen, als der französische Kriegsminister Boulanger ab 1886 einen Revanchekrieg gegen das Deutsche Reich propagierte. Die Planungen umfassten die gesamte Strecke von Ulm bis ins südliche Elsass nahe Belfort. Bereits bestehende Bahnlinien im Donautal und am Hochrhein wurden einbezogen. Konkret handelte es sich um



Strategischer Bahnbau (zwischen 1887 und 1890).⁶

drei neu zu errichtende Strecken für die Umgebungsbahnen: Leopoldshöhe – Lör-rach, Schopfheim – Säckingen und Weizen – Immendingen. Als von Moltke 1888 demissionierte, war die Umgebungsbahn im Bau.

Weil das zu durchquerende Gebiet in der Hauptsache nur ein ländlich, nicht industriell strukturierter Raum war, mussten ebenso rasch Arbeitskräfte in ausreichender Zahl auswärts angeworben werden. Zahlreiche, meist italienische Wanderarbeiter sowie spezialisierte Tunnelarbeiter aus Tirol und Bayern wurden angeworben. So listet der aus Donaueschingen stammende und bei den Großherzoglich Badischen Staatsbahnen als Eisenbahningenieur tätige Baudirektor AUGUST VON WÜRTHENAU in einer Grafik über 6.340 Arbeiter auf (April 1889).⁷

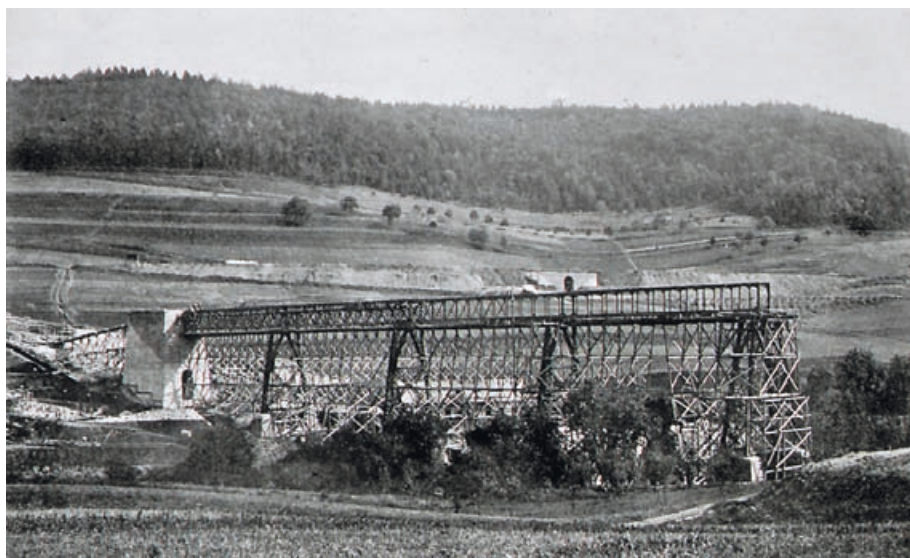
Die Unterbringung der Arbeiter erforderte eine logistische Meisterleistung. Ein Teil der Arbeiterschaft logierte in Privatunterkünften, ob wegen fehlender Gemeinschaftsunterkünfte oder privat gewünscht, darüber kann nur spekuliert werden. Immerhin gibt es Berichte, dass Vermieter ein gutes Zubrot durch Vermietung hatten. Vielleicht handelte es sich hier um die deutsch sprechenden Bayern und Tiroler. Viele Arbeiter dürften jedoch nicht in Privatunterkünften gewohnt haben, denn in den bäuerlichen und ärmlichen Gegenden gab es kaum überzähligen Raum. Vielmehr war ein Großteil in Gemeinschaftsunterkünften untergebracht, das zeigen die Lagepläne und die Berichte des Unternehmers. Die vom Generalunternehmer aufgestellten Schlafbaracken boten jeweils für 18 Mann Platz, so etwa im Bereich des heutigen Sportplatzes bei Epfenhofen und unterhalb des Großen Stockhalde-Kreiskehrtunnels zwischen Fützen und Grimelshofen. Dort befanden sich auch Wirtschaftsbaracken.

Außerdem war vermutlich auch für das Gros der Arbeiter, welche aus Italien kamen, die Sprache eine gewisse Barriere. So konnten sie in einer Sammelunterkunft eher ein Stück „Heimat“ leben. Nach vorliegenden Plänen ließ der Bauunternehmer jeweils eine ganze Reihe Baracken an einer Stelle aufstellen. Das ist auch auf Fotografien erkennbar. Es waren allerdings nur Schlafstellen, die nicht zum längeren Aufenthalt vorgesehen waren. Essen wurde in den vorhandenen Wirtschaftskantinen eingenommen.

Übrigens war der Generalunternehmer die Firma Philipp Holzmann, damals schon ein Weltunternehmen (gegründet 1849). Der größte deutsche Baukonzern, die Philipp Holzmann AG, musste im Jahr 2002 nach über 150-jähriger Tätigkeit seinen Geschäftsbetrieb beenden (Insolvenz).

Zeitgenössischen Berichten zufolge war die gesamte Strecke eine riesige Baustelle. Heute ist das kaum noch vorstellbar, aber damals galt Umweltverträglichkeit nicht viel und die Landschaft sah teilweise sehr verwüstet aus. Das hinderte aber viele Fremde nicht daran, am Sensationstourismus teilzunehmen. So wird unter anderem am Donnerstag, 22. August 1889, berichtet:

Randen. [...] Am meisten Interesse bietet der Bau der Epfenhofener Brücke, wo jetzt das Eisenwerk aufgetürmt wird. Schon das 30 Meter hohe Holzgerüst erregt allgemeine Bewunderung. Auch die Brücke bei Fützen geht

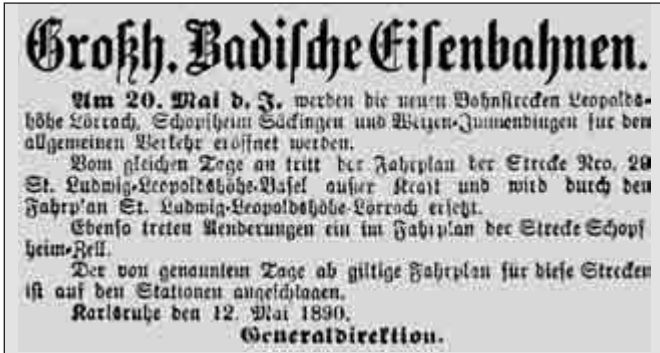


Der Epfenhofener Talübergang von der Blumberger Seite her im Bau.
Holzgerüste stützten die Konstruktion (1889). Foto: Archiv REIMER.

ihrer Vollendung entgegen. Viele Fremde besuchen diese Gegend; namentlich an Sonntagen wimmelt es von Neugierigen. Es lohnt sich aber auch wirklich, einen Ausflug dahin zu machen. Diese Bauten bilden wahrhaft einen Triumph der Ingenieurkunst. Von der Schwarzwaldbahn aus ist den Touristen die Station Neudingen zu empfehlen. Von da erreicht man [...] in 1 1/2 Stunden das Zollhaus im neuen Bahngebiet.⁸

Außer Sensationstourismus gab es allerdings auch weniger Erfreuliches: Unfälle, und dabei auch leider tödlich verunglückte Bauarbeiter, sei es durch eigenes oder fremdes Verschulden. Nach der von WÜRTHENAU zusammengestellten Statistik haben im Abschnitt Weizen – Immendingen 21 Männer ihr Leben verloren. Es könnte vermutet werden, dass die Arbeiten in den sechs Tunnelanlagen gefährlicher waren, aber der Bericht spricht hier nur von acht Verunglückten, während auf freier Strecke 13 Opfer zu beklagen waren. Auch was mit den Arbeitern geschah, nachdem alle Arbeiten beendet waren, ist nur in einigen Fällen bekannt. VON WÜRTHENAU behauptet, fast alle Arbeiter seien in ihre Heimat zurückgekehrt. Das dürfte so nicht ganz zutreffen. Nachweislich blieben einige Männer hier, heirateten, gründeten Familien und/oder gründeten kleine Unternehmungen. Nachweisen lässt sich dies übrigens unschwer an den noch heute vorhandenen italienischen Familiennamen in der Region.

Damit zum Fahrplanwechsel am 1. Juni 1890 keine Verwirrung aufkam, wurde die Strecke am 20. Mai 1890 ohne pompöse Einweihungsfeier, lediglich durch Mitteilung in der Zeitung, zum öffentlichen Verkehr freigegeben.



Zeitungsanzeige zur Strecken-Eröffnung im Albboten Waldshut vom 20. Mai 1890. Foto: Archiv REIMER.

Im Jahre 1901 fertigt JAKOB GLEICHAUF aus Donaueschingen rückblickend eine Art Gedächtnisprotokoll über den „Bau der Strategischen Bahn Waldshut – Immendingen“ an, wobei aber nicht eindeutig hervorgeht, ob er aus Beobachtung oder als Arbeitsbeteiligter berichtet:

Deutschland nimmt an Bautätigkeit von Jahr zu Jahr immer mehr zu. Besonders Verkehrswege, Straßen und Eisenbahnen werden am meisten gebaut. Die Einen werden gebaut zur Hebung des Handels und der Industrie. Andere wieder zur Beförderung des Militärs im Kriegsfall. Zu diesem Zwecke wurde auch die strategische Bahn Waldshut Immendingen hergestellt, denn sollte Deutschland einmal mit Frankreich in Streit kommen, kann jetzt hier hinab das süddeutsche Militär nach der Grenze befördert werden. Auf den anderen süddeutschen Bahnen läuft mehr Verkehr als hier. [...] Eine Bahn würde sich schlecht rentieren, wenn die noch im Anfang entstehenden Kosten durch die Einnahmen nicht gedeckt werden könnten, zumal der Verkehr nicht groß ist und erstens an der Bahn keine größeren Städte liegen und zweitens wenig Fabriken.⁹

Erster Weltkrieg, Zwischenkriegsjahre und Zweiter Weltkrieg

Kaum war die Strategische Bahn vollendet, verlor sie bereits ihre militärische Bedeutung. Bereits ab 1891 entwickelte der neue Generalstabschef Alfred Graf von Schlieffen den Plan, in einem möglichen Krieg Frankreich über Belgien anzugreifen, der Oberrhein sollte lediglich verteidigt werden. Im Ersten Weltkrieg wurde die Bahn daher auch nur begrenzt genutzt. Mit dessen Beginn am 1. August 1914 hatten weisungsgemäß Militärzüge absoluten Vorrang. Für die Umgebungsbahn-Strecke gibt es jedoch keine Aufzeichnungen über Militär- oder Zivilzüge. Es sind aber einige Militärfahrpläne erhalten. Deshalb soll hier die Schweizer Zeitung „Schleitheimer Bote“ vom 7. August 1914 zitiert werden:

Am Donnerstag verkehrten auf der strategischen Bahn massenhaft Militärzüge, die Truppen und Geschütze beförderten. Alle Halbstunden fuhr

ein Zug durch. Die Soldaten (Württemberg und Bayern) zeigten hohe Begeisterung und begrüßten die Bevölkerung mit freudigen Hurrufen und lebhaftem Tücherschwenken. Die „Wacht am Rhein“ und „Deutschland über alles“ erklang aus tausend Kehlen. – Wie viele der ausziehenden Mannschaften werden wohl wiederkehren?

Dieser anfängliche Stoßverkehr in den ersten Kriegstagen scheint bald versiegt zu sein. Nach einem aufgefundenen „Militärfahrplan“, gültig ab 20. September 1914, scheinen nur noch wenige Militärzüge zur Front gefahren zu sein. Auch Personenverkehr (Pz) scheint nach dem Plan wieder stattgefunden zu haben. Alle Brücken und Tunnelportale standen während des Krieges unter militärischer Bewachung, das heißt, bewaffnete Soldaten hielten Tag und Nacht Wache. Vom Krieg selbst wurde die Strecke nicht geschädigt, weder gab es besondere Vorkommnisse noch bekannte Unfälle.

Nach dem Krieg gab es Änderungen. Die Großherzoglich Badische Staatsbahn verlor wie alle anderen Länderbahnen in Deutschland ihren besonderen Status und ging in der neu gegründeten Deutschen Reichsbahn auf. Eine der augenfälligsten Maßnahmen war die Schließung des Bahnhofs Grimmelshofen. Der Grund lag auf der Hand. Beim Bau der Bahn wurde auf zivile Belange keine Rücksicht genommen. Dieser Bahnhof lag etwa einen Kilometer außerhalb und dazu von der Ortschaft aus bergauf. Deshalb benutzten die Einwohner den ortsnahen Haltepunkt „Weiler“. Nun war der Krieg vorbei und der Militärbahnhof funktionslos geworden. Somit entfiel ein Kostenfaktor (Unterhalt und Personal).



Die Sauschwänzlebahn – von der strategischen Umgebungsbahn

Die Strecke hatte wieder nur ein sehr geringes Zugaufkommen. Das änderte sich aber schlagartig, als in der Folge der französischen Besetzung des Rheinlandes im Jahr 1923 auch Offenburg von französischen Truppen besetzt wurde (4. Februar 1923). Der Eisenbahnverkehr auf der Oberrheinstrecke von Karlsruhe nach Basel wurde damit unterbrochen. Baden richtete daraufhin, so gut es ging, einen Umgehungs-Ersatzverkehr ein. Diese umgeleiteten Züge benutzten jetzt die Strecke über Pforzheim – Eutingen – Immendingen – Waldshut, und dann entweder über Schaffhausen oder Weizen. Auf der Umgebungsbahn verkehrten nun vermehrt Personen- und Güterzüge. Einmal ereignete sich dabei auf dem Epfenhofener Viadukt ein spektakulärer Unfall. Durch ein falsches Bremsmanöver fuhr ein Waggon auf einen vorausfahrenden Waggon auf. Zum Glück stürzte er nicht von der Brücke und es gab keinen Personenschaden. Die Streckensperrung der Rheintalbahn von Offenburg bis Basel wurde am 12. Dezember 1923 wieder aufgehoben, und auf der Strategischen Bahn kehrte eine ziemliche Ruhe ein.

Schon im ersten Betriebsjahr der Bahn 1890 hatten clevere Geschäftsleute, meist Gastronomen, Postkarten mit den imposanten Bauwerken zu Werbezwecken in den Handel gebracht, in der berechtigten Annahme, Touristen einen Aufenthalt schmackhaft zu machen. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 wurde in Berlin ein spezielles Büro eingerichtet, welchem jede in Deutschland zum Verkauf beabsichtigte Postkarte vorgelegt werden musste.



Postkarte mit dem Epfenhofener Viadukt aus dem Jahre 1937. Bemerkenswert ist der Verbotvermerk zur Vermarktung. Diese Karte fand bei der Berliner Zensurbehörde keine Gnade, weil angeblich ein strategisches Objekt abgebildet wurde. Foto: Archiv REIMER.

Diese Dienststelle entschied über Verkaufszulassung oder Verbot. Enthielt eine Postkarte auch nur den geringsten Hinweis auf ein mögliches strategisches Objekt, dann erfolgte ein Verbot. Ein strategisches Objekt konnte eine Brücke oder eine Gleisanlage sein. Die beanstandeten Karten erhielten einen deutlichen Verbotsaufdruck. Der Grund war klar: Wegen der geplanten oder erwarteten Kriegsvorbereitungen sollten feindliche Flugzeuge im Ernstfall mit den Karten keine Orientierung finden.

Mit Beginn des Zweiten Weltkriegs wurde die Strecke wieder intensiver genutzt. Seit dem ausgehenden Mittelalter waren bei Blumberg geringprozentige Bohnerz-Lagerstätten bekannt. Im Zuge der Autarkiebestrebungen und Rüstungsvorbereitungen der Nationalsozialisten wurden diese Lagerstätten im Berg- und Tagebau ausgebeutet. Von der Aufbereitungsanlage in Zollhaus wurden diese Erze mit Zügen zu den Verhüttungs- und Stahlwerken ins Ruhrgebiet gefahren. Einerseits bedeutete dies Arbeitsplätze für das rasch anwachsende Blumberg, andererseits volle Auslastung für die Bahn. Nach der Eroberung der Lothringer Minette-Erzanlagen 1942 wurde die Blumberger Förderung am 7. April 1942 eingestellt. Dies führte zu größter Not hier. Die Bahn fuhr aber weiter. Im Kriegsfahrplan gab es immer genügend Personenzüge, die unbehelligt fahren konnten, da die Kriegsfrenten weit entfernt waren. GUSTAV HÄUSLER schreibt 1962:

Im Zweiten Weltkrieg befuhren immer wieder Truppen- und Beutezüge, auch viele Züge mit Kohlen, die für die Schweiz und Italien bestimmt waren, unsere „Strategische Bahn“. Lazarettzüge, Züge mit Kriegsmaterial und mit Gefangenen fielen besonders auf. Die Bahnhöfe blieben lange Zeit Tag und Nacht besetzt.¹⁰

In den letzten Apriltagen 1945 versuchten versprengte Truppenteile den Durchbruch durch das Wutachtal bei Achdorf. Französische Flugzeuge griffen an und richteten neben einem Blutbad Zerstörung und Chaos an. Dabei wurde der westliche Steinpfeiler der Fützener Brücke beschädigt. Bei der Restaurierung vor einigen Jahren hat man bewusst diese Stellen als „Mahnmal“ stehen lassen.

In ihren im Jahre 2000 geschriebenen „Kindheitserinnerungen an den Bahnhof Zollhaus“ beschreibt ELEONORE JERMANN, Tochter des Bahnhofsvorstandes (1937–1954) Josef Heimann ihre Kriegserlebnisse dort:

17 Personen waren bis zum Kriegsende im Bahnhof beschäftigt. Viele Züge befuhren diese Bahnlinie, nachts vor allem Militär-, Lazarett-, Kriegsmaterial- und Gefangenen-Transporte. Da das Kinderzimmer zum Bahnsteig hin lag, haben mein Bruder und ich oft in der Nacht zum Fenster hinaus gesehen. [...] Bei einem [...] Angriff wurde leider ein vorbeifahrender Personenzug beschossen. Die traurige Bilanz waren 8 Tote. [...] Um den 21. April 1945 war der Einmarsch der Franzosen. Mein Vater hielt bis zur letzten Minute die Stellung im Bahnhof. Er telegraphierte an die umliegenden

Bahnstationen, damit keine Züge in die Kampfhandlungen gerieten. Im Kugelhagel flüchtete auch er, wie fast alle Einwohner von Zollhaus, in den nahen Buchbergtunnel.

[Zwei Tage später ...] Als wir am Bahnhof ankamen, glaubten wir, dass dieser noch heil ist, doch als wir die Haustüre aufmachten, lagen Schutt und Steine im Gang. [...] Der Bahnhof wurde von französischem Militär besetzt. [...] Die Besetzer haben sich uns gegenüber äußerst anständig benommen. [...] Anschließend wurde der Bahnhof für ca. 1 Woche von Marokkanern besetzt. Sie kamen zu Fuß mit bepackten Maultieren. Auf dem Holzboden der Güterhalle haben sie Feuer gemacht. [...] Die Nachkriegszeit, die so genannte Hamsterzeit, verlieh dem Zollhäuser Bahnhof eine besondere Bedeutung. Nicht nur viele Flüchtlinge, sondern eben Hamsterer belegten das Areal des Bahnhofs [...]. Die Abendzüge waren übertoll besetzt. Leute mit Milchkannen in den Händen reisten in die nahen Dörfer. Reger Tauschhandel wurde mit den Bauern betrieben. [...] Da durch die Besetzung ständig Kontrolle gemacht wurde, war dies ein riskantes Unterfangen.¹¹

Nach 1945 fuhren zwar wieder Personenzüge, aber oft waren Güterzüge nach Frankreich unterwegs. Als Reparationsleistungen wurde viel Holz abtransportiert, welches in den hiesigen Wäldern geschlagen wurde. So erkennt man heute noch, etwa in Blumberg beim Buchberg, deutlich die Grenze zwischen altem Hochwald und in der Nachkriegszeit wieder aufgeforstetem Jungwald.

Ab 22. Mai 1955 stellte die damalige Deutsche Bundesbahn (DB) den Abschnitt Blumberg-Zollhaus bis Lausheim-Blumegg zunächst vorübergehend, anschließend mit Erlass vom 11. November 1955 bis auf Weiteres ein. Der Grund war klar: Die Unterhaltskosten überstiegen die Einnahmen. Jetzt fuhren nur noch Züge ab Blumberg-Zollhaus Richtung Immendingen und ab Lausheim-Blumegg Richtung Waldshut. Das Ende dieser einmaligen Strecke mit den imposanten Ingenieurleistungen in einer einmalig schönen Landschaft zeichnete sich ab.

Aber dann geschah doch noch ein Wunder, der Anlass dazu war jedoch nicht wunderbar. Die Welt war in Ost und West gespalten, das Gespenst eines Krieges ging um. Es war die Zeit der Kuba-Krise und des Baus der Berliner Mauer (1961). Da entsannen sich Strategen der NATO, dass hier in der Südwestecke eine militärstrategische Anlage besteht. Und im Auftrag der NATO wurde in den Jahren von 1962 bis 1965 die Strecke grundlegend saniert. Tunnels wurden überarbeitet, Signalanlagen erneuert und der alte Schienenoberbau (außer im Buchbergtunnel) ausgetauscht. Die Strecke sah fast wie neu aus, hatte die ganze Renovierung doch immerhin etwa fünf Millionen DM gekostet. Aber wie das so ist: Die Militärtechnik entwickelte sich weiter, neue Langstreckenraketen wurden aufgestellt, und die NATO verlor das Interesse an der Strecke. Immerhin zahlte das Verteidigungsministerium, damals in Bonn, im NATO-Auftrag einen jährlichen Unterhaltszuschuss über 50.000 DM an die DB mit der Maßgabe, die

Strecke betriebsbereit zu halten. 1974 wurden auch diese Zahlungen eingestellt – und die Natur begann, das Terrain zurückzuerobern.

Zu jener Zeit gab es einige nostalgisch denkende Eisenbahnfreunde. Es gelang ihnen trotz offizieller Betriebseinstellung mehrere Male mit durchgeführten Dampfsonderfahrten zu „beweisen“, dass die Strecke doch noch durchgängig befahrbar sei. Das hinderte jedoch die DB nicht daran, die komplette Einstellung des Schienenverkehrs zum 31. Dezember 1976 zu verfügen. Eine Ausnahme blieb allerdings noch für einige Zeit bestehen: Bis über Zollhaus hinaus nach Blumberg bestand für das Werk der Firma Straub-Verpackungen nach Immendingen und in Weizen für die Firma STO (Stotmeister) nach Waldshut ein Güterverkehr, der mehrmals wöchentlich mit zwei oder drei Güterwagen stattfand.

Die DB plante 1976 einen Rückbau der unrentabel gewordenen Anlage. Tatsächlich wurde beispielsweise schon das Zufahrtsgleis zum Lokschuppen in Fützen abgebaut. Dies rief nun den Bürgermeister von Blumberg, Werner Gerber, und Gleichgesinnte auf den Plan. Gemeinsam mit den Befürwortern einer Museumsbahn, Ferdinand Mollet und Hans Dorner (beide EUROVAPOR Zürich) sowie Diplom-Ingenieur Zimmermann (von der Direktion der Deutschen Bahn in Karlsruhe), erreichten sie in Stuttgart die Zusage, ab 1977 einen provisorischen Museumsbahnbetrieb von Zollhaus nach Weizen (Bahnhof) einzurichten. EUROVAPOR ist die „Europäische Vereinigung zur betriebsfähigen Erhaltung von Dampflokomotiven und historischem Eisenbahnmateriale“, eine Vereinigung von Eisenbahnfreunden zur Erhaltung von historischen Eisenbahneinrichtungen.

Nach unvorhergesehenen Schwierigkeiten – die DB hatte die Strecke entwidmet, nun musste ein beschleunigtes Planfeststellungsverfahren erfolgen, weil es „die Strecke nicht mehr gab“ – fuhr der erste Museumszug am 19. Mai 1977.

Es war für alle Beteiligten ein gewagter Versuch. Der Zug war ein buntes Ensemble aller möglichen Wagentypen und einer kleinen Lok. Der Erfolg gab allen Beteiligten Recht. Schon während der ersten Saison 1977 zählte man über 20.000 Fahrgäste und bald stieg das Fahrgastaufkommen so stark an, dass manch einer auf dem Bahnsteig in Zollhaus zurückbleiben musste. So wurde diese einmalige Museumsbahn ein Erfolg. 1998 wurde sie als „Nationales Kulturdenkmal der Bundesrepublik Deutschland“ offiziell eingetragen und 2014 wurde am Bahnhof Blumberg-Zollhaus offiziell eine Gedenktafel mit folgenden Worten enthüllt:

*Historisches Wahrzeichen der Ingenieurbaukunst in Deutschland
Ausgezeichnet von der Bundesingenieurkammer 2012*

Die Enthüllung der Tafel erfolgte durch Winfried Hermann (Verkehrsminister von Baden-Württemberg) im Beisein von Dipl.-Ing. Hans-Ullrich Kammeyer (Präsident der Bundesingenieurkammer), Dipl.-Ing. Rainer Wulle (Präsident der Ingenieurkammer Baden-Württemberg) und Dipl.-Ing. Christian Brinkmann (Geschäftsführer der Sauschwänzlebahn) sowie dem Blumberger Bürgermeister Markus Keller.

Auf Teilen der ehemals Strategischen Bahn gibt es auch wieder zivilen Verkehr: Die Gleisstrecke Zollhaus – Immendingen wurde von der Stadt Blumberg bis Hintschingen (Anschluss zur Schwarzwaldbahn) erworben und mit Landesmitteln saniert. Dieser Abschnitt wird heute im Auftrag des Landes von der Hohenzollerischen Landesbahn AG (HzL) als „Ringzug“ täglich im öffentlichen Personennahverkehr befahren. Der Abschnitt Weizen (Bahnhof) – Waldshut (bis zur Weiche Oberlauchringen/Hochrheinbahn) wird an Wochenenden von einem Shuttle als Zubringer benutzt.

Im ehemaligen großen Güterschuppen des Bahnhofs Zollhaus wurde 1992 von den beiden Blumbergern Bernhard Prillwitz und Dietrich Reimer ein Eisenbahnmuseum eingerichtet. Dieses Museum führt mit teils einmaligen Exponaten durch die Geschichte der Dampfeisenbahn.

125 Jahre Bahngeschichte: Am 20. Mai 1890 ging die Bahn als „Kanonenbahn“ gegen den „Erzfeind“ Frankreich in Betrieb. Heute ist sie eine attraktive, Völker verbindende „Museumsbahn“, die fröhliche Menschen transportiert und am 20. Mai 2015 in Frieden ihren 125. Geburtstag feiern konnte.

Autor

DIETRICH REIMER

ist Mitbegründer des Eisenbahnmuseums in Blumberg-Zollhaus. Buchveröffentlichung: Die Sauschwänzlebahn im südlichen Schwarzwald (mit BERNHARD PRILLWITZ). Erfurt 2010. Vorträge, Buch-, Radio- und TV-Beiträge.

Dietrich Reimer

Kiefernweg 34 · 78176 Blumberg

monika.bill.reimer@t-online.de

Anmerkungen

- 1 ANTON PLETSCHER: Altes und Neues vom Randen. Schleithem 1898 (Seite 78).
- 2 MARTIN WANNER: Geschichte der Begründung des Gotthardunternehmens. Bern 1880 (Seite 390).
- 3 WANNER (Seiten 169 und 394). Die drei Millionen Franken sind in dem von Großherzog Friedrich erlassenen Gesetz vom 16. April 1870 „Den Bau einer Gotthardbahn betreffend“ (GVBl. 1870, Seite 336) festgelegt. Quelle: Badische Landesbibliothek: <http://digital.blb-karlsruhe.de/blbihd/periodical/pageview/772548> [30.1.2016].
- 4 Der Bau der „Wutachthalbahn“ ist in Artikel 1 des von Großherzog Friedrich erlassenen Gesetzes vom 16. April 1870 (GVBl. 1870, Seite 331) geregelt. Quelle: Badische Landesbibliothek (Anmerkung 3 mit 772543).
- 5 Bekanntmachung über die Vereinbarung zwischen dem Reich und Baden über die Herstellung von Eisenbahnverbindungen im südlichen Baden vom 1. Juli 1887 (GVBl. 1887, ab Seite 119). Quelle: Badische Landesbibliothek (Anmerkung 3 mit 781642).
- 6 Aus Wikipedia: https://de.wikipedia.org/wiki/Strategische_Bahn [30.1.2016]. Lizenzangaben: Strategischer Bahnbau in Südbaden und im Donautal (Urheber: Lencer, Januar 2008). Grundlage ist das Brockhaus Konversations-Lexikon. 14. Auflage. Zweiter Band. 1892 (Seite 258 und 259).
- 7 AUGUST VON WÜRTHENAU: Denkschrift über die Erbauung der Bahnen im Badischen Oberland. Karlsruhe 1890 (Seite 262).
- 8 Albote (Waldshut), Jahrgang 1889. Zitiert nach ULRICH MÜLLER: Die Wutachtalbahn. Grenzach-Wyhlen 1977 (Seite 54).
- 9 JAKOB GLEICHAUF: Aufzeichnung vom 5. August 1901 (Kopie im Archiv Reimer).
- 10 GUSTAV HAUSLER: Aus der Geschichte der Strategischen Bahn. In: Festschrift zur 700-Jahrfeier der Stadt Stühlingen“. Stühlingen 1962. Zitiert nach MÜLLER (Seite 42).
- 11 DIETRICH REIMER: „Verschwiegener Zeuge“ vieler Ereignisse. Kindheitserinnerungen an den Bahnhof Zollhaus. In: Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis (Hg.): Almanach 2001. Jahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises. Band 25 (Seite 161).

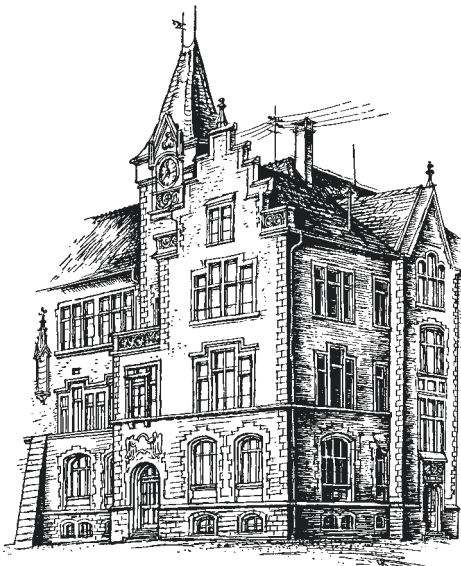
Schülerkarten der Realschule Meßkirch

VON ULF WIELANDT

Die Bürgerschule Meßkirchs, die Vorläuferin des heutigen Martin-Heidegger-Gymnasiums, wurde im September 1894¹ eröffnet (vier Klassen mit Realschul-lehrplan und fakultativem Latein) und fünf Jahre lang vom Lehramtspraktikanten Steiger² geleitet. Doch schon bald wurde der Wunsch nach einer Aufstockung der Bürgerschule zur sechsklassigen Realschule immer lauter. Der Beschluss des Bürgerausschusses zur Erstellung eines neuen Schulhauses kam am 11. Februar 1901 zustande.³ Am 7. März 1903 fanden schließlich die vorgelegten Baupläne des Bezirksbauinspektors Carl Engelhorn aus Konstanz⁴ die Zustimmung des Bürgerausschusses. *„Der Gemeinderat sah nun im neuen Gebäude die Chance, das Schulangebot in Meßkirch noch weiter zu verbessern. Am 23. März 1903 fasste er den Beschluss, die Bürgerschule zu einer 6-klassigen Realschule auszubauen, am 2. April 1903 stimmte der Bürgerausschuss diesem Beschluss zu.“*⁵ Die feierliche Einweihung mit der Festrede des Direktors Rottengatter erfolgte am 29. Oktober 1904 und in diesem Schuljahr 1904/1905 begann auch die Aufstockung der Bürgerschule zur sechsklassigen Realschule.

Soweit zunächst kurz die Entwicklung der Bürgerschule Meßkirch zur Realschule Meßkirch.

Wann genau diese Aufstockung abgeschlossen war und die ersten Absolventen der sechs Klassen (Sexta bis Untersekunda) mit dem damals so genannten „Einjährigen“ die Realschule verließen, ist noch nicht eindeutig geklärt. Dass die Untersekundaner der Realschule Meßkirch den in ganz Deutschland weitverbreiteten Brauch praktizierten, zum bestandenen „Einjährigen“ (oder nach neunjährigem Besuch des Gymnasiums zum Abitur) selbstgefertigte Postkarten an Verwandte und Freunde zu versenden, belegen die bisher bekannten Karten. Wann aus Meßkirch die ersten Karten verschickt wurden, ist allerdings noch nicht geklärt. Die erste mir bekannte



Die Konradin-Kreutzer-Schule in Meßkirch.⁶

Karte stammt aus dem Jahre 1919, weitere Karten wurden in den Jahren 1922 bis 1924 erstellt und versandt. Sie sollen im Folgenden vorgestellt werden.

Zuvor soll noch der heute kaum mehr bekannte Begriff „Einjährige“ mit den Worten DIETER STÄDELES⁷ erklärt werden:

Der emotionale Stellenwert des „Einjährigen“, wie er sich auf den Postkarten darbietet, hat vorwiegend mit dem Militärischen zu tun, denn auf die Dienstzeit beim Heer bezieht sich die Zeitangabe in der Bezeichnung, die vollständig eigentlich „Einjährig-Freiwilliger“ heißt. Mit der „mittleren Reife“ verdiente sich der Einjährig-Freiwillige eine ganze Reihe von Vergünstigungen und gesellschaftliches Ansehen. So wird verständlich, dass der Schulabschluss nach der Untersekunda ein gewichtiges Ereignis und ein triftiger Anlass zur Versendung einer Postkarte war.

Am Ende dieser einjährigen Dienstzeit galt der Soldat dann als Offiziersanwärter.



Jahrgang 1919

Die U II (Untersekunda, entspricht der heutigen Klasse 10 des Gymnasiums) des Jahrgangs 1919 präsentiert sich vor der dunklen Kulisse des damaligen, 1904 erbauten Schulgebäudes, der späteren Konradin-Kreutzer-Schule. Mittelpunkt des Geschehens ist hinter einem Tisch ein junges Mädchen mit Haube und möglicherweise antiker Gewandung, der die Girlande an der wehrhaften Mauer hinter ihr Flügel zu verleihen scheint. Vor ihr stehen auf einer Tischplatte sechs rätselhafte Gläser oder Dosen. Soll damit das in den sechs Klassenstufen erworbene Wissen angedeutet werden oder hält die junge Dame als Belohnung sechs Bierhumpen zum Feiern in der Hand? Eingerahmt wird sie von einem Globus und einer mit Blumen bestückten Vase. Den unteren Teil des Tisches

füllen Bücher. Davor werden auf einem Schild die Klassenstufe, der Jahrgang und der Heimatort „Mehskirch“ angegeben. WERNER FISCHER⁸ bemerkt hierzu: *Die Schreibung „Mehskirch“ kommt von der Sütterlinschrift her. Bis ins 20. Jahrhundert lernten deutsche Schüler zwei Schriften: die deutsche Schrift (zuletzt in der Form der Sütterlinschrift) und die lateinische Schrift. In der Sütterlinschrift schrieb man lange „hs“ für das spätere „ß“.*

Deutet der helle, friedliche Vordergrund auf die Gegenwart hin, hinter dem sich die dunkle Vergangenheit des zurückliegenden gefängnisähnlichen Schulalltags fast drohend erhebt? erinnert sei an die über dem Hauptportal angebrachte Schrifttafel „In ernstem Streben hinan zum Licht“. In der rechten unteren Ecke weist sich der Gestalter als „Mogo“ aus. Ob die auf einem Buchrücken zu lesende Zahl 12 sich auf die Anzahl der Absolventen beziehen könnte, muss eine Vermutung bleiben.



Jahrgang 1922

Jubelnd, als könnte er die ganze Welt umarmen, reißt der Einjährige des Jahres 1922 der Realschule Meßkirchs die Arme hoch. In freier Landschaft – dem Betrachter zugewandt – hält er in der linken Hand das Einjährigen-Zeugnis mit dem Vermerk „Reife“, das der heutigen mittleren Reife entspricht. Auf die damit verbundenen Anstrengungen scheint der Bücherstapel mit dem Totenkopf hinzudeuten. Diese Attribute lässt der Einjährige nun hinter sich und schreitet in die freie Natur hinaus. Über ihm leuchtet die strahlend aufgegangene Sonne auf den Erfolg und die erfreuliche Gegenwart, während der rechte Arm auf die am Horizont aufziehenden dunklen Gewitterwolken weist, die ein Blitz zerreißt, eine möglicherweise bedrohliche Zukunft also. Erinnern die Bücher an ein enges Studierzimmer, so die Landschaft an die nun erreichte, aber doch auch im Ungewissen liegende Freiheit. Das zerbrochene Wagenrad links unten könnte möglicherweise ebenso wie der Totenschädel auch ein Verweis auf den flüchtigen Lauf der Zeit sein. Der Entwurf stammt – wie die Rückseite ebenfalls ausweist – von dem Zeichner W. Scheck.



Jahrgang 1923

Die wohl aufgrund ihrer klaren politischen Aussage zeitgeschichtlich interessanteste Einjährigkarte – von WERNER FISCHER⁹ als Kopie vermittelt – dürfte die aus dem Jahre 1923 sein. Zweigeteilt durch die Orts-, Jahrgangs- und Klassenangabe zeigt sie auf der linken Seite eine mit Ketten gefesselte Germania mit Schild, Schwert und Adler, auf der rechten Seite das durch einen französischen Kolonialsoldaten besetzte Ruhrgebiet, durch die Flussangabe gekennzeichnet. Interessanterweise handelt es sich bei dem dargestellten Soldaten aufgrund der Hautfarbe vermutlich um einen Marokkaner oder einen „tirailleur sénégalais“ (Soldat aus dem Senegal). Der dem französischen Ministerpräsidenten Clémenceau¹⁰ in den Mund gelegte Ausspruch „Nicht davon reden, immer daran denken“¹¹ dient als Motto des Widerstands. Auf der Karte geht es gegen die als widerrechtlich empfundene Besetzung des Ruhrgebiets¹², die zwischen dem 11. und 16. Januar 1923 erfolgt war. Hinter dieser politischen Aussage der Zeichnung tritt der im Schriftbild groß gestaltete Anlass des erreichten Einjährigen deutlich zurück. Ob es sich bei den unter der Germania befindlichen Schriftzeichen um die Signatur des Autors (SJ oder JS) handelt, muss offenbleiben.

Jahrgang 1924

Die von einem Zeichner mit den Initialen M.O. stammende recht einfache und etwas unbeholfen wirkende Skizze der U II aus dem Jahre 1924 greift ein häufiger wiederkehrendes Motiv auf: Ein jugendlicher Ritter durchbohrt mit seiner Lanze einen Lindwurm. Ob es sich bei dem Drachentöter um den heiligen Georg oder den heiligen Michael handelt, bleibt unklar.



Beide werden in der darstellenden Kunst ähnlich vorgestellt: wie sie „in mächtiger Bewegung, gerüstet [...] den Drachen zu [ihren] Füßen mit der Lanze durchbohren.“¹³ WERNER FISCHER weist in seiner Beschreibung der Ausstattung der Schule auf eine vorgesehene, aber nicht ausgeführte Figurengruppe hin, nämlich Michaels Kampf mit dem Drachen. Jedenfalls sieht auch der Einjährige des Jahres 1924 sich als jugendlicher Held, Sinnbild für den bestandenen schulischen Kampf. Im Hintergrund steht die aufgehende Sonne für eine strahlende Zukunft. Auf der Rückseite dürfte sich der Einjährige als Otto Madlehner zu erkennen geben.

Es darf angenommen werden, dass zumindest in den zwischen den vorgestellten Karten liegenden Jahren die Absolventen ihren Freunden und Verwandten ebenfalls das Bestehen des „Einjährigen“ kundgetan haben und diese Karten in absehbarer Zeit auch wieder auftauchen werden.

In den Hochburgen dieses Brauches wie in Konstanz, Rottweil oder Freiburg, um nur einige aus der näheren Umgebung zu nennen, wurden schon um die Jahrhundertwende bis etwa in den Zweiten Weltkrieg hinein Schülerkarten aus Anlass des bestandenen Examins, aber auch zum Tanzkränzchen oder Hemdglonkerumzug gefertigt und verschickt. Eine gute Einführung in diesen Bereich bietet DIETER STÄDELES oben erwähntes Buch „Kitsch und Kunst im Kleinformat“.

Weitere Aufsätze des Autors zu Schülerkarten sind in den *Schriften der Baar* abgedruckt – siehe Band 56 (2013) und Band 58 (2015).

Autor

DR. ULF WIELANDT

aus Augsburg (geboren 1939), absolvierte das Gymnasium in Donaueschingen. Nach dem Studium in Hamburg und Freiburg und der Promotion über „Hiob in der alt- und mittelhochdeutschen Literatur“ unterrichtete er von 1969 bis 2004 am Leibniz-Gymnasium Rottweil. Er schrieb Lehrwerke für Französisch, war Mitherausgeber der Zeitschrift „französisch heute“ und wurde zum „Officier dans l’Ordre des Palmes Académiques“ ernannt.

Dr. Ulf Wielandt

Friedlandstraße 46

78628 Rottweil

ulf.wielandt@gmail.com

Anmerkungen

- 1 WERNER FISCHER: Das 100 Jahre alte Neue Schulhaus in Meßkirch. In: Festschrift „100 Jahre Conradin-Kreutzer-Schule Meßkirch 1904–2004“. Meßkirch 2004 (Seite 7–12).
- 2 WOLFGANG BINGESER: 50 Jahre Höhere Schule Meßkirch. In: Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen der Höheren Schule in Meßkirch (Baden). Meßkirch 1954.
- 3 Siehe 1.
- 4 Siehe 2. Dort sind Titel und Name mit „Bezirksoberbauinspektor Engelmann“ angegeben.
- 5 Siehe 1.
- 6 Die Zeichnung der Konradin-Kreutzer-Schule ist der Festschrift von 1954 (siehe Anmerkung 2) entnommen. Die abgedruckten Einjährigenkarten stammen – bis auf die Karte aus dem Jahre 1923, die mir dankenswerterweise Dr. Werner Fischer vermittelt hat – aus der Sammlung des Verfassers.
- 7 DIETER STÄDELE: Kitsch und Kunst im Kleinformat. Schülerpostkarten – ein vergessener Brauch. Im Verlag des Südkurier. Konstanz 1986 (ab Seite 21: Von der Schulbank zur „Schimmernden Wehr“).
- 8 WERNER FISCHER am 3. März 2014 an den Autor: Fischer fügt aus eigener Schulerfahrung an, dass er noch 1961 Schüler zu unterrichten hatte, die eigentlich *Irßlinger* hießen, aber auf Geheiß ihres Opas auf allen Heften *Irßlinger* schrieben. Zur Namengebung „Messkirch“ oder „Meßkirch“ siehe WERNER FISCHER: „Messo-Kirch“ oder „Messe-Kirch“. In: Schriften der Baar. Band 57 (2014). Donaueschingen (Seite 63–70).
- 9 WERNER FISCHER aus dem Archiv der Stadt Meßkirch.
- 10 Georges Clémenceau (1841–1929), französischer Journalist und Politiker, Radikalsozialist und Ministerpräsident (1917–1920), war entschiedener Gegner Deutschlands und verfolgte im Zuge der Reparationszahlungen Deutschlands als Folge des Versailler Vertrags den Plan der Besetzung des Ruhrgebiets.
- 11 Der Ausspruch ist in einer Rede enthalten, die Léon Gambetta (1838–1882) nach der Niederlage Frankreichs im deutsch-französischen Krieg 1870/71 am 18. November 1871 in St. Quentin hielt (Revanche gegen Deutschland).
- 12 Wie die Bevölkerung darauf reagierte, darauf weist zum Beispiel für Rottweil Winfried Hecht hin: WINFRIED HECHT: Rottweil 1802–1970. Rottweil 1997 (Seite 170): „Im Januar versetzte die Besetzung des Ruhrgebiets durch französische Truppen im Rahmen der ‚Politik der produktiven Pfänder‘ zur Durchsetzung der Reparationsforderungen Frankreichs auch Rottweil in höchste Erregung. Über Wochen hielt diese Stimmung in der Stadt an.“
- 13 HILTGART L. KELLER: Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten. Legende und Darstellung in der bildenden Kunst. 4. Auflage. Stuttgart 1979 (ab Seite 216 und 379).

Dr. Heinz Maurer – FF-Kammerassessor und SS-Hauptsturmführer, Leiter der Polizeiverwaltung in Lemberg (1942 – 44)

VON WOLF-INGO SEIDELMANN

Im November 1948 schrieb Anne Maurer über den drei Jahre zurückliegenden Selbstmord ihres Sohnes Heinz an Maximilian Egon Prinz zu Fürstenberg:

Da er zuletzt in Lemberg Polizeidirektor war, lag der Gedanke nahe, dass seine Familie verfolgt werde u[nd] ins Elend kom[m]e. Dies trieb ihn zur Verzweiflung u[nd] nahm ihm den letzten Rest seiner Kraft. Wir müssen heute leider Gott danken, dass er sein Grab gefunden hat u[nd] nicht nach Polen ausgeliefert wurde.¹

Diese euphemistische Feststellung einer liebenden Mutter skizziert die Lebensbilanz eines Mannes, der stets um beruflichen Aufstieg und gesellschaftliche Anerkennung rang, anfangs aber wohl kaum den Plan verfolgte, sich dafür in die Gesellschaft von kaltblütigen Massenmördern zu begeben – und am Ende genau dort landete. Dass Donaueschingen eine Station auf diesem Weg war, macht Nähe und „Banalität des Bösen“ und vielleicht auch seine Tragik in besonderer Weise anschaulich.

Heinz Wolfgang Maurer kam am 17. Februar 1906 als jüngstes von vier Kindern des evangelischen Oberingenieurs Eugen Maurer und seiner Ehefrau Anne, geb. Wolff, in Baden-Baden zur Welt. Entsprechend den Idealen des damaligen Bildungsbürgertums genoss er eine an den hehren Prinzipien des Humanismus orientierte Erziehung, die 1924 im Abitur ihren Abschluss fand. Das Gymnasium Hohenbaden, eine altherwürdige Institution, deren Wurzeln bis in das Jahr 1453 zurückreichen und die von 1934 bis 1945 unter der Leitung des späteren Staatspräsidenten Leo Wohleb stehen sollte, bescheinigte Maurer fast durchweg befriedigende Leistungen: Eine Ausnahme bildete das Fach Latein, in dem der Abiturient große Probleme hatte. In Religion, Fleiß und Betragen erhielt er dagegen gute Bewertungen. Ob die in der Notentabelle ausgewiesene



Ob die in der Notentabelle ausgewiesene

Heinz Maurer als Student.

Foto: Universitätsarchiv München (UAM), Stud-Kart I.

Berufsbestimmung „Kaufmann“² Maurers eigenem Wunsch entsprach oder aber vielmehr eine gut gemeinte Empfehlung der Lehrer für einen eher mäßig begabten Schüler war, mag dahingestellt bleiben.

Maurer studierte ab 1924 Jura in Freiburg, München und Frankfurt am Main und legte in Karlsruhe 1928 die erste Staatsprüfung ab. Sein Referendariat versah er unter anderem in der Stadtverwaltung von Baden-Baden und beim dortigen Rechtsanwalt Dr. Ferdinand Winhold. 1932 bestand Maurer seine zweite Staatsprüfung in Karlsruhe. Noch während der Ausbildung verfasste er eine Dissertation über die „*Einstellung der Sozialisten zu den grundsätzlichen Fragen der Strafgerichtsverfassungs- und Strafverfahrensreform*“, die er Mitte 1931 der Freiburger Albert-Ludwigs-Universität vorlegte. Deren Bewertung fiel zurückhaltend aus. Die Korrektoren der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät attestierten dem Doktoranden zwar großes sprachliches Geschick, hielten seine analytischen Fähigkeiten aber für begrenzt: Professor Erik Wolf³ urteilte: „*Die Arbeit ist mehr Darstellung und Aneinanderreihung als tiefgründige Verarbeitung von Material.*“ Dass es für die Dissertation trotzdem zur respektablen Note *cum laude* reichte, allerdings denkbar knapp, lag auch an Zweitkorrektor Eduard Kern, der befand, die Arbeit verrate „*einen bewundernswerten Fleiss und beachtliche Kenntnisse.*“⁴ Letztere konnte Maurer im anschließenden Rigorosum anscheinend nur mühsam belegen, denn er erhielt am Ende die magere Gesamtnote *rite*.

Nach seiner zweiten Staatsprüfung arbeitete Maurer bis zum Frühjahr 1933 beim Baden-Badener Advokaten Dr. Hugo Hauser, beantragte im April 1933 seine Zulassung als Rechtsanwalt beim Landgericht Karlsruhe und eröffnete mit seinem Kompagnon Max Schliep eine Kanzlei in Baden-Baden. Infolge der Wirtschaftskrise und der starken örtlichen Konkurrenz liefen die Geschäfte allerdings schlecht, weshalb Maurer bald eine Stelle als Syndikus und Geschäftsführer der Reichskammer für bildende Künste, Landesstelle Baden-Baden, annahm.

Wann und unter welchem Einfluss er sich dem Nationalsozialismus zuwandte, ist ungewiss. Sicher ist, dass Maurer am 1. Mai 1933 der NSDAP und am 1. Juni 1933 der SS-Standarte 86 beitrug, wo er die Mitgliedsnummer 103.688 erhielt und es bis zum Scharführer brachte. Sein direkter Vorgesetzter im Sturm 1/I 86 war Sturmführer Rudolf Christ, der im November 1938 eine tragende Rolle bei der Zerstörung der Baden-Badener Synagoge spielen sollte.⁵ Maurer übte zugleich auch die Rechtsberatung des SS-Sturmbanns III/62 aus, dessen 3. Sturm unter der Führung von Michl Huber stand.⁶ Mit einer Körpergröße von 1,76 m und einer sportlich-trainierten Figur entsprach Maurers „rassisches Gesamtbild“ fast perfekt dem nationalsozialistischen Anforderungsprofil für einen Herrenmenschen nordischen Typs.

Der SS-Neuling beantragte⁷ im Juni 1934 eine Heiraterlaubnis beim Rasse- und Siedlungsamt und gab als Bürgen für seine Braut den Hotelier Alfred Kötter⁸ und den Frauenarzt Dr. Hermann Peterson⁹ an. Nachdem er die erbettene Genehmigung im November erhalten hatte, schloss Maurer am 11. Dezem-



Michl Huber um 1931.

Foto: Bundesarchiv Berlin, Bestand BDC,
NSDAP-Mitgliederkartei.

ber 1934 die Ehe mit Gertrud, der Tochter des in Baden-Baden ansässigen Kaufmanns Georg Strauch¹⁰ und dessen Ehefrau Luise. Zum Trauzeugen bestellte das Paar den Damenfriseur-Meister Michl Huber¹¹, einen alten Kämpfer und SS-Sturmführer, der 1932 in einen Sprengstoffanschlag auf die Baden-Badener Polizeidirektion verwickelt gewesen war.¹² Huber, ein korpulenter Mann, dessen „rassische Erscheinung“ dem auf Sportlichkeit ausgerichteten Ideal der SS offen

Hohn sprach, sollte 1937 nach Blumberg ziehen, um im dortigen Bergwerk eine Stelle als Kantinen- und Wohnlagerleiter anzutreten. In dieser Funktion nutzte der SS-Hauptsturmführer ab 1940 jede Gelegenheit, Kriegsgefangene und ausländische Zwangsarbeiter „mit verwerflichen Methoden“¹³ zu terrorisieren.

Maurers Zugehörigkeit zum Korps der überzeugten Nationalsozialisten und SS-Angehörigen schien bald Früchte zu tragen: Mitte 1934 erhielt er einen Hinweis von Dr. Hans Albrecht Grüninger¹⁴, dem persönlichen Referenten des badischen Kultusministers Otto Wacker, dass die fürstenbergische Verwaltung einen Juristen suche. Die Stelle war insofern sehr interessant, als Kammerpräsident Karl Friedrich Zopff¹⁵ vor seiner Pensionierung stand und sich der Neuzugang Hoffnungen machen konnte, im Herbst 1935 dessen Nachfolge anzutreten. Maurer erhielt dann zwar im Februar 1935 eine befristete Anstellung als Kammerassessor in Donaueschingen, doch gingen alle weitergehenden Erwartungen nicht in Erfüllung. Nach Zopffs Ausscheiden übernahm Prinz Max Egon dessen Aufgabengebiet und wies Maurer subalterne Tätigkeiten zu. Letzterer klagte: „*Mir wurde lediglich die laufende Vertragsbearbeitung und rechtliche Beratung der verschiedenen Verwaltungsabteilungen, sowie die Behandlung der mir von Eurer Durchlaucht besonders zugewiesenen Arbeiten übertragen, ein geschlossenes selbständiges Referat jedoch nicht zugeteilt.*“¹⁶

Maurer tröstete sich über seinen beruflichen Misserfolg mit einer Verstärkung seines parteipolitischen Engagements hinweg. So nahm er im Oktober 1936 an einem SS-Schulungskurs in St. Georgen teil, wozu er vom Fürstlichen Haus, das sich selbst mit dem Nationalsozialismus weidlich arrangiert hatte, bereitwillig Urlaub erhielt. Eine weitergehende Förderung dieser Aktivitäten durch den Arbeitgeber ist allerdings nicht belegt. Bald leitete Maurer auch die Donaueschinger NS-Rechtsbetreuungsstelle und übernahm das Amt eines Rechtsberaters für den örtlichen SS-Sturmbann 10/63.

In Maurers beruflichem Hauptaufgabengebiet lief es dagegen schlecht: Statt seine skeptischen Vorgesetzten mit einer deutlichen Leistungssteigerung zu überzeugen, beging Maurer im April 1937 den taktischen Fehler, ihnen mitzuteilen, er wolle künftig nebenberuflich eine Rechtsanwaltskanzlei in Donaueschingen betreiben. Die fürstliche Verwaltung stimmte seinem Wunsch zwar zu, kündigte aber bereits ein halbes Jahr später den bestehenden Arbeitsvertrag. Maurer war ab Mitte 1938 nur noch als juristischer Berater und Gutachter für das Fürstliche Haus und seine Betriebe tätig. Obgleich er sich mit respektvollen, im lockeren Plauderton gehaltenen Briefen um die Gunst des Prinzen Max Egon bemühte, nahm das von dessen Verwaltung ausgehende Auftragsvolumen stark ab. So beklagte sich Maurer im Januar 1939 beim Prinzen, er fühle sich „kalt-gestellt“, wobei er die wahren Verantwortlichen im Kreise der Verwaltungsbeamten suchte, denn er bot dem Adressaten eine persönliche Aussprache mit der Begründung an: „Sollten Eure Durchlaucht jedoch meine engere Mitarbeit in der Kammer nicht wünschen, so wäre ich dankbar, dies gelegentlich von Eurer Durchlaucht mündlich zu erfahren.“¹⁷ Der Prinz sorgte durch eine Intervention bei seiner Verwaltung dafür, dass der bestehende Beratervertrag bis Ende 1939 wieder mit Leben erfüllt wurde.

Maurer muss klar gewesen sein, dass ihn die spärlichen Aufträge für seine Rechtsanwaltskanzlei kaum würden dauerhaft über Wasser halten können. Im April 1939 bewarb er sich als Jurist im Landesdienst des Gaues Niederdonau, dem heutigen Niederösterreich. Die dortigen Parteiinstanzen forderten daraufhin ein Leumundszeugnis von der Kreisleitung in Donaueschingen an, die sich, wohl aufgrund eines schwelenden Kompetenzkonflikts¹⁸ zwischen Kreisleiter Walther Kirn¹⁹ und Kreisamtsleiter Hugo Wältner²⁰, trotz mehrerer Mahnungen erst im Juli 1939 in der Lage sah, dem Ansinnen nachzukommen. Ihrer Ansicht nach war Maurer „ein Mann von einwandfreiem Ruf und Charakter. In politischer Hinsicht entspricht er den Anforderungen der NSDAP“. Das von Kirn, Wältner und Kreispersonalamtsleiter von Baltz unterzeichnete Personalblatt hob hervor, das Erscheinungsbild des Probanden sei „gewandt“ und „rassisch gut“, pries dessen weltanschauliche Haltung mit dem Prädikat „einsatzbereit“ und ordnete seine geistigen Fähigkeiten als „intelligent, praktisch, gut“ ein. Als positiv galt auch, dass Maurer mit seiner Frau aus der Kirche ausgetreten und „gottgläubig“ geworden war, was als Ausweis einer unerschütterlichen ideologischen Festigkeit verstanden werden durfte. Maurers Hoffnungen auf eine Beamtenanstellung in Niederösterreich zerschlugen sich jäh, als er am 25. August 1939 zur Wehrmacht einberufen wurde, wo er als Unteroffizier bei der Flakbatterie 3/854 Dienst tat. Im Oktober 1941 war er am bayerischen Standort Neubiberg im Einsatz.

Maurers Verbindung zum Hause Fürstenberg riss auch während seiner Militärzeit nicht ab: Die Donaueschinger Verwaltung sorgte mehrmals für seine Beurlaubung, damit er das Vertragswerk für den Verkauf der fürstlichen Erzkonzessionen an die Doggererz AG, ein Unternehmen, das seit 1934 in Blumberg Eisenerz abbaute, konzipieren und die anschließenden Verhandlungen mit der



Heinz Maurer in den 1930er Jahren in SS-Uniform.

Foto: Bundesarchiv Berlin R 9361 / III-129164.

Käuferin fachlich begleiten konnte.²¹ Im Gegenzug sorgte Prinz Max Egon dafür, dass Maurers Familie, die mittlerweile aus seiner Frau und drei Kindern bestand, neben der staatlichen Hilfe bis Ende 1941 auch einen Unterhaltsbeitrag aus der fürstlichen Kasse erhielt. Die Prämienzahlung für Maurers Lebensversicherung stellte man sogar erst Ende 1943 ein. Dennoch bleibt unübersehbar, dass sich die Bande zwischen den beiden Parteien langsam lockerten, was sich auch darin niederschlug, dass die Familie im November

1940 ihren Wohnsitz von Donaueschingen nach Baden-Baden verlegte.

Dem gefährvollen Einsatz im Russland-Feldzug entging Maurer mit Hilfe Ludwig Losackers, eines Verwandten, der noch als Heidelberger Jura-Student 1931 in die NSDAP und im Mai 1933 in die SS eingetreten war, wo er bis zum Obersturmbannführer aufsteigen sollte.²² Losacker war seit der Besetzung Polens eine der zentralen Figuren der deutschen Verwaltung im Generalgouvernement (GG) und übernahm im August 1941 den Posten des Amtschefs und stellvertretenden Gouverneurs im Distrikt Galizien, der bis zum deutschen Angriff auf die UdSSR zu Stalins Beuteanteil gehört hatte, jetzt aber dem GG angegliedert werden sollte. Der notwendig gewordene Aufbau einer neuen Verwaltung eröffnete ehrgeizigen Juristen, die sich nicht „*totschießen lassen*“ wollten, wie es *Der Spiegel* 1995²³ spöttisch formulierte, unvermutet neue Karrierechancen. Wer diese bekam, entschied zu Maurers Glück sein Verwandter Losacker.²⁴ Ende 1941 trat der ehemalige Angestellte aus Donaueschingen in Lemberg seine neue Stelle als Oberregierungsrat und Leiter des Polizeireferats in der Abteilung Innere Verwaltung an, die vom Juristen Otto Bauer geleitet wurde. Als SS-Mitglied gehörte er gleichzeitig der 10./65. SS-Standarte (Sturmbann Ost) an.

Maurer kam in eine Stadt, die Jahrhunderte lang von zentraler Bedeutung für das europäische Judentum gewesen war, die bis 1939 als ein Hort der Lebensfreude, des geistigen und kulturellen Aufbruchs, der Begegnung und Vermischung von Menschen aus unterschiedlichsten Kulturen, Religionen und Sprachen galt. Vieles davon traf nach der im Herbst 1939 erfolgten Einnahme der Stadt durch sowjetische Truppen bereits im Sommer 1941 nicht mehr zu. Noch aber gab es in der Stadt über 100.000 Juden, die in den kommenden vier Jahren deutscher Herrschaft fast alle ermordet werden sollten. Maurer stand im Begriff, ein Teil dieses mörderischen Systems zu werden, dem in Ostgalizien mehr als eine halbe Million Menschen zum Opfer fielen.²⁵ Ob ihm dies zu Beginn seiner Tätigkeit bereits in vollem Umfang bewusst war, lässt sich nicht mehr ermitteln.

Soeben in Lemberg angekommen, schilderte Maurer Anfang 1942 seine ersten Eindrücke in einem Brief an die fürstliche Verwaltung, dessen lockerer Stil einem harmlosen Postkartengruß gleicht, in dem ein gut gelaunter Urlauber über die Vor- und Nachteile des von ihm gewählten Reiseziels berichtet:

Sonst geht es mir recht gut, jedenfalls im Vergleich zu meinem vorherigen Kommißleben. Ich habe die Abteilung für Polizeisachen u[nd] bes[ondere] Rechtsangelegenheiten, es ist sehr außerordentlich viel zu tun, aber ebenso interessant. Die Stadt ist elend von den Russen ausgeplündert, kaum noch was zu kaufen da und das nur zum Vielfachen wie im Reich. Essen aber noch ganz gut, wenigstens die Verpflegung für die Reichsdeutschen. Die andern hungern. Wegen großer Fleckfiebergefahr kann man sonst nirgends hin, die Umgebung ist uninteressant [...] So arbeitet man fast zwangsläufig von früh bis spät, was mir wie gesagt nach der langen Untätigkeit ein richtiges Lebensbedürfnis geworden ist.²⁶

Welchen Inhalts Maurers Arbeit in der ersten Jahreshälfte 1942 war, erfahren wir nicht aus seinem Mund. POHL schreibt ihm und seinem Polizeireferat in der 1996 erschienenen Untersuchung über die Judenverfolgung in Ostgalizien²⁷ folgende Tätigkeiten zu: (1.) Beteiligung an „Judenaktionen“, (2.) Funktion als „Judenpolizei“, (3.) periphere Teilnahme an der sogenannten „März-Aktion“, einer Umschreibung für die erste Massendeportation im Lemberger Ghetto, (4.) Klärung von Einzelfragen wie den Geltungsbereich des „Schießbefehls“ und (5.) Plakatierung von Anordnungen zur Vorbereitung der Deportationen. Glaubt man den Ausführungen seiner Ehefrau, so war Maurer „sehr erschüttert über die Behandlung der Juden und bemühte sich Juden zu helfen, soweit es ihm möglich war.“²⁸ Maurers eigenen Bekundungen aus dieser Zeit ist eine derartige Erschütterung freilich nicht anzumerken. Stattdessen klang Stolz an, als er im September 1942 seinem Duz-Freund Zopff schrieb, es habe eine völlige Neuorganisation des Polizeiwesens in Lemberg stattgefunden. Im Zuge dieser Entwicklung sei aus seinem Polizeireferat in der Inneren Verwaltung „eine selbständige ‚Polizeiabteilung‘ gebildet [worden], die unmittelbar dem SS- und Polizeiführer unterstellt ist.“²⁹

Tatsächlich hatte es im Juni 1942 eine dementsprechende Kompetenzverschiebung gegeben, in deren Gefolge die Polizeiverwaltung unter das Kommando von SS-Brigadeführer Fritz Katzmann kam, der bis zu seiner Ablösung im April 1943 eine maßgebliche Rolle bei der Judenvernichtung in Galizien spielte.³⁰ Katzmann war mit seinem neuen Mitarbeiter dermaßen zufrieden, dass er dem SS-Personalhauptamt im Oktober 1942 vorschlug, Maurer „bevorzugt“³¹ zu befördern und ihn mit Wirkung vom 30. Januar 1944 zum Hauptsturmführer und zum Führer beim Stab des SS-Oberabschnitts Ost zu ernennen.

Nach POHL war der Stab des SS- und Polizeiführers (SSPF) seit Frühjahr 1942 das „Führungsorgan des Massenmordes im Distrikt Ostgalizien.“³² Katzmans Vorgesetzter in Krakau, SS-Obergruppenführer und General der Polizei, Friedrich-Wilhelm Krüger, ließ das Gesuch jedoch monatelang liegen. Als Maxi-

FF-Kammerassessor und SS-Hauptsturmführer

Der Arbeitstab der Allg.-H
in Distrikt Galizien

Lemberg, den 16. Oktober 1942.

A. d. H. über II-Oberabschnitt Ost
an das II-Personalhauptamt
Berlin-Charlottenburg

Personal-Antrag

Allgemein-ff hauptsächlich - sekundlich Waffen-ff aktiv - Reserve

M a u r e r Heinz-Wolfgang 107.699

Scharführer Schulungs- u. Presse-ferent 121/65 II-Sta. Juli 1935

Har. Besatzer (letzte Beförderung) 11.9.1934

Es wird Antrag gestellt auf

Beförderung zum II-Hauptsturmführer m. W. v. 30.1.1944

Ernennung zum Führer beim Stab II-Oberabschnitt m. W. v. 30.1.1944

Veretzung --- Ort m. W. v. ---

Festsetzung --- m. W. v. ---

Veretzung mit --- m. W. v. ---

Begründung — Beurteilung

Der Scharführer Heinz M a u r e r wurde letztmalig 1930 befördert. Er gehört der II seit dem 1.4.33 an, war Scharführer im II-Stab 10/11/35, später Schulungs- und Presseferent sowie Rechtsberater beim II-Stab 111/65. Seiner aktiven Wehrpflicht hat er genügt.

Seit dem 1.11.41 ist Maurer für den Coteinsatz ak-gestellt. Hier war er Leiter der Abt. Polizeilagerarbeiten in der Inneren Verwaltung des Distrikts und ist heute Leiter der Abt. Polizeiverwaltung beim I- und Polizeiführer Galizien.

Mit Rücksicht auf seine derzeitige Dienststellung (zuständig für den gesamten Distrikt im Range eines Überregierungsrates) wird um seine bevorzugte Beförderung zum II-Hauptsturmführer gebeten.

W. v. d. A.
II-Hauptsturmführer.

Gen. K. A. T. A. N. N. N.
II-Regimentsführer
und Generalmajor der Polizei.

Reichs-A. N. W. 221
Kernstadt, Berlin 1941

Personalantrag (Antrag auf Beförderung zum SS-Hauptsturmführer) vom 16. Oktober 1942.

Foto: Bundesarchiv Berlin BDC SSO Maurer, Heinz.

milian von Herff, der Leiter des Berliner SS-Personalhauptamts, zu einer Inspektion nach Lemberg kam, nutzte die dortige SS- und Polizeiführung die günstige Gelegenheit, sich nochmals für Maurer einzusetzen. Danach, am 7. Dezember 1943, leitete Wilhelm Koppe, Krügers Nachfolger im Amt des Höheren Polizeiführers Ost, den Vorschlag mit einem befürwortenden Kommentar an das Berliner SS-Personalhauptamt weiter. Anfang 1944 wurde Maurer plangemäß zum Hauptsturmführer im Stab des SS-Oberabschnitts Ost befördert.³³

Maurer ging offenbar von einer dauerhaften Präsenz in Galizien aus, denn er holte seine Familie Mitte 1942 nach Lemberg, wo er eine Wohnung in der Schillerstraße 46 bezog. Seine Frau

Gertrud verklärte später die Mitwirkung ihres Ehemanns an der Judenverfolgung in Ostgalizien zu einem Akt des inneren Widerstands und behauptete:

Wir mussten auch, weil ich mich stets gegen die Führung der SS-Führer wahrte und an deren Benehmen Anstoss nahm und mich auch entsprechend äusserte, unsere Dienstwohnung, die im sogenannten SS-Viertel uns zugewiesen worden war, räumen und in das polnische Viertel von Lemberg verziehen. Wir hatten dann die Möglichkeit, die Wohnung eines früheren polnischen Geistlichen zu beziehen, der von den Russen vor der Besetzung Lembergs ermordet worden war.³⁴

Maurer ließ wohl auch seine Eltern nach Ostgalizien kommen. Sein Vater Eugen fand am 4. Mai 1943 in Truskawiec den Tod. Über die näheren Umstände ist nichts bekannt.

Weitere Erkenntnisse über Maurers Tätigkeit sind spärlich. POHL weist ihn für die Zeit von November 1943 bis April 1944 als vertretungsweisen Polizeidezernenten von Lemberg aus.³⁵ Am 4. Dezember 1944 wurde er vom Befehlshaber der Ordnungspolizei Krakau zur staatlichen Polizeiverwaltung Karlsruhe abgeordnet, wo er bis zum Einrücken französischer Verbände am 4. April 1945 Dienst tat.³⁶ Maurers anschließendes Schicksal ist nur aus späteren mündlichen

Berichten seiner „*Kriegs- und Leidenskameraden*“³⁷ bekannt: Demnach wurde er in ein Internierungslager in Vorarlberg verbracht, aus dem er am 17. Juli 1945 zu entkommen versuchte und sich in aussichtsloser Lage das Leben nahm. Sein Grab soll in St. Bartholomä bei Schruns liegen, womit St. Bartholomäberg gemeint sein dürfte. Im Vorarlberger Landesarchiv ließen sich leider keine Spuren dieser Vorgänge ermitteln.³⁸

Maurers Familie blieb über dessen Schicksal jahrelang im Ungewissen. Seine Frau ließ sich Mitte 1946 scheiden und nahm im Oktober ihren Mädchennamen wieder an, was man als einen Akt der Verdrängung und Distanzierung von den Taten ihres Mannes werten kann, aber auch als Furcht vor möglicher Bestrafung durch die Besatzungsbehörden. Die Scheidung wurde später auf Anordnung des Amtsgerichts Offenburg für rechtsunwirksam erklärt.³⁹ Große materielle Not prägte die Situation der Hinterbliebenen in den ersten Nachkriegsjahren. Maurers Mutter wandte sich im November 1948 an Prinz Max Egon mit der Bitte um Unterstützung für die TBC-krankte Ehefrau ihres Sohnes und dessen drei Kinder, was allerdings nur die einmalige Zahlung von 500 DM auslöste. Bald ruhten sämtliche Hoffnungen der Familie darauf, eine staatliche Hinterbliebenen-Versorgung zu erhalten, wofür eine posthume Entnazifizierung Maurers notwendig wurde. Der Untersuchungsausschuss Offenburg ließ im Oktober 1949 Milde walten und reihte den Mitbeteiligten an der Lemberger Judenverfolgung in die Gruppe der Minderbelasteten ein. Sein Urteil begründete er wie folgt:

Ohne Zweifel war der Betroffene ein überzeugter Nationalsozialist. Es konnte aber nicht der Nachweis dafür erbracht werden, dass durch sein Verschulden ein politisch Andersdenkender Schaden erlitten und dass er einen solchen denunziert hat. Er persönlich scheint an Aktionen gegen Juden nicht teilgenommen zu haben. Seine Ehefrau war auch nicht Mitglied der NSDAP oder einer dieser angeschlossenen Gliederung. Sie scheint auch stets eine aufrechte Antifaschistin gewesen zu sein, die ihren gesamten Einfluss bei ihrem Mann dahingehend geltend machte, dass er sich nichts Unrechtes zuschulden kommen liess.⁴⁰

Der zweifellos von Sorge um das Schicksal einer kranken Frau und dreier unmündiger Kinder motivierte Spruch erreichte seinen Zweck nicht. Das Land Baden und sein Rechtsnachfolger zahlten der Familie keinerlei Versorgungsbezüge.⁴¹ Die Gründe waren formaler, beamtenrechtlicher Natur.

Maurers Biografie mag als Beleg dafür gelten, dass die Diktatur des „Dritten Reichs“ mäßig begabten, aber brennend ehrgeizigen Menschen, die in einer demokratischen Leistungsgesellschaft geminderte Aussichten auf eine Spitzenposition gehabt hätten, große Aufstiegschancen eröffnen konnte. Der Preis dafür war die Opferung ethischer Grundwerte. Dass zwischen 1933 und 1945 in Deutschland ein System galt, das derartige Anreize für eine Generation von jungen, charakterlich nicht immer ausreichend gefestigten Menschen schuf, ist, neben vielen anderen, ebenfalls ein Verbrechen der nationalsozialistischen Führung.⁴²

Autor

DR. WOLF-INGO SEIDELMANN

1950 geboren, Studium der Volkswirtschaft und der Wirtschaftsgeschichte in Tübingen, 1981–1986 Assistent am Lehrstuhl für Wirtschaftsgeschichte in Hohenheim, 1985 Promotion über ein landesgeschichtliches Thema, anschließend langjährige Führungstätigkeit in der Wirtschaft, zuletzt Hauptgeschäftsführer einer Industrie- und Handelskammer.

Dr. Wolf-Ingo Seidelmann
Weinbergstraße 12 · 96472 Rödental
wolf-ingo-seidelmann@t-online.de

Anmerkungen

- 1 Anne Maurer an Max Egon zu Fürstenberg vom 13.11.1948, Fürstl. Fürstenbergisches Archiv, Personalakte Maurer MA Nr. 106.
- 2 Notentabelle Reifeprüfung 1924, Gymnasium Hohenbaden.
- 3 Zu Erik Wolf und Eduard Kern: ALEXANDER HOLLERBACH: Jurisprudenz in Freiburg. Tübingen 2007.
- 4 Universitätsarchiv Freiburg B 29/1523.
- 5 ACHIM REIMER: Stadt zwischen zwei Demokratien. Baden-Baden 1930–1950. München 2005 (Seite 123).
- 6 Huber an Sturmbann III/62 vom 16.2.1934, StAF D 227645.
- 7 Maurer an Rasse- und Siedlungsamt der SS vom Juni 1934, Bundesarchiv Berlin R 936 I/III-129164.
- 8 Alfred Kötter (2.2.1890 Herne – 18.3.1969 Baden-Baden): Betreiber des Hotels Atlantic, im September 1946 zum städtischen Beigeordneten in Baden-Baden gewählt. Siehe auch REIMER (Seite 282 und passim).
- 9 Dr. Hermann Peterson (1.5.1884 Riga – 1.3.1953 Baden-Baden): Frauenarzt und SS-Angehöriger in Baden-Baden.
- 10 Stadtarchiv Baden-Baden, Aufgebotsverzeichnis 1934, Nr. 197.
- 11 Michl Huber (18.5.1890 Pfaffenhofen – 2.3.1942 Blumberg): Damenfriseur-Meister, 1926 in der Schweiz tätig, NSDAP-Mitglied seit 1930, SS-Hauptsturmführer, 1931 auf Antrag des Wohlfahrtsamts Stuttgart mit Passsperrbeleg, 1937 Leiter der Kantine und des Bergarbeiter-Barackenlagers der Doggererz-Bergbau GmbH, ab 1940 auch Leiter des Kriegsgefangenen- und Zwangsarbeiterlagers.
- 12 REIMER (Seite 20).
- 13 So die Eidesstattliche Versicherung von Julius Peter vom 20.11.1946, Privatbesitz.
- 14 Hans Albrecht Grüninger (10.2.1906 Offenburg – ?): 1934–1937 Regierungsrat im badischen Kultusministerium; 1937 Wechsel in das Reichserziehungsministerium, 1938 Oberregierungsrat, 1939 Abteilungsleiter in der Reichskanzlei, 1.2.1933 Eintritt in die NSDAP, 1940 SS-Hauptsturmführer.
- 15 Karl Friedrich Zopff (17.8.1870 Rastatt – 4.7.1943 Stuttgart): Sohn des Kaufmanns Gustav Zopff, 1890–1894 finanzwissenschaftliches Studium in Würzburg, Freiburg, München und Heidelberg, 1894–1896 Praktikant in der badischen Finanzverwaltung, 1896–1935 Karriere in der fürstenbergischen Verwaltung, zuletzt Kammerpräsident.
- 16 Maurer an Maximilian Egon Prinz zu Fürstenberg vom 15.4.1937. Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Personalakte Maurer Ma Nr. 106.
- 17 Maurer an Maximilian Egon Prinz zu Fürstenberg vom 22.1.1939, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Personalakte Maurer Ma Nr. 106.
- 18 Aktenbefund Staatsarchiv Freiburg D 180/2-191354.
- 19 Walther Kirn (12.6.1891 Mühlen – 9.9.1944 Bruchsal): Sohn eines Pfarrers und späteren Schulrats, 1909 Abitur in Stuttgart, landwirtschaftliches Studium (abgebrochen), 1914–1918 Kriegseinsatz, 1919–1920 Tätigkeit auf Eschenau, dem Gut seines Schwiegervaters, 1921–1922 Filialleiter eines Milchversorgungsverbands in Freudenstadt, 1922 Gründung eigener Firmen, 1924 Konkurs, 1924–1927 Filialleiter eines landwirtschaftlichen Büros in Schwäbisch Hall, 1926 Kauf des Königshofs in Deisendorf, 1939 Notverkauf trotz 1936 erfolgter Entschuldung, NSDAP-Mitglied seit 1931, Ortsgruppenleiter in Deisendorf, 1933–1937 Bürgermeister von Salem, 1935–1937 persönlicher Adjutant von Reichshauptamtsleiter Robert Oexle, 1937–1941 Kreisleiter in Donaueschingen, 1941 Kreisleiter in Rappoltsweiler/Elsass, 1941 freiwillige Meldung zum Osteinsatz, 1942 NSDAP-Stabsleiter in Minsk, Ausschluss aus der NSDAP am 31.8.1942, vom Sondergericht Straßburg am 20.4.1943 wegen schwerer Untreue als Volksschädling zu 9 Jahren Zuchthaus verurteilt, in Haft an

- Herzschwäche verstorben.
- 20 Hugo Wältner (21.2.1894 Mappach – 27.5.1970 Donaueschingen): Sohn eines Hauptlehrers, Realschulbildung, 1914–1918 Kriegsteilnahme, nach Ausbildung an der Baugewerkschule Karlsruhe, ab 1920 Gewerbeschullehrer in Villingen, Ladenburg und Donaueschingen, 1938 zum Direktor der Gewerbeschule Donaueschingen ernannt; NSDAP-Mitglied ab 1.3.1933, auch NS-Ortspressewart 1933, Kreisbeamtenführer und Kreisamtsleiter im Amt für Beamte (bis 1939), nach Querelen mit Kreisleiter Kirn aus dem Amt geschieden; 1948 als Minderbelasteter entnazifiziert und im Schuldienst belassen, 1961 als Studienrat pensioniert.
- 21 Siehe dazu die 2016 im Universitätsverlag Konstanz erscheinende Monografie des Verfassers mit dem Titel: „Eisen schaffen für das kämpfende Heer!“
- 22 *„1941 wurde dann mein Mann, nachdem Juristen für den Osten gesucht waren, von der Luftwaffe freigegeben und in Lemberg in die Dienste der Verwaltung eingesetzt. Wir hatten persönliche und verwandtschaftliche Beziehungen zum stellvertretenden dortigen Gouverneur, was es meinem Mann ermöglichte, nach dort zu kommen“*. Aussage Gertrud Maurer vor dem Untersuchungsausschuss Offenburg am 19.10.1949, Staatsarchiv Freiburg D 180/2-227645.
- 23 Artikel „Es war oft auch recht lustig“. In: Der Spiegel Nr. 42/1995 (Seite 92).
- 24 Zu Losackers Funktion in Polen: DIETER POHL: Nationalsozialistische Judenverfolgung in Ostgalizien 1941–1944, Organisation und Durchführung eines staatlichen Massenverbrechens. München 1997. Und MARKUS ROTH: Herrenmenschen. Göttingen 2009. Losackers Rolle bei der Besetzung von Spitzenpositionen in Ostgalizien schildert GERHARD VON JORDAN: Polnische Jahre. Privatdruck. o. O. 1980 (ab Seite 11).
- 25 POHL (Seite 11).
- 26 Maurer an Baumann vom 11.1.1942, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Personalakte Maurer Ma Nr. 106.
- 27 POHL (Seite 281).
- 28 Aussage Gertrud Maurer am 19.10.1949, Staatsarchiv Freiburg D 180/2-227645.
- 29 Maurer an Zopff vom 10.9.1942, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Personalakte Maurer Ma Nr. 106.
- 30 POHL (Seite 83).
- 31 Personalantrag Katzmans vom 16.10.1942, Bundesarchiv Berlin, BDC SSO Maurer, Heinz.
- 32 POHL (Seite 267).
- 33 Personalkarte Maurer, Bundesarchiv Berlin, BDC SSO Maurer, Heinz.
- 34 Aussage Gertrud Maurer am 19.10.1949, Staatsarchiv Freiburg D 180/2-227645.
- 35 POHL (Seite 418).
- 36 Aktenbefund Generallandesarchiv Karlsruhe 466-22/1365.
- 37 Anne Maurer an Max Egon zu Fürstenberg vom 13.11.1948, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Personalakte Maurer MA Nr. 106.
- 38 Vorarlberger Landesarchiv (Dr. Nachbaur) an den Verfasser vom 29.11.2012.
- 39 Stadtarchiv Baden-Baden, Aufgebotsverzeichnis 1934, Nr. 197, und Meldekarte Gertrud Maurer.
- 40 Begründung zum Vorschlag des Untersuchungsausschusses zum Fall Heinz Maurer vom 19.10.1949, StAF D 180/2-227645.
- 41 Aktenbefund Generallandesarchiv Karlsruhe 466-22/1365.
- 42 Der Verfasser dankt Herrn Dr. Peter Gohle, dem Leiter der Außenstelle Ludwigsburg des Bundesarchivs, Herrn Schulleiter Jürgen Kempf vom Gymnasium Hohenbaden und Frau Diplom-Archivarin Dagmar Rumpf vom Stadtarchiv Baden-Baden für ihre freundliche Unterstützung.
- Zugleich nutzt er die Gelegenheit zu einer Klarstellung: Biografien enthalten unvermeidlich auch ein Urteil über die Lebensleistung der Protagonisten. Soweit diese in die Zeit des Nationalsozialismus fällt, wird Autoren nicht selten unterstellt, sich aus der Mitte einer demokratischen Gesellschaft heraus, die ihren Bürgern viel persönliche Freiheit sichert, auf ein hohes moralisches Ross zu schwingen und nur aus ihrer zeitgenössischen Sicht heraus zu urteilen. Sicher ist ein Autor gut beraten, sich selbst die Frage zu stellen, welche Entscheidung er anstelle des Protagonisten getroffen hätte. Gleichgültig aber, wie diese persönliche Gewissensprüfung auch immer endet, so ist doch gewiss, dass sie weder die nationalsozialistischen Verbrechen erträglicher macht noch die Täter ihrer Verantwortung enthebt.

Wenn der Kunst am Bau die Abrissbirne droht

von STEFAN SIMON und WILFRIED STEINHART

Was geschieht eigentlich mit der Kunst in und an öffentlichen Gebäuden, wenn diese verkauft und vom neuen Besitzer abgerissen werden? Ein durchaus aktuelles Thema, denn viele in den Nachkriegsjahren errichtete kommunale Gebäude müssen mittlerweile grundlegend saniert werden oder sie fallen der Abrissbirne zum Opfer.

Jüngstes spektakuläres Beispiel eines solchen Rückbaus ist das Villingener Klinikum. Das komplette Areal wurde an den Bauträger Top-Bau (Villingen-Schwenningen) verkauft, der im Sommer und Herbst 2015 alle Gebäude zugunsten eines Wohnparks mit neuen Häusern dem Erdboden gleichmachte. Top-Bau hatte der Stadt zwar zuvor das Angebot unterbreitet, die fest verankerten Kunstwerke auf deren Kosten abnehmen zu lassen. Die untere Denkmalschutzbehörde hatte die Kunstwerke jedoch nicht als Denkmale eingestuft. Somit galten sie für die Klinikumsgesellschaft als nicht erhaltenswert. Aus diesem Grund gehörten die



Abstraktes Mosaik des St. Georgener Bildhauers Willi Dorn an der Eingangsfassade.

Alle Fotos: Wilfried Steinhart (wenn nicht anders vermerkt).



Mosaik aus dem abgerissenen Klinikum, jetzt im Architekturbüro Naegele.

Wandreliefs aus Keramik und Metall zur ganz normalen Abbruchmasse. So ging einiges verloren. Anderes aber konnte dank privater Initiativen gerettet werden, wobei sich das Bauunternehmen sehr kooperativ zeigte.

Für das Mosaik an der Außenfassade des Hauptgebäudes kam die Rettungsaktion des Villingers Wilfried Steinhart leider zu spät. Kurz vor dem Abbau hat ein Träger das Kunstwerk beschädigt.

Im Treppenhaus des Büros des Villingen Architekten Paul Naegele in der Jugendstilvilla an der Brigach ist nun ein Mosaik angebracht, das Paul Naegele aus dem Klinikum retten konnte: Mit Meißel und Flex löste der Mosaik-Fliesenlegermeister Gerhard Annuß das Werk aus der Wand heraus. Das aus mehreren figurativen Elementen bestehende Mosaik hing einst im Aufenthaltsraum des Personalheims. Darunter war eine Tafel mit dem Namen des Stifters angebracht: „*Diplomingenieur und Architekt Naegele*“. Das war der Vater von Paul



Im Aufenthaltsraum der ehemaligen Kinderklinik hing einst das Wandrelief „*Abstrahierende Parklandschaft mit Mutter und Kind*“. Foto: Fred Hugel. Aus dem Heft zur Eröffnung des Kinderkrankenhauses Villingen (1971). Kreisarchiv Schwarzwald-Baar-Kreis, KS 39.

Naegele. „Schon allein meinem Vater gegenüber wollte ich nicht, dass es vernichtet wird“, sagte der Architekt.

Das wandfüllende Keramikrelief „*Abstrahierende Parklandschaft mit Mutter und Kind*“ des überregional bekannten Bildhauers Max Eugen Seiz hat Wilfried Steinhart auf eigene Kosten in der Kinderklinik in Zusammenarbeit mit Fliesenlegermeister Hermann Sulzmann Stück für Stück abgetragen. Der mühevollen Abbau hat funktioniert, das Werk konnte weitgehend unbeschadet in seinen Einzelteilen eingelagert werden.

Nun stellte sich für Steinhart die Frage: Was geschieht mit dem monumentalen Wandrelief des 88-jährigen Künstlers aus Schwäbisch Gmünd, dessen Werke sowohl in der Staatsgalerie Stuttgart als auch in der Kunstsammlung Würth in Künzelsau und im Königlichen Museum der Schönen Künste in Antwerpen zu finden sind? Da die Stadt das von Max Eugen Seiz geschaffene Werk offensichtlich nicht haben wollte, gibt es für Wilfried Steinhart und Andrea Seiz, die Tochter des Künstlers, verschiedene Optionen. Die farbkräftige Keramikarbeit könnte wieder nach Schwäbisch Gmünd zurückkehren, an den Ort ihrer Entstehung.

Am liebsten hätte Steinhart das Keramikrelief im neuen Klinikum gesehen, wohl wissend, dass die Chance der Realisierung sehr gering war. Die Klinikbetreiber haben mit dem Verkauf einen radikalen Schnitt vollzogen und mit dem



Abbau des Wandreliefs in der Kinderklinik.

Neubau des Klinikums und der Anbringung von zeitgenössischen Kunstwerken, die aus einem Wettbewerb hervorgegangen sind, einen völlig neuen Weg beschritten. Eine kleine Ausnahme bilden die hölzernen skulpturalen Arbeiten des Bildhauers Michael Steigerwald, bestehend aus Kreuzigungsgruppe, Ambo und Altar. Sie wurden von der ehemaligen Krankenhauskapelle in die neue Kapelle übernommen.

In der Kapelle befanden sich fünf große Buntglasfenster. Sie konnten ebenfalls vor dem Abbruch gerettet werden. Die drei mittleren Glasfenster hat der bedeutende Bildhauer, Maler und Glaskünstler Helmuth Uhrig (1906–1979) im Jahr 1961 gestaltet. Sie befinden sich jetzt in der Kunstsammlung Helmuth Uhrig im Kloster Kirchberg bei Sulz am Neckar. Dort werden die künstlerischen Werke von Helmuth Uhrig bewahrt (<http://www.klosterkirchberg.de>). Zwei Fenster eines bisher nicht bekannten Künstlers befinden sich nun in der MediClin Albert-Schweitzer-Klinik in Königfeld (*Schwarzwälder Bote* vom 17. November 2015). Die Rettung der Kunstwerke ist hauptsächlich dem Königsfelder Pfarrer Christoph Huss zu verdanken im Zusammenwirken mit der Kuratorin der Kunstsammlung Uhrig in Kirchberg, Dr. Ingrid Helber, und anderen Beteiligten.

Bei der „Schranke“ am einstigen Zollamt in der Güterbahnstraße (wo nun die Moschee steht) hat Wilfried Steinhart den Hinweis zur „Kunstrettung“ an den Leiter der Städtischen Galerie Villingen-Schwenningen, Wendelin Renn,

die Abrissbirne droht



Die Holzarbeiten Michael Steigerwalds aus der alten Krankenhauskapelle. Foto: Michael Steigerwald.



Buntglasfenster (vor dem Abbruch). Fenster 1 bis 3 (von links) von Helmuth Uhrig.
Fenster 4 (rechts) von einem bisher nicht bekannten Künstler. Foto: Dr. Ingrid Helber (2013).

„Schranke“ – früher am ehemaligen Villingener Zollamt – jetzt an der Galerie in Schwenningen.



weitergeleitet. Er bekam den Hinweis von Agnes Gaßner, deren verstorbener Ehemann im Zollamt angestellt war. Wendelin Renn hat den Abbau und die Übernahme in die Galerie veranlasst. Das Kunstwerk hängt nun an der Innenhof-Fassade der Städtischen Galerie Villingen-Schwenningen.

Die „Parklandschaft“ von Max Eugen Seiz wäre nicht das erste Kunstwerk, das von Villingen-Schwenningen nach Schwäbisch Gmünd wandert. Das von der dortigen Künstlerin Paula Maria Walter geschaffene Kunstwerk „Die anvertrauten Pfunde“, das sich auf das Gleichnis im Lukas-Evangelium bezieht, zierte jahrelang die Eingangsfassade der ehemaligen Landeszentralbank in der Vöhrenbacher Straße in Villingen. Beim Abriss des Gebäudes setzten sich die Architekten Dieter Ehnes und Paul Naegele vehement für den Erhalt des figurativen Werkes in der Stadt ein. Der Abbau hat reibungslos funktioniert.

Bei der Suche nach einem Standort für das Kunstwerk, das immerhin in dem von der Stadt herausgegebenen Bildband „Neue Kunst in alter Stadt“ gelistet wird, stießen die Kunstretter in Villingen-Schwenningen jedoch an ihre Grenzen. Nun steht die Arbeit an exponierter Stelle, an einer freistehenden Mauer installiert, in der Heimatstadt der Künstlerin in Schwäbisch Gmünd am Ausgangspunkt eines Skulpturen-Pfades, der über zehn Skulpturen im freien Raum aufweist. Das war auch einer der Vorschläge von Dieter Ehnes für Villingen-Schwenningen.

die Abrissbirne droht



Paula Maria Walter: „*Gleichnis der anvertrauten Pfunde*“ an der ehemaligen Landeszentralbank in Villingen, jetzt in Schwäbisch Gmünd.



An der Fassade der Kinderklinik hing einst in luftiger Höhe die von Professor Hundhausen und seiner Studentin Ingrid Geul geschaffene Arbeit mit dem Titel „*Variierende Reliefreflexionen*“.

Auch das Unternehmen Top-Bau, Bauträger und Eigentümer des Abbruchareals, ist bei der Rettung von Kunstwerken tätig geworden. Bevor die Kinderklinik abgerissen wurde, hat das Unternehmen an der Fassade ein 33-teiliges Metallrelief abbauen lassen. Die auffällige, von Professor Hundhausen und seiner Studentin Ingrid Geul geschaffene Arbeit mit dem Titel „*Variierende Reliefreflexionen*“ war 1969 als Sieger aus einem Wettbewerb hervorgegangen.

Die Chronik des Verlusts und der Rettung von Kunstwerken in Villingen macht deutlich, dass es sich dabei um eine ebenso umfangreiche wie schwierige Aufgabe handelt. Es geht um vieles zugleich: um die Erhaltung von künstlerisch gestaltetem öffentlichen Raum, um die Zuständigkeit der Stadt oder die Initiativen einzelner Bürger, um öffentliches oder privates Geld, das für die Kunstwerke ausgegeben wurde und für ihre Rettung erneut ausgegeben werden muss. „*Es kann doch nicht sein, dass mit Steuergeldern finanzierte Kunstwerke einfach so vernichtet werden*“, stellt jedenfalls Wilfried Steinhart mit Nachdruck klar.

Dennoch stellen sich viele grundsätzliche Fragen, die nicht leicht zu beantworten sind: Ist die Kunst am Bau autonom und für lange Dauer geschaffen, so dass sie auch in einem anderen als dem ursprünglichen Kontext einen Sinn hat? Ist alles erhaltenswürdig, was ästhetische Wirkungen hat? Handelt es sich überhaupt um Kunst – oder vielleicht „nur“ um Kunstgewerbe, um Baudekoration, die unlösbar zum Bauwerk gehört und mit diesem untergehen darf? Muss das Urheberrecht des Künstlers beachtet werden?

Wünschenswert ist, dass solche Fragen in einer breiteren Öffentlichkeit diskutiert werden. Immerhin wurden diese Werke mit Steuergeldern bezahlt (siehe dazu: Rechnungshof Baden-Württemberg. Denkschrift 2015 zu „Kunst am Bau“). Daher sollte der Umgang auch öffentlich behandelt werden.

„*Es wäre vielleicht sinnvoll gewesen, eine Führung durch das Krankenhaus zu machen, um die Bürger besser zu informieren*“, sagt Architekt Naegele im Rückblick auf die zerstörten Kunstwerke im Klinikum.

Autor

STEFAN SIMON

wurde 1960 in Bräunlingen als Sohn des Künstlers Hermann Simon geboren. Nach dem Studium zum Wirtschaftsingenieur in Esslingen und Tätigkeit in der Marketingabteilung eines Bonner Unternehmens absolvierte er ein Studium der Kunstgeschichte, Germanistik und Volkskunde in Freiburg und Basel. Seit 1992 ist Simon freischaffender Kulturjournalist, Kurator und Galerist.

Stefan Simon
Haselweg 17
78052 Villingen-Schwenningen

Mitautor

WILFRIED STEINHART

geboren 1940 in Horb am Neckar, aufgewachsen in Dettingen (Hohenzollern), seit 1961 wohnhaft in Villingen. Er ist Werkzeugmachermeister und war mehrere Jahre als Fertigungsleiter in der Kunststoffverarbeitung tätig. Seit Ende der Berufstätigkeit beschäftigt er sich mit Geschichts- und Ahnenforschung sowie Mitarbeit in Geschichtsvereinen.

Wilfried Steinhart
Oderstraße 68
78052 Villingen-Schwenningen
wilfried.steinhart@gmx.de

Die Wutachschlucht zwischen „Feenmärchen“ und „Urlandschaft“. Oder: Was heißt hier Romantik?

von MATTHIAS WIDER

Vergleicht man moderne Werbetexte über die Wutachschlucht mit Berichten und Reiseführern aus den Anfängen des Wutachtourismus um 1900, dann fällt auf, dass das Thema Romantik jetzt wie einst eine Hauptrolle einnimmt.

Geheimnisvolle Plätze und romantische Schluchten

Heute wird dem Besucher eine „aufregende Urlandschaft“ mit „geheimnisvollen Plätzen“ in einer „romantischen“ Schlucht versprochen.¹ Damals hieß es, das Tal sei „interessant“², böte die eine oder andere „Glanzpartie“³ und sei insgesamt „hochromantisch“, „wildromantisch“ oder einfach nur „romantisch“⁴.

Obwohl zwischen diesen Textstellen mehr als einhundert Jahre Kulturgeschichte liegen, hat der Romantikbegriff als Leitkriterium offenbar unverändert überdauert und man könnte fast meinen, Wutach und Romantik seien einander in einer geradezu naturhaften Beziehung verbunden.

Andererseits: Der postmoderne Mensch mag die Wutachnatur vielleicht romantisch nennen, er wird in dieses Wort aber ganz andere Empfindungen hineinlegen als der Zeitgenosse um 1900. Er wird nicht mehr dasselbe fühlen, er wird nicht mehr an dasselbe denken. Es ist also ein Bedeutungswandel zu vermuten, was zur Frage führt: Was hieß damals Romantik und wohin hat sich der Begriff bis heute entwickelt, mit anderen Worten: Wie hat sich die Rezeption der Wutachlandschaft verändert?

Dem soll im Folgenden nachgegangen werden. Dazu wird in einem allgemeinen Überblick zunächst die geistige Mitte der Romantik bestimmt. Anschließend erfolgt die Interpretation repräsentativer Textpassagen aus zeitgenössischen Reiseberichten, Wanderführern und Werbetexten im Hinblick auf deren romantischen Gehalt. So soll ein möglichst scharfes Bild von der Art und Qualität der romantischen Naturwahrnehmung um das Jahr 1900 am Beispiel des Wutachtales entstehen. Schließlich nimmt eine kurze Diskussion den Leser in die Pflicht, seine eigene Haltung zu Landschaft, Natur und Romantik zu reflektieren.

Auf der Suche nach der blauen Blume

Die Ambition der Romantiker war auf die Entdeckung des großen Weltzusammenhangs gerichtet, wie er seit dem Zerfall der paradiesischen Ureinheit, als Mensch und Natur in Harmonie miteinander lebten, nur noch ein den empirischen Sinnen entzogenes Geheimnis war. Das romantische Credo, wonach „das

Die Wutachschlucht



Durchblick auf die Ruine Neu-Tannegg. Heute wie damals romantisch. Foto: Matthias Wider (2015)

All [...] ein lebendiger Organismus“ sei, in dem „alles wirkend zusammen“ hänge und es „nichts Totes in der Welt“ gäbe,⁵ ließ sich aufgrund jener Verborgenheit allein in der Fantasie ergreifen, in der es sich als volatile Ahnung zu erkennen gab.

NOVALIS (1802) beschreibt diese aufzehrende Unerreichbarkeitserfahrung in seinem Romanfragment *Heinrich von Ofterdingen* mit dem Symbol der blauen Blume. Sie steht im weitesten Sinne für die Einheit von Mensch und Natur, von Natur und Geist. Inmitten einer zauberischen Landschaft sieht der träumende Heinrich die blaue Blume, sie zieht ihn mit „voller Macht“ an. Er ist „beerauscht von Entzücken“ und betrachtet sie „lange und mit unnennbarer Zärtlichkeit“, er will sich ihr annähern, „als sie auf einmal sich zu bewegen und zu verändern“ anfängt. Dann geht das Bild verloren.⁶

Diese (unstillbare) Sehnsucht nach der blauen Blume, nach den Berührungspunkten von Geist und Natur treibt die Helden der Romantik hinaus auf die Fahrt nach „unabsehblichen Fernen“ und „unbekannten Gegenden“⁷, durch dunkle Wälder und steile Felsenschluchten, vorbei an grün bemoosten Steinen. Was sie bei ihren dämmerigen Stelldicheinen in und mit der Natur finden, können sie allerdings nicht genau sagen, weil ihnen dazu die Worte fehlen, und auch wenn romantische Poesie, wenn romantische Malerei und romantische Musik als einzig taugliche Darstellungsmittel anerkannt sind, so ist doch den Romantikern schmerzlich bewusst, dass auch diese Künste immer unzulänglich hinter der wirklichen Erfahrung, hinter dem wirklichen Gefühl zurückbleiben.⁸ Aber das hat die Romantiker keineswegs daran hindern können, ihr „Reich der Poesie“ zu gründen, ein Reich, das von Beginn an als Luftgebilde verfasst war und in dem die Romantiker frei vom Ich und produktiv imaginierend zwischen dem Dargestellten und dem Darstellenden „schweben“ konnten.⁹

In diesem Reich gab es zwei „Orte“, an denen sich viele, wenn nicht alle romantische Gedanken bevorzugt versammelten: das Märchen und das Mittelalter.

Volksmärchen, wie sie in ihrer Ursprünglichkeit ganz dem religiösen Gemüt der einfachen Menschen entsprungen waren und daher dem verlorenen Zustand der Ureinheit besonders nahe kamen,¹⁰ hielten das verlorene Paradies vor Augen. In wunderliche Gegenden gesetzt, können Tiere und Pflanzen, auch Berge und Felsen, denken, sprechen, handeln. Die Natur ist nicht nur einfach lebendig, sie ist beseelt¹¹ und nimmt Einfluss auf das Leben der Menschen. Am Ende gelingt es dem Märchen, die gestörte Balance wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Hinter solchen Stoffen schimmerte für die Romantiker nichts anderes durch, als der wunderbare Glanz der geheimnisvollen Harmonie zwischen Welt, Natur und Mensch.

Das Mittelalter hingegen war historisch echt und dennoch wollten sich die Romantiker darin nicht als gewissenhafte Ereignissammler betätigen. Das Mittelalter war vielmehr die idealisierte Sehnsuchtszeit, bestimmt für märchenhaft-mystische Gedankenreisen. Hier war alles groß, war erhaben: Ein leidenschaftlicher Glaube, noch nicht von aufklärerischen Zweifeln zernagt, ein Glaube, stolz

verkündet von den hoch in den Himmel zeigenden Türmen der gotischen Kathedralen. Daneben das in allen Farben schillernde Bild eines überstilisierten Rittertums: Treue, Minne, Glaube, Barmherzigkeit, Tapferkeit. Edelleute in strahlender Rüstung auf wagemutiger Fahrt nach Jerusalem, Einsiedler und Mönche in tiefsinniger Andacht und ein braves, still alle Mühsal duldendes Landvolk. Das waren die Reflexe aus einer fernen, wunderbar geordneten Welt, die durch die Zinnen der zerfallenen Burgruinen hindurch aufblitzten.

So sind die Romantiker also stets irgendwohin unterwegs gewesen, denn alles, was sie zu finden hofften, die blaue Blume, hätte überall sein können, nur nicht im Hier und im Jetzt oder – um es mit einer Dichtung von LUDWIG TIECK zu sagen:

*Warum Schmachten?
Warum sehnen?
Alle Tränen
Ach sie trachten
Nach der Ferne,
Wo sie wäñnen
Schön're Sterne.*

Die Schlucht – „ein unerforschtes Märchenland“

IDA WYLIE (1911) schildert, was sie gleich nach ihrer Ankunft in Bad Boll empfindet, sie bezieht sich dabei zugleich auf das Bad, die Schlucht und den Fluss:

In Bad Boll ist offenbar etwas in der Luft, was wie ein Opiat auf die erschöpften Nerven von Stadtkindern wirkt. Selbst im Vergleich mit dem verträumten, kleinen Singen, ist die Ruhe hier anfangs fast betäubend. Das Dorf ist zwanzig Minuten entfernt; es gibt keine Landstraße, kein Haus, keinen Bauernhof, der dem Eindruck absoluter Einsamkeit entgegenwirken könnte, völlig abgeschottet von der Welt, nur die immerwährende Stimme der geheimnisvollen Wutach durchbricht die Stille. Und nach geraumer Zeit verschwindet selbst dieses Geräusch: es wird Teil des Lauschenden selbst, so dass er aufhört es wahrzunehmen und die Ruhe wird vollständig. Wir sahen einander an und wäñnten uns in der Tat am Ende der Welt, aber nicht an einem traurigen oder düsteren Ende. Der blasse Schwarzwald-Sonnenschein [...], wie er schräg auf den Westhang fiel und langsam den Fluss hinabkroch, weckte solch warme und lebendige Farben, dass wir spürten, dieses Ende der Welt gehöre zu einem unerforschten Märchenland, und wir – als dessen Entdecker – wären berechtigt, es für uns zu beanspruchen. Ich kann mir gut vorstellen, dass es den meisten Boll-Besuchern so geht.¹²

Bemerkenswert ist, dass sie an den Beginn ihrer Ausführungen zur Wutachschlucht nicht eine reine Darstellung der Umgebung setzt, sondern erst einmal den atmosphärischen Gesamteindruck illustriert: Die Wirkung des Ortes auf die

Psyche sei derjenigen von Opium gleich, mehr noch: Die Ruhe sei geradezu betäubend, das Ganze ein Therapeutikum für Zivilisationskranke. In dieser Äußerung ist nicht nur eine historische Ironie enthalten: Genau 62 Jahre nach WYLLIES Besuch war die Suchtklinik „Freier Therapiehof Bad Boll“ tatsächlich einige Zeit lang Anlaufstelle für Heroinsüchtige aus bundesdeutschen Großstädten, es kommt darin auch etwas durchaus Romantisches zum Vorschein: Die engen Grenzen von Sprache und Wahrnehmung werden mit dem Verlust von Wachheit immer durchlässiger, wodurch man seine Gedanken leichter auf die andere Seite des Bewusstseins schicken kann, dorthin, wo die Fantasie regiert und wo mehr Poesie ist.

Danach nimmt WYLLIE das romantische Motiv der Flucht aus der Realität (Eskapismus) auf, indem sie die Abgeschiedenheit des Ortes ausführlich schildert. Alles hier ist Natur, will sie damit sagen und diese Natur, das ist ihr noch wichtiger, ist wundersam. Die Wutach spricht, auf den Inhalt kommt es nicht an, nur darauf, dass sie ein Geheimnis trägt, ja mehr noch: Hört man nur lange genug hin, dann vereint sich der Lauschende mit ihr. Das ist allerdings das unumstößliche Glaubensbekenntnis der Romantik: Die Einheitsidee, Natur und Geist sind zwei Seiten derselben Medaille. In IDA WYLLIES Wahrnehmung wird erfüllt, was Sylvester in NOVALIS' *Ofterdingen* sich so sehnlich wünscht, nämlich in der Natur aufzugehen: „*Man möchte abgesondert von der Welt nur seine Hände und Füße in die Erde stecken, um Wurzeln zu treiben, und nie diese glückliche Nachbarschaft zu verlassen.*“¹³

Inmitten eines vegetabilen Milieus aus Einsamkeit, Stille, Wasser, Licht und Farben, kommt ihr Bad Boll wie der Vorposten eines wundersamen Märchenreiches vor, wie die von Farnen und Flechten umrankte Pforte in eine Traumlandschaft, die es zu bewundern gilt; die Stimmung an der Grenze zum verlorenen Paradies ist erwartungsvoll, euphorisch, ahnungsreich, der Entdeckerdrang ist groß. Ganz wie die Romantiker, die „*indiensuchende[n] Träumer*“, die ihre „*Seele nach dem alten Wunderlande*“ ausschickten, „*von dem die Märchen der Vorzeit erzählten*“¹⁴, kann IDA WYLLIE den unbekanntem Kontinent schon am Horizont erahnen. Aber was genau ist das Ziel ihrer Fahrt? Was erwartet sie von der Wunderwelt der Schlucht und: Was findet sie?

Die Romantiker haben den einen Grund, durch die Natur zu streifen, sie spüren dem entzogenen Weltzusammenhang nach, in der Natur verneh-



„*Am Ende der Welt*“ oder: Der Eingang in ein „*Märchenland*“. Partie beim Tannegger Wasserfall. Foto: Matthias Wider (2014).

men sie dessen unerhörte und unsagbare Botschaft. NOVALIS' Sylvester erläutert es so: Die „Gewächse“ seien die „*unmittelbarste Sprache des Bodens, jedes neue Blatt, jede sonderbare Blume [sei] irgendein Geheimnis, das sich hervordrängt, und das, weil es sich vor Liebe und Lust nicht bewegen und nicht zu Worten kommen kann, eine stumme, ruhige Pflanze wird.*“¹⁵ Die romantische Lyrik verleiht der Natur Ausdruck, die stumme Harmonie wird ins Hörbare verstärkt; im erdachten Märchenreich der Poesie können „*Menschen, Tiere, Pflanzen, Steine und Gestirne, Elemente, Töne, Farben zusammen kommen wie eine Familie, handeln und sprechen wie ein Geschlecht.*“¹⁶

Jede romantische Erfahrung, jedes romantische Erleben, ja die ganze Poesie ist also verwiesen auf Signale aus der Natur, und so muss die Schlucht, in die ein ganzes Füllhorn an sonderbaren Stellen und bemerkenswerten Partien ausgeschüttet ist, in der Tat wie ein Märchenland vorkommen, denn das Märchen, so NOVALIS, „*ist wie ein Ensemble wunderbarer Dinge und Begebenheiten, zum Beispiel eine musikalische Phantasie, die harmonische Folge einer Äolsharfe*“, ja, es ist „*die Natur selbst*“.¹⁷

Der Schwarzwald – „voll düsterer Wunder und Geheimnisse“

IDA WYLIE und ihre Freundin steigen vom Bad hinauf Richtung Bonndorf. Oben auf der Höhe, kurz vor dem Ortseingang halten beide inne und wagen einen Blick in die Umgebung:

Nach Süden hin war eine schier endlose Hügellandschaft ausgerollt, hier und da durchbrochen von einigen Waldflecken; erst der Blick zurück auf unseren Weg stärkte den Glauben an die Nähe des Waldes.

Von der unter uns liegenden Schlucht bis hin zum grauen Horizont erstreckte er sich wie ein schwarzer gleichförmiger Schatten; aber jetzt konnten wir sie gut, die unzähligen Täler, Flüsse, Berge und Schluchten, die sich in der scheinbaren Einheit versteckten und wir konnten nun zum ersten Mal den Schauer fühlen, den der Schwarzwald hervorrufen kann.

*Er kam uns in der Tat sehr schwarz vor, ein Ort, an dem wundersame Geister und wilde Tiere hausen mussten, ein Ort voll düsterer Wunder und Geheimnisse. Wahrscheinlich hätten wir uns noch weiter in einen durch und durch unheimlichen Zustand hineingeträumt, hätten unsere Wanderschuhe uns nicht wieder in die Pflicht genommen.*¹⁸

Wiederum ist die Landschaft als großes Weltgeheimnis dargestellt, denn so, wie der Wald den Sinnen erscheint, ist er tatsächlich nicht, er hält etwas unter einem dunklen Schleier verborgen. Diesmal allerdings liegen alle Empfindungen auf der Nachtseite der Romantik. Diesmal will der in die Natur gehüllte Weltgeist nicht mit Düften locken und mit Farben betören, aus dem Zwielficht des Waldes schickt er dem Betrachter eine mysteriöse Warnung. Das unbekannte Land kann zum Verhängnis werden, alle Märchen, alle Wunder und Mysterien sind hier unheimlich.

Das ist die Kehrseite der träumerischen Entfesselung: Wo die Romantik nämlich die Kräfte des Unterbewussten gegen das Bewusste ins Feld schickt und den Traum gegen das Wissen setzt, treten nicht nur wohlgesonnene Harmoniegeister auf den Plan, sondern auch grausige Unwesen. In LUDWIG TIECK'S *Runen-berg* etwa führt der teuflische Einfluss eines Waldweibes, einer alten Hexe, den jungen Christian mitsamt Familie in eine Schicksalstragödie hinein, alles Glück geht darin zugrunde. Wanderlust und Sehnsucht haben sich in Besessenheit und Wahnsinn verkehrt. Und so ist die Romantik wie ein großes facettenreiches Vexierbild, mal hell, mal dunkel, je nach Blickwinkel.

Die Lotenbachklamm – „in andächtiger Entzückung“

Für IDA WYLIE und ihre Freundin ist die Lotenbachklamm die erste Anlaufstelle. Ein englischer Bad-Boll-Gast hat ihnen dazu angeraten. WYLIE erinnert sich: „*Er wies uns auf die Lothenbachklamm hin, etwa eine Stunde zu Fuß von Boll. ‚Es ist der schönste Wasserfall im Schwarzwald‘, bekräftigte er stolz.*“¹⁹ Was sie dort vorfanden, beschreibt Ida WYLIE so:

Wir verharrten einen Moment lang in andächtiger Entzückung und ich bemerkte, dass mich die ganze Szenerie an die Wolfsschlucht in Webers Freischütz erinnerte [...] Die Lotenbachklamm ist in all ihren Details derart perfekt, derart ausgearbeitet, dass es nur schwer vorstellbar ist, die gedankenlose Natur und nicht etwa eine effektsuchende Künstlerhand hätte die Felsen geschnitzt, die Farne gepflanzt, die dunklen Tannen zu einem Hintergrund mit solch anmutiger Raffinesse arrangiert. Selbst Tiere fehlten in diesem ausgeklügelten Projekt nicht: ein prächtiger Schmetterling erschien wie aus dem Nichts und suchte sich eine flackernd rote Erdbeere zur Rast aus. Eine in wechselnden Blautönen schimmernde Eidechse huschte über den Weg und erstarrte jäh wie eine Skulptur auf einem über den Bach hinausragenden Felsen [...] hat das alles einen Zweck, gibt es da nicht einen gewieften Regisseur, der hinter der Bühne die Fäden zieht, zu unserem Vergnügen?²⁰

Die wilde Naturlandschaft erscheint ihr als (Bühnen-) Bild, wie gemacht für denjenigen Akt im Freischütz mit der stärksten mystischen Stimmung: die Wolfsschlucht. In mondheiler Nacht bereiten die Jäger Max und Kaspar das Gießen silberner Freikugeln vor. Mit dem herbeigerufenen schwarzen Jäger Samiel, dem Leibhaftigen, werden schicksalhafte Bedingungen ausgehandelt. Die Turmuhr schlägt zur Mitternacht, Samiel verschwindet und nun werden die sieben gewünschten Kugeln gegossen. Da reißt der Nachthimmel auf, ein wahrer Höllenspuk bricht hervor: Von Gewitter und Sturm getrieben, jagt das wilde Heer durch die Schlucht, eine unheimliche Jagdgesellschaft aus übernatürlichen Schreckenswesen, aus Geistern, Untoten und wilden Tieren. Endlich schlägt die Turmuhr eins, die Geisterjagd ist aus, die Kugeln sind für die tragischen Schüsse bereit. Diese Assoziation ist interessant, weil sie einmal mehr an die düstere

Die Wutachschlucht



Die Lotenbachklamm, eine „Glanzpartie“. Foto: Matthias Wider (2015)

Seite der Romantik erinnert und weil sie vor Augen führt, dass bei aller Kunst die Hauptrolle doch der Natur zusteht. Was wäre der ganze Aufzug ohne eine unwirtliche Felsengegend, von fahlem Mondlicht beglänzt und mächtigen schwarzen Fichtenstämmen besetzt?

Danach deutet WYLIE die Landschaft, als wäre sie Ausdruck und Erscheinung eines verborgenen Sinns, was schon noch an die Idee der Weltharmonie erinnert, aber dieser Sinn ist nicht gerade tiefgründig; ein Regisseur zieht die Fäden, er ist zwar unsichtbar und damit geheim, aber mit der Natur ist er nicht eins, er führt sie nur auf, um nicht zu sagen vor, und das allein zur Erbauung des Publikums, es bleibt also ganz bei der Aufführung, beim Bühnenbild.

Die Ruine Neu-Tannegg – „die Geister des Ortes“

SAMUEL PLETSCHER (1879) schließt seine Mitteilungen zur Ruine Neu-Tannegg mit folgender Bemerkung ab:

Leise zieht der Wind durch die Gipfel der dunkeln Tannen hin und manchmal rauscht es herauf vom Wasserfall – wer aber da oben sitzt und still sinnend vor sich hinträumt, könnte meinen, es flüsterten die Geister des Ortes von der Vergänglichkeit menschlicher Größe und dem ewigen Wechsel alles Bestehenden.²¹

Anders als die romantische Naturerfahrung, die den Betrachter in einen mystisch-märchenhaften Illusionsraum entführt, wo übernatürliche Gestalten vor sein inneres Auge treten, zitiert die von Efeu umrankte Ruine den *genius loci* herbei.



Burgruine Boll. Zeichnung von EDUARD SCHUSTER. In: Die Burgen und Schlösser Badens. Karlsruhe 1908 (Seite 151).

Als personifizierter Verfall triumphiert er über das Menschenwerk und demen­tiert damit, was sich der Romantiker ersehnt: Ewigkeit, Überzeitlichkeit, Unendlichkeit. Zugleich vermag die Ruine ihn aber auch zu befriedigen, denn sie ist ebenso Symbol für die Einheitserfahrung, sie ist Berührungspunkt von Natur und Kultur.²² Die durch Wind und Wetter zerschlagenen Mauern sind von Stauden­wurzeln durchdrungen, auf bröckelnden Fenstersimsen sitzen kleine knorrige Fichten, zwischen abgebrochenen Zinnen nisten Vögel und unter herausgefalle­nen Steinen leben Eidechsen: Die Burgruine, ein sonderbares Gespinnst aus Raum und Zeit, zur Selbstauf­lösung in der Natur geschaffen. In dieser changierenden Atmosphäre aus Bestätigung und Widerspruch schweben die Gedanken des zeit­genössischen Betrachters, sie sind melancholisch, eine dem Romantiker durch­aus willkommene Stimmung.²³

Kennzeichnend für die Romantik ist auch der dämmerige Traumzustand, in dem sich der sinnende SAMUEL PLETSCHER befindet und die Tatsache, dass er in diesem Zustand empfänglich wird für die vagen Bilder und Botschaften, die aus seinem Innern aufsteigen und sich in schattenhafte Wahrnehmungen verwandeln. Im Traum, so GOTTHILF HEINRICH SCHUBERT, „und schon in jenem Zustande des Deliriums, der meist dem Einschlafen vorhergeht“ spreche die Seele eine ganz andere Sprache, eine entfesselte Sprache, die sämtliche Ideenverbin­dungen auf viel kürzerem und direkterem Wege zustande bringt, als die gewöhn­liche Wortsprache im Wachzustand.²⁴

Der obere Wasserfall – „in geheimnisvollem Zauber“

SAMUEL PLETSCHER hat dem oberen Wasserfall ein eigenes Kapitel gewidmet. Aus der darin enthaltenen Prosa und den beiden Gedichten sind einige Passagen von besonderem Wert:

*Wir tauschten manch' vertrautes Wörtchen,
Und stehn schon auf Du und Du;
Hier weil' ich gern am trauten Oertchen
Still in gedankenvoller Ruh.*²⁵

Hier ist von einer innigen, ja intimen Beziehung zwischen Natur und Mensch die Rede. In vielen gewollten Begegnungen sind sie einander vertraut geworden, ver­stehen sich wie ein gemeinsam gealtertes Ehepaar mal mit Worten, mal ohne. Die Botschaft der Szene erinnert stark an WALTER BENJAMINS Analogie des erwiderten Blicks, mit der er seinerzeit (einmal mehr) versucht hat, seinen Begriff von der „Aura“ und „auratischer Erfahrung“ zu illustrieren. Er sagt:

*Dem Blick wohnt aber die Erwartung inne, von dem erwidert zu werden, dem er sich schenkt. [...] Die Aura einer Erscheinung erfahren, heißt sie mit dem Vermögen belehnen, den Blick aufzuschlagen.*²⁶

Soll das prekäre Rendezvous mit der Natur also glücken, wird dem Betrachter einiges abgefordert, vor allem die Erwartung, nein, die Sehnsucht nach poetischer

Erfahrung. Dazu muss er bereit und fähig sein, sich zu entäußern, einen öffnenden Blick zu wagen,²⁷ das Gegenüber so anzusehen, dass ihm sein Sehen ein inneres Erleben zurückwirft, das seine Seele anrührt und sein Ich neu konstituiert. Dass diese anspruchsvolle auratische Erfahrung einem milden „Hauch“ gleicht, den man nur „atmen“²⁸ kann und die sich dem Betrachter durch nichts entringt, als durch „selbstreflexive Poesie“²⁹, belegt die weitgehende Übereinstimmung des Konzepts mit dem Gedankenhaushalt der Romantik. Was also ist am Wasserfall romantisch? Nichts! Nur der Blick des Betrachters.

Auf dem erweiterten Kurgelände Bad Bolls wurde einiges dafür unternommen, dass der Gast die gewünschten seelenberührenden Erfahrungen sammeln konnte. Schon Mitte des 19. Jahrhunderts war der obere Wasserfall durch solide Wege, Treppen und Brückenkonstruktionen zugänglich gemacht. Das ist auch der Nutzen aller Erschließung gewesen, dem interessierten Betrachter einen möglichst günstigen Standpunkt für sein Treffen mit der Natur zu verschaffen und die Wirkung nötigenfalls durch künstliche Maßnahmen aufzustocken. So kann SAMUEL PLETSCHER anmerken, der Wasserfall sei zwar nicht gerade durch Wasserreichtum ausgezeichnet, könne aber andere Vorzüge vorweisen:

*Beim Mondschein aber erscheint er in geheimnisvollem Zauber und bei bengalischer Beleuchtung, welche hie und da veranstaltet zu werden pflegt, erscheint der Wasserfall wie ein Bild aus einem Feenmärchen.*³⁰

Das sind die hohen Tageszeiten der Romantiker, die Dämmerung, die Nacht. Die Romantiker neigen zum Dunkel, weil ihnen das, was tagsüber in den grellen Strahl des Bewusstseins gezerrt ist, zur Mondzeit von einem schemenhaften Schleier verhüllt in magischem Licht erscheint. Alles wirkt anders, Wissen verflüssigt sich in Ahnung und dem Betrachter zeigen sich nun erst all die schauerlich-schönen Kräfte des eigenartigen Schattenreiches.³¹ Die Konfrontation mit moderner Inszenierungstechnik löst in PLETSCHER nicht von ungefähr eine Assoziation mit dem Thema Feenmärchen aus. Damals wurde das Feenmärchen als



Der obere Wasserfall beim Bad Boll. Zeichnung von EDUARD SCHUSTER. In: SCHUSTER 1903 (Seite 70).

orientalisierende Gattung des Genres der Zauberstücke in vielen europäischen Theatern stets mit hohem bühnentechnischen Aufwand zur großen Freude des Publikums aufgeführt.

Kultur und Natur, so könnte man festhalten, sind im damaligen wie auch im frühen Romantikbegriff durchaus völlig vereint. Gerade für die romantische Malerei gilt, dass sie in der scheinhaften Darstellung der Landschaft, durch die wohl eingesetzten Mittel von Färbung und Beleuchtung die Seele des Betrachters besonders zu reizen vermag. Die Naturlandschaft darf, ja muss eigentlich nach diesem Verständnis einem Landschaftsbilde gleich sein, weil bei ihr, wie auch beim Bild einzig die Erscheinung, die Wirkung entscheidet³² und nicht irgendeine Quantität. Aus diesem Grund zählen Prädikate wie *malerisch* oder *pittoresk* nicht nur wie selbstverständlich zum Standardvokabular romantischer Landschaftsbeschreibung. Sie sind im 19. Jahrhundert oft auch solchen Partien zugeordnet worden, denen spätere Zeiten jede Anerkennung versagten, weil man in ihnen keine Größe oder Bedeutung mehr sehen konnte.³³

Der Bad Bollener Park – ein Idyll

Zusammen mit den wenigen schriftlichen Überlieferungen zur Wahrnehmung des inmitten der Schlucht liegenden Bad Bollener Kurparks sind auch sein Grundriss und sein Inventar Zeugnisse der Alltagskultur um 1900 und daher zur Beantwortung der Frage heranzuziehen, was Romantik damals bedeutete. Das gilt umso mehr, als die zeitgenössische Gartentheorie fest in der Gedankenwelt der Romantik verankert war und sich demzufolge auch mehr als eine Theorie der Gartenkunst verstand. Wer etwa Johann Wolfgang von Goethe bei der tatkräftigen Parkplanung beobachtete, dem kam es vor, als sei „*Wege ziehen und Bäume pflanzen wie eine neue Art Poesie*“³⁴.

Der Bad Bollener Kurpark wird positiv beurteilt, es heißt, er sei „*idyllisch*“³⁵, das „*Gesamtbild*“ mit seinen „*Gebäulichkeiten*“, seinen „*geschmackvoll*“ angelegten „*Spazierwegen*“³⁶, seinen „*entzückenden*“ Aus- und Fernsichten sowie seinen „*merkwürdigen Stellen*“³⁷ wirke im Ganzen „*lieblich*“, „*anmuthend*“ und „*anziehend*“³⁸.

An alles, was der Begriff Idylle beinhaltet, sollte der Park *en miniature* erinnern: an den antiken *locus amoenus*, an das verlorene Paradies, an ein fernes Land *Arkadien*. Weltabgekehrt und jenseits aller Zwänge sollte er Harmonie, Frieden zwischen Pflanzen, Tieren und Menschen verbürgen. Das war es auch, was der zeitgenössische Gast für sich beanspruchte, sich an einen Ort zu flüchten, an dem er den „*fiieberhaften [...] Niagara-Lärm der Großstädte*“ durch naturhafte Traumlandschaften schlendernd vergessen konnte.³⁹

Eingelöst wurde dieser hohe Anspruch durch eine Gartenausstattung, die, wie PLETSCHER es ausdrückt, „*merkwürdig*“, also sehenswert sein musste und die sich prinzipiell in die Funktionsgruppen Aussicht, Wasser und Gebäude einteilen lässt.

Aussichten

Hierfür stehen die Punkte: *Luisenhöhe*, *Marienfels*, *Elisabethenruhe*,⁴⁰ die *Kanzel* oder weiter entfernt die *Isaakhöhe* oder der *Lindenbuck*. Inwiefern können Aussichten romantisch sein?

Erstens befriedigen sie die Lust des romantischen Charakters nach der Ferne, nach dem Aufbruch, frei zwischen Aussichtspunkt und Horizont über wechselnden Landschaften schwebend, lässt sich das Auge mal hier, mal dort nieder, verweilt und schaut. Zweitens: Was es bei seinen luftigen Wanderungen sieht, ist unerreichbar. Fernweh kommt auf, und das ist nun eine der

bedeutendsten Regungen im Gefühlshaushalt der romantischen Wanderliteratur, so in der Dichtung *Sehnsucht* von JOSEPH EICHENDORFF: In weiter Ferne klingt ein Posthorn und in diesem Augenblick bekennt das lyrische Ich:

*Das Herz mir im Leib entbrennte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!*

Wasser

Die Theorie der romantischen Gartenkunst lässt keinen Zweifel daran: Wasser darf zum Zwecke der Verschönerung in keinem größeren Park fehlen. Wasser sei, so HERMANN JÄGER in seinem *Lehrbuch der Gartenkunst* nichts anderes als die „POESIE DES GARTENS“.⁴¹ Ganz in diesem Sinne ist der untere See veranlagt, eine künstliche Wasserfläche, vor die beeindruckende Kulisse einer steil aufragenden Kalkwand gesetzt. Ein in den See stürzender Wasserfall ergänzt das malerische Bild, auf dem der Gast nun, in den zaubereri-



Bad Boll. Rechts oben der Pavillon auf der Luisenhöhe. Zeichnung von EDUARD SCHUSTER.

In: SCHUSTER 1903 (Seite 67).



Der untere See 1898.

Abbildung aus OEFFINGER 1898.⁴²

Das alte
Bad Boll (1855).
In der Mitte das
Kurhaus mit
Springbrunnen.
In: PLETSCHER 1879.



schen Schein von Fackeln und Lampions getaucht, in der Abenddämmerung dahin gondeln konnte.

Im unmittelbaren Umfeld des Kurhauses regen Teiche und Wasserspiele zum Sinnieren an, von den wechselnden Beleuchtungsverhältnissen des Tages immer wieder in ein neues Licht gerückt, abends dann elektrisch angestrahlt. Besonders anmutig: der Springbrunnen, der wie in *Ofterdingens* Traumreise beschrieben „aus einem Springquell [...] stieg, und oben in unzähligen Funken zerstäubte, die sich unten in einem großen Becken sammelten“ und „glänzte wie entzündetes Gold“. ⁴³

Nach HERMANN JÄGER ist die Naturquelle eine „*liebliche Erscheinung der Landschaft*“. Sie kann, wenn sie ausreichend schön ist, eine eigene „*Szenerie*“ verdienen und vielleicht sogar zum Glanzpunkt des Parks aufsteigen; so in Bad Boll, wo man die Mineralquelle mit Tuffstein aufwendig gefasst, in eine schattige Waldpartie gesetzt und zur ideellen Erhöhung des Wassers noch eine Kapelle danebengestellt hat. Bei NOVALIS' *Ofterdingen* ist eine wundersame, von „*unzähligen Blumen*“ aller Farben umgebene Quelle sogar derjenige Ort, an dem das Sehnsuchtsobjekt der Romantik schlechthin, die *blaue Blume*, zu finden ist. ⁴⁴

Ziergebäude

Ziergebäude haben wie alles andere Garteninventar den Endzweck, den Park um malerische Szenen zu bereichern. Empfohlen waren Burgen oder noch besser Burgruinen, möglichst im Original. ⁴⁵ Bad Boll konnte hier die Ruine Neu-Tannegg vorweisen. Darüber hinaus lassen sich zwei weitere Zierbauten finden: einmal der Pavillon auf der *Luisenhöhe*, seine Romantik ist der aussichtsreiche Standort, weiter nichts; zum anderen die sogenannte *Badhofkapelle*. Sie ist ein facettenreiches Symbol. Der neogotische Stil bedeutet: Mittelalter, Sehnsuchszeit der

Kapelle Bad Boll in den 1920er Jahren.

Postkarte Archiv Matthias Wider.



Romantiker, die Zeit der Mystik und der Aventiuren. Das Sakrale bedeutet: Glaube, Seelenakte der feierlichen Verschränkung von Mensch und Gott, Himmel und Erde berühren einander. Der Standort über der Heilquelle bedeutet: Dualität, Natur und Geist liegen unmittelbar nebeneinander, erhöhen sich jeweils.

Die Waldszene bedeutet: Ahnung, zwischen Fichtenstämmen gerade eben noch sichtbar, will dieser bemerkenswerte Punkt erahnt, gesucht und gefunden werden. Der Wald kokettiert mit seinem Geheimnis.

Was jedoch den künstlich aufgehäuften Sockel unter der Kapelle und die in diesen Hügel eingebaute Trinkgrotte betrifft, so müsste das Urteil des Gartenkünstlers ungünstig ausfallen: Derartige Höhlen seien nach HERMANN JÄGER „*kindlichen Geschmacks*“ und daher völlig zu „*entbehren*“.⁴⁶ Höchstens könne man vorhandene Aufschlüsse durch Sprengung zur Grotte erweitern, aber alles andere würde keine „*romantisch wirkende Scenerie hervorbringen*“.⁴⁷

Die Wutachschlucht heute – ein geowissenschaftliches „Lehrbuch“

Eingangs wurde die Frage gestellt, wohin sich der Inhalt des Begriffes Romantik mit Blick auf die Rezeption der Wutachlandschaft verschoben hat. Das Vergangene wurde aufgeschlüsselt, jetzt fehlt noch ein vergleichender Blick in die Gegenwart. Hierzu soll die Textprobe eines Wanderberichtes herangezogen werden, der zufällig gewählt wurde, gleichwohl steht er für viele andere:

Kurz darauf erreichen wir an der Schelmer Halde einen wunderschönen Schleierwasserfall. Er fließt permanent, also auch bei trockener Wetterlage und bietet natürlich ein beehrtes Fotomotiv. Aber auch hier ist wieder ein Stativ erforderlich, um den Belichtungsanforderungen gerecht zu werden! (Wasser „zerfließt“ auf Bildern erst ab einer Belichtungszeit von 1/30 sec oder länger! Bei kürzeren Belichtungen oder Blitz wird es hingegen „eingefroren“, was die Stimmung natürlich nicht wiedergeben kann!) Und auch hier heißt es beim Fotografieren wieder mal „Schlange-Stehen“! So können wir den Wasserfall aber auch ganz in Ruhe betrachten und sind erneut fasziniert von der Menge des abgelagerten Kalktuffs unter seiner dicken Mooshaube.⁴⁸

Manches darin kommt der historischen Form romantischer Wahrnehmung von Natur durchaus nahe: Das Adjektiv „*wunderschön*“ ist ein Zuspruch von rein subjektivem, innerlichem Wert, und wenn die Betrachterin Faszination äußert, deutet das auf ein Höchstmaß an emotionaler Beteiligung an. Wie der Romanti-



Der Schleierwasserfall am Weg zwischen der Dietfurt und Reiseltingen.

Foto: Matthias Wider (2015).

ker, so macht sich auch die moderne Wanderin ein Bild von der Landschaft. Nun aber trennen sich die Wege. Das Bild der Moderne unterscheidet sich wesentlich von dem der Vergangenheit. Die Aufmerksamkeit der Romantiker war bei der Betrachtung einer „*Scenerie*“ ganz der Erscheinung, dem Empfinden, der Stimmung, letztlich der Wirkung des Bildes auf das Innere gewidmet. Ihr Bild von der Landschaft war ein Ineinander von äußerer Anschauung und innerem Erleben, verbunden, belebt und beseelt durch Fantasie und Poesie. Das Dämmerlicht, in das der Wasserfall getaucht ist, hätte den Romantiker berührt, vielleicht hätte er Zwerge oder Nixen hinter den Wasservorhang gezaubert. Den dabei gewonnenen Eindruck hätte der Romantiker als geistige Bereicherung mit nach Hause getragen.

Heute ist dieses Schummerlicht eine Störvariable, eine „*Belichtungsanforderung*“, die es mit technischen Mitteln zu bewältigen gilt. Man hat Messwerte zur Hand und kennt aus Erfahrung den passenden Betrag des Sekundenbruchteiles, in dem das Motiv mathematisch exakt eingeschlossen werden kann. Zusammen mit Millionen von farbigen Pixeln soll auch die Stimmung transportiert werden und zwar eins zu eins. Bemerkenswert ist, dass die erlebte Faszination nicht etwa das Resultat der eingerahmten Naturstimmung ist, vielmehr entsteht sie im Staunen über die Ablagerungsmenge von Kalk! Was an diesem ganzen Motiv wunderschön sein soll, lässt der Bericht offen.

Festzuhalten ist: Alles dreht sich um ablesbare Quantitäten, das Zählbare, das Sichtbare steht im Vordergrund, es beeindruckt Menge und Substanz. Mit anderen Worten: Die Aufklärung hat sich gegen die Romantik durchgesetzt, die Schlucht ist zur Bildungslandschaft für Geowissenschaftler umgearbeitet, ihnen ist sie ein aufgeschlagenes „*Lehrbuch*“⁴⁹.

Und weil heute in der Natur vor allem Zahlen gesucht und gefunden werden sollen, wundert es auch nicht, wenn Romantik bisweilen gar in ein negatives Bedeutungsfeld gestellt wird, wie etwa beim jüngst erschienenen Wutach-

buch⁵⁰. SAMUEL PLETSCHERS Wasserfalllyrik etwa wird darin als „ganz im Zeitgeist der Spätromantik verfangen“⁵¹ deklassiert, so als ob die Geschichte ein Prozess der Beseitigung von Defiziten wäre und die Gegenwart der Weisheit letzter Schluss. Ein anderes Mal wird der Erinnerungswille an die Kulturgeschichte der Schlucht, vom Autor ironisierend in Anführungszeichen gesetzt („kulturelles Erbe“), zu einem Akt der „romantisierenden Verklärung“, getragen von der „Sehnsucht nach dem alten Ruhm“, herabgewürdigt.⁵²

Als die frühe Romantik zu Ende ging, fand NOVALIS in der Hoffnung Trost, wonach keine Idee ganz vergänglich sei: „Was die Geschichte einmal ergriff“, ginge „aus unzähligen Verwandlungen [...] in immer reicherer Gestalt wieder neu hervor“.⁵³ Er scheint widerlegt. Eine Bereicherung der Landschaftsrezeption lässt sich nicht erkennen. Was hinter der Romantik in den Prospekten steht, sind nur noch Ruinen eines einst hochgradig inspirierenden Begriffes. Er ist zur Werbeformel geworden. Die romantische Einheit von Natur und Geist, von Natur und Kultur ist aufgekündigt und die Natur unter dem Vorzeichen einer strikt wissenschaftlichen Weltansicht zu einem exklusiven unantastbaren Gegenstand ausgebaut worden. Ein bedauerlicher, ja fast unnatürlicher Zustand, wenn man bedenkt, dass die Ideengeschichte des Naturschutzes ja mitten in der Romantik beginnt, bei der Poesie der malerischen Landschaft.

Autor

MATTHIAS WIDER

47 Jahre alt, Realschullehrer im Bildungszentrum Bonndorf, Fachleiter Geschichte am Seminar für Didaktik und Lehrbeauftragter für Geschichte an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Schwerpunkte seiner Arbeit sind das Lernen an historischen Orten und die Sachquellendidaktik. Als Kulturbeauftragter ist er auch für die Löfflinger Brauch- und Fastnachtsgeschichte zuständig.

Matthias Wider
Martinstraße 21
79843 Löfflingen

matthias.wider@t-online.de

Literatur

ASSMANN, ALEIDA (2009): Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. 4. Auflage. München.

HUCH, RICARDA (1951): Die Romantik. Ausbreitung, Blütezeit und Verfall. Tübingen.

JÄGER, HERMANN (1888): Gartenkunst und Gärten sonst und jetzt. Handbuch für Gärtner, Architekten und Liebhaber. Berlin.

NOVALIS (1802): Heinrich von Ofterdingen.

Ein Roman. Berlin. Herausgegeben von Wolfgang Frühwald (Reclams Universalbibliothek Nr. 8939). Stuttgart.

PLETSCHER, SAMUEL (1879): Der Kurort Bad Boll im obern Wutachthal bei Bonndorf und Löfflingen im Schwarzwald. Bonndorf.

SCHUSTER, EDUARD (1903): Das Wutachtal. Vom Feldberg bis zum Rhein mit den Seitentälern und Höhenwegen. Freiburg.

STOESSEL, MARLEEN (1983): Aura. Das Vergessene Menschliche. Zur Sprache und Erfahrung bei Walter Benjamin. München/Wien.

UERLINGS, HERBERT (Hg.) (2000): Theorie der Romantik (Reclams Universalbibliothek Nr. 18088). Stuttgart.

WUTACH (in Anmerkungen so zitiert) – Regierungspräsidium Freiburg und Schwarzwaldverein (Hg.) (2014): Die Wutach. Wilde Wasser – steile Schluchten. Ostfildern.

WYLIE, IDA ALEXA ROSS (1911): Rumbles in the black forest. London.

Anmerkungen

- 1 Ferienregion Wutachschlucht, Bonndorf (2013): Naturhighlight: <http://www.wutachschlucht.de/Naturhighlight> [30.01.2016].
- 2 SCHUSTER (Seite 47).

- 3 SCHUSTER (Seite 57).
- 4 LEO WOERL: Illustrierter Führer durch Stühlingen und Umgebung. Leipzig 1907 (Seite 33).
- 5 HUCH (ab Seite 397).
- 6 NOVALIS (Seite 11).
- 7 NOVALIS (Seite 10).
- 8 NOVALIS (Seite 9): *„Ich hörte einst von alten Zeiten reden; wie da die Tiere und Bäume und Felsen mit den Menschen gesprochen hätten. Mir ist grade so, als wollten sie allaugenblicklich anfangen, und als könnte ich es ihnen ansehen, was sie mir sagen wollten. Es muß noch viele Worte geben, die ich nicht weiß; wüßte ich mehr, so könnte ich viel besser alles begreifen.“*
- 9 HERBERT UERLINGS (Hg.): Theorie der Romantik (= Reclams Universalbibliothek Nr. 18088). Stuttgart 2000 (ab Seite 137).
- 10 HUCH (Seite 293).
- 11 HUCH (Seite 312).
- 12 WYLIE (Seite 56 und 57).
- 13 NOVALIS (Seite 168 und 169).
- 14 HUCH (Seite 81).
- 15 NOVALIS (Seite 168).
- 16 NOVALIS (Seite 187).
- 17 HUCH (Seite 300).
- 18 WYLIE (Seite 65).
- 19 WYLIE (Seite 59).
- 20 WYLIE (Seite 61 und 62).
- 21 PLETSCHER (Seite 42).
- 22 ASSMANN (Seite 315).
- 23 ASSMANN (Seite 315).
- 24 UERLINGS (Seite 120).
- 25 PLETSCHER (Seite 35).
- 26 WALTER BENJAMIN: Über einige Motive bei Baudelaire (1939). In: WALTER BENJAMIN: Gesammelte Schriften, Band I. Frankfurt am Main 1974 (Seite 646).
- 27 STOESSEL (Seite 152).
- 28 STOESSEL (Seite 50).
- 29 STOESSEL (Seite 62).
- 30 PLETSCHER (Seite 35).
- 31 HUCH (Seite 548).
- 32 HUCH (Seite 302).
- 33 Der Baedeker von 1927 erklärt den oberen Wasserfall für „unbedeutend“. Weiter oben, so der Baedeker weiter, finde man die „spärlichen“ Reste der Burg Boll. Der Begriff Romantik wird für das ganze Wutachtal nicht mehr verwendet. KARL BAEDEKER: Schwarzwald, Odenwald, Bodensee. Handbuch für Reisende. 2. Auflage. Leipzig 1927 (Seite 211).
- 34 JÄGER (Seite 333).
- 35 LEO WOERL: Illustrierter Führer durch Stühlingen und Umgebung. Leipzig 1907 (Seite 34).
- 36 PLETSCHER (Seite 17).
- 37 PLETSCHER (Seite 32).
- 38 PLETSCHER (Seite 17).
- 39 HERBERT LACHMAYER und andere (Hg.): Das Bad. Eine Geschichte der Badekultur im 19. und 20. Jahrhundert. Salzburg/Wien 1991 (Seite 221, 222 und ab 232).
- 40 MATTHIAS WIDER: Von der „Perle des Wutachthales“ bis zur modernen Wüstung. Kleine Geschichte des ehemaligen Bad Boll. In: Schriften der Baar. Band 57 (2014). Donaueschingen (Seite 119–142).
- 41 JÄGER (Seite 201).
- 42 HEINRICH OEFFINGER: Die Kurorte und Heilquellen des Großherzogtums Baden für Ärzte und Heilbedürftige. 7. Auflage. Baden-Baden 1898. Das Buch hat einen Anzeigenteil, der gesondert paginiert ist. Die Zeichnung ist dort auf Seite 45.
- 43 NOVALIS (Seite 10).
- 44 NOVALIS (Seite 11).
- 45 JÄGER (Seite 273).
- 46 JÄGER (Seite 198).
- 47 JÄGER (Seite 199).
- 48 Abenteuer Wutachschlucht: <http://www.rainerundclaudia.de/artikel/abenteuer-wutachschlucht-2-etappe/> [30.01.2016].
- 49 WUTACH (Seite 2).
- 50 WUTACH
- 51 WUTACH (Seite 407).
- 52 WUTACH (Seite 419).
- 53 HUCH (Seite 355).

Nicht nur Orchideen – 75 Jahre Naturschutzgebiet Deggenreuschen-Rauschachen (Hüfinger Orchideenwald)

VON HANS JOACHIM BLECH, PETER MARX und ANDREAS WOLF

Seit Beginn des 19. Jahrhunderts fanden sich Landesherren, Mediziner, Pfarrer, Lehrer und verwandte Berufe in ihrem gemeinsamen Interesse für Fauna und Flora sowie für Kultur und Landesgeschichte und dokumentierten ihre Erkenntnisse. Gedanken des Schutzes der Natur und der Landschaft führten zur Einrichtung von geschützten Gebieten und schließlich zu Naturschutzgebieten. Diese Bewegung hält bis heute an. Der Hüfinger Orchideenwald, 1941 als Naturschutzgebiet Deggenreuschen-Rauschachen ausgewiesen, ist seit der Mitte des 19. Jahrhunderts und auch heute noch überregional wegen seiner Orchideen bekannt (siehe dazu Stadt Hüfingen www.huefingen.de/133), mit allen Vor- und Nachteilen durch Besucher.

Zum 75-jährigen Jubiläum wollen die Verfasser über die Orchideen und andere botanische Kostbarkeiten berichten und die Themen Wald- und Forstgeschichte behandeln. Die Autoren tun dies jeweils in eigenen Artikeln. Mögliche Überschneidungen wurden weitestgehend vermieden, können aber nicht ganz ausgeschlossen werden.

Teil A – Die Orchideen (HANS JOACHIM BLECH)

Unsere Naturschutzgebiete gehen sehr oft auf menschliche Einflüsse zurück, so auch das heutige Naturschutzgebiet Deggenreuschen-Rauschachen. Auch eine extensive landwirtschaftliche Nutzung führte hier zum Entzug von Nährstoffen in den Böden (keine Düngung, Beweidung auch der Wälder, Nutzung von Laub und Nadeln als Streu und Düngematerial). Über Jahrhunderte entstanden optimale Verhältnisse für die Flora und Fauna in diesem Gebiet. Heute müssen wir diese menschlichen Eingriffe durch Planung und Pflege beibehalten, sonst holt sich die Natur diese Flächen in wenigen Jahren durch Verbuschung und die natürliche Waldentwicklung zurück.

Im Mittelalter bedeckte der Wald nur etwa 25 % der heutigen Fläche in Mitteleuropa. Im Nordosten des Gebietes Rauschachen sind heute noch Terrassierungen zu erkennen, die auf Ackerbau hinweisen, der eventuell bis in die Römerzeit zurückgeht. Die Bewaldung der Gebiete Deggenreuschen und Rauschachen besteht etwa seit 150 bis 200 Jahren. Der dominante Baum des Waldes war

und ist die Fichte. Zum Erhalt des Orchideenreichtums sollte dies in Zukunft auch so bleiben. Laut Pflegeplan (Managementplan – KRETZSCHMAR 1999, REINEKE 2004) sollten etwa 60 % des Waldes Fichtenbestand sein, zum Teil reiner Fichtenbestand, um die sogenannten Moderorchideen zu fördern.

Der pH-Wert des Bodens ist durch den Muschelkalk basisch (Oberer Muschelkalk Trigonodus-Dolomit, LASCHINGER 1966), erhält jedoch durch die Nadelspreu der Fichten eine saure Auflage von Roh-Humus. Die zunehmenden heißen und zum Teil sehr trockenen Sommer, besonders in den letzten 15 Jahren, setzen dieser Baumart mit einem flachen Wurzelteller jedoch zusehends zu. Absterben, Nadelverlust, Öffnung des Kronendaches, mehr Lichteinfall führen zu Veränderungen der Bodenvegetation mit einer Tendenz zu vermehrter Krautschicht und Verbuschung.

Ein weiterer gravierender Faktor ist die Sturmanfälligkeit des Waldes. Das Höhenprofil, abfallend von Westen nach Osten von etwa 780 Meter auf unter 700 Meter, und die Verengung des mittig gelegenen Tales wirken wie eine Düse. Immer wieder sah es nach Stürmen aus, als hätte ein Riese Mikado gespielt. Neben den erheblichen forstlichen Schäden haben sich auf den Sturmflächen jedoch Naturverjüngung und Jungwald durch Aufforstung entwickeln können mit der Folge, dass der Wald heute aus sehr unterschiedlichen Altersklassen besteht mit den dazugehörigen Anteilen von Fauna und Flora. Dazu gehören auch typische Pionierpflanzen.

Wegen der Nadelstreubedeckung des Bodens und des sauren pH-Wertes gibt es im Hüfnger Orchideenwald auch eine interessante Pilzflora mit zum Teil wunderschönen Hexenringen.

Die Wald- und Wegränder sind oft kleinflächige Trocken- oder Magerrasenbiotope mit abfallender Helligkeit. Was ebenfalls zu einem großen Artenreichtum beiträgt sind die hohen Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht von bis zu 20 °C und zwischen Sommer und Winter von über 30 °C plus bis unter 20 °C minus. Der letzte Frost kommt oft noch im Juni, der erste Frost bereits wieder im September. So können wärmeliebende Arten wie der Frauenschuh (*Cypripedium calceolus*) als auch kälteliebende Arten wie der Frühlingsenzian (*Gentiana verna*) als Eiszeitrelikt in diesem Gebiet wachsen. Der Waldtyp ist durch Tannen, Fichten und verschiedene Wintergrünarten geprägt.

Orchideen sind Zeigerpflanzen für bestimmte Biotoptypen. Von diesen hat der Hüfnger Orchideenwald vor allem in den Randbereichen einige zu bieten. Nach dem Kaiserstuhl ist der Hüfnger Orchideenwald das artenreichste Orchideengebiet Baden-Württembergs. Die direkte Nähe zu landwirtschaftlich intensiv genutzten Flächen und der Bundesstraße 31 führt heute jedoch vermehrt zu Dünge-, Insektizid-, Herbizid- und Stickstoffeinträgen und damit teilweise zu gravierenden Veränderungen und dem Verlust des Artenreichtums.

Erwin Sumser, Karl Wacker, Erich Oberdorfer, Rolf Laschinger, Günther Reichelt und die zuständigen Förster haben sich über Jahrzehnte für den Hüfnger Orchideenwald eingesetzt. Dieter Reineke und Klaus Rietdorf haben eben-

falls über Jahrzehnte Standortdaten über die Orchideen des Naturschutzgebietes und der Baar für den Arbeitskreis „Heimische Orchideen Baden Württemberg“ (AHO) erhoben (HIRTH 2013). Der Verfasser hat durch Mitgliedschaft im AHO seit 2006 Zugriff auf diese Daten und kann dadurch Veränderungen im Orchideenbestand der einzelnen Arten sowohl in Menge als auch im Standort beurteilen. Dies sind auch wichtige Informationen für den forstlichen Bereich.

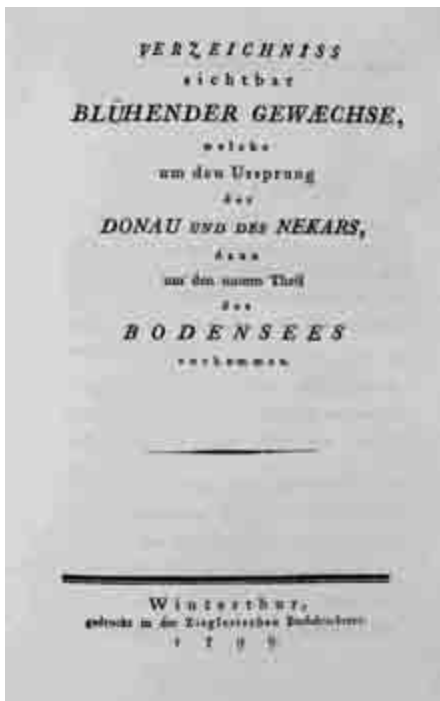
Geschichtlicher Rückblick

Als Folge der Aufklärung, des Idealismus und der Romantik interessierten sich um das Jahr 1800 immer mehr lokale Fürsten, Ärzte, Apotheker, Pfarrer und Lehrer für die einheimische Fauna und Flora und gründeten „Vaterländische Vereine“. Auf der Baar wurde 1805 durch die Initiative insbesondere von Friedrich Roth von Schreckenstein, Baron von Immendingen, der „Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“ gegründet. Das Ergebnis ist unter anderem eine vierbändige Buchausgabe mit dem Titel „*Verzeichniss sichtbar blühender Gewächse, welche um den Ursprung der Donau und des Nekars, dann um den untern Theil des Bodensees vorkommen*“ durch ROTH VON SCHRECKENSTEIN, VON ENGELBERG und RENN (1799).

Frühere schriftliche Aufzeichnungen von 1789 befinden oder befanden sich nach ZAHN (1889) im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv. Die erste Kurzform erschien durch ROTH VON SCHRECKENSTEIN 1799 mit 50 Seiten Umfang und listete

nach dem System von Linné (Carl von Linné, 1707–1778) in der 20. Klasse die Orchideen in 30 Arten auf. Schwerpunktmäßig wird der Bereich Immendingen und Konstanz genannt.

GMELIN schrieb ab 1805 seine „Flora Badensis“ und erwähnte das erste Mal die Orchidee Widerbart in Hüfingen. Von ENGESSER (1852), Tierarzt in Hüfingen, erschien 1852 „*Flora des südöstlichen Schwarzwaldes mit Einschluss der Baar, des Wutachgebietes und der anstossenden Grenze des Höggaues*“. Bei ihm sind bereits Flurnamen angegeben. Als Ortsangaben finden sich Dögginger Wald und Schosenwälder für Frauenschuh und Widerbart. Er beschäftigte sich auch mit der *Mykor-*



Titelblatt der Buchausgabe von 1799.

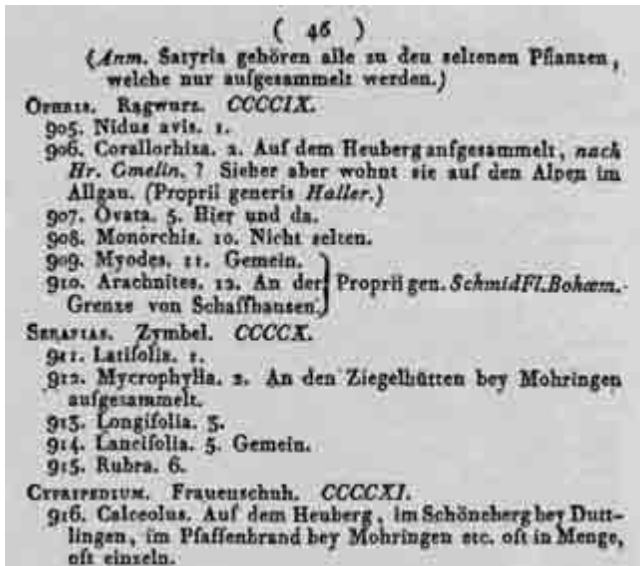
Alle Fotos: Hans Joachim Blech
(wenn nicht anders vermerkt).



Ausschnitte aus der Auflistung heimischer Orchideen von FRIEDRICH ROTH VON SCHRECKENSTEIN (1799).

rhiza (Wurzelpilze) und war ein begabter, aber wohl auch ein eigenbrötlicher Mensch. Morgens aß er besonders gern zum Frühstück Brotaufstrich aus Maikäfern (WINTER 1893).

ZAHN (1889) beschreibt in seiner „*Flora der Baar*“ sowohl die Baar als Landschaft als auch die bis dahin erschienene erheblich angewachsene Literatur, unter anderem über Standorte der Orchideen ab 1799. Der Frauenschuh wird für



Ausschnitte aus der Auflistung heimischer Orchideen von FRIEDRICH ROTH VON SCHRECKENSTEIN (1799).



Titelblatt des Buches von CARL ENGESSER über die heimische Flora von 1852.

Deggenreuschen und Schosenwälder, aber auch zum Beispiel für Aasen angegeben. Um das Jahr 1900 wurde eine Vielzahl botanischer Werke herausgegeben, so zum Beispiel NEUBERGER (1912) mit seiner „*Flora von Freiburg im Breisgau, Schwarzwald, Rheinebene, Kaiserstuhl, Baar*“. Für unsere Region und den Hüfinger Orchideenwald ist ein weiteres wichtiges ins Detail führendes Werk von OLTMANNNS (1922) zu nennen, herausgegeben vom Badischen Schwarzwaldverein in zwei Bänden, mit Text- und Bildband (Tafeln). Nach dieser Beschreibung ist die Baar von Fichten dominiert. OLTMANNNS

schreibt: „*Die Perle der Baarwanderungen ist der Döggerische Wald zwischen Döggingen und Hüfingen, das Entzücken aller Botaniker trotz seines äußerlich unscheinbaren Aussehens.*“ Der „Döggerische Wald“ wird in der Literatur häufiger genannt als der Bereich Rauschachen-Schosen.

Wenn wir die Zahl der von 1799 bis 1922 aufgelisteten Orchideenarten aufzählen, ergibt sich die nachfolgende Zusammenstellung. Anzahl der im Gebiet Schwarzwald, Bodensee und Albrand beschriebenen Orchideen:

ROTH VON SCHRECKENSTEIN (1799)	29 Arten
CARL ENGESSER (1852)	30 Arten
HERMANN ZAHN (1888)	33 Arten
JOSEF NEUBERGER (1885), nur Baar	16 Arten
JOSEF NEUBERGER (1912)	37 Arten
FRIEDRICH OLTMANNNS (1922)	35 Arten

Blicken wir noch einmal kurz zum Ende des 19. Jahrhunderts über die Grenzen der Baar hinaus auf die Literatur einheimischer Orchideen. Dann finden wir in Band 9 der gesammelten Werke Darwins „*die verschiedenen Einrichtungen, durch welche Orchideen von Insekten befruchtet werden*“ (deutsche Übersetzung 1877) beschrieben. Neben europäischen Orchideen werden auch tropische behandelt. 1892 erscheint „*Steins Orchideenbuch*“ (europäisch-tropisch) und 1894 „*Die Orchidaceen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz*“ von Max Schulze.

Im 19. Jahrhundert gründeten sich nicht nur viele naturkundliche und naturwissenschaftliche Geschichts- und Altertumsvereine. Auch das Naturerlebnis

nahm an Bedeutung zu. So wurde 1864 der Schwarzwaldverein Baden gegründet. Zunächst war oft das Ziel der Vereine die Erhaltung von Kultur und Landschaft. Fauna und Flora kamen erst später ins Bewusstsein, obwohl ROTH VON SCHRECKENSTEIN bereits 1802 auch noch ein „*Verzeichniss der Halbkaefer, Netzflügler [...], welche um den Ursprung der Donau und des Nekars, dann um den untern Theil des Bodensees vorkommen*“ herausgegeben hat. 1904 hatte der Schwarzwaldverein den amtlichen Schutz von Naturdenkmälern und bedeutensamen Bauwerken angeregt, Wutachschlucht und Lotenbachklamm gehörten zu den 1.400 aufgelisteten Objekten (REICHELT 2016).

Durch den Ersten Weltkrieg wurde die weitere Entwicklung unterbrochen. Anfänge von Naturschutzgedanken und deren Umsetzung können zu dieser Zeit in Baden festgestellt werden, wobei bereits einige Gebiete als „geschützt“ galten. Während der Zeit des Nationalsozialismus hatte Heimat und Landschaft im weitesten Sinne eine Bedeutung. Dazu gehörte auch der lokale Aspekt des Erlebens, Erhaltens und Schützens. Ein großer Teil der Naturschutzgebiete wurde während der Zeit des Nationalsozialismus von 1933 bis 1945 eingerichtet. Natur und Landschaft wurden als Allgemeingut angesehen. 1935 entstand das Reichsnaturschutzgesetz, zunächst allerdings ohne die notwendigen Durchführungsrichtlinien und Verwaltungsorgane.

Zwei Personen haben im weiteren Verlauf die naturschützerische Entwicklung in Baden wie des Hüfingers Orchideenwaldes geprägt: Es sind dies Dr. Erwin Sumser und Karl Wacker.

Erwin Sumser

Dr. Erwin (Josef) Sumser, geboren am 8. Oktober 1891 in Merzhausen bei Freiburg im Breisgau, gestorben am 22. Januar 1961 in Hüfingen, war Arzt und ein Pionier des Naturschutzes. 1920 übernahm er eine Landarztpraxis in Hüfingen.

Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs erkrankt, wurde Sumser als Oberstabsarzt im Lazarett Donaueschingen eingesetzt. [...] Früh sah Sumser die Gefährdung von Pflanzen, besonders Orchideen, am Schönberg bei Merzhausen und dann in der Baar bei Hüfingen. Ihr Schutz wurde ihm nach dem Einsatz für Menschlichkeit zur zweiten Lebensaufgabe. Seit Dezember 1931 kaufte oder pachtete er floristisch wertvolle Grundstücke, zunächst im Jennetal auf Ebringer Gemarkung am Schönberg, dann auf der Baar [in Hondingen, Bräunlingen und Riedöschingen. Im Jennetal] zäunte [er] sie ein und verhinderte ihre landwirtschaftliche Nutzung. Außerdem zahlte er Landwirten Entschädigungen, wenn sie ihren Grund und Boden im ursprünglichen Zustand beließen, hielt Lichtbildervorträge und warb um Mitstreiter. Quelle: Wikipedia. Artikel Erwin Sumser [30.1.2016].

Ende 1932 wurden die Gebiete in die damalige Liste der Naturdenkmale eingetragen.

Mit Gleichgesinnten verhinderte er das Vorhaben, die Wutach zu stauen, was das Ende der Wutachschlucht bedeutet hätte. Die Hüfingers beriet er bei ihren traditionellen Blumentepichen an Fronleichnam. 1960 verkaufte er seine aufgekauften Naturreservate an das Land Baden-Württemberg.

Quelle: Wikipedia. Artikel Erwin Sumser: https://de.wikipedia.org/wiki/Erwin_Sumser [30.1.2016].



Auf der Baar und in Hüfingen war Sumser der „Orchideenvater“. Ein Gedenkstein im Umfeld des Hüfingers Römerbades erinnert an ihn (siehe Beitrag von PETER MARX).

Erwin Sumser betrachtet die Orchidee Widerbart. Foto: Hermann Sumser. 1930er Jahre

Quelle: Wikipedia: https://de.wikipedia.org/wiki/Erwin_Sumser [30.1.2016].

Karl Wacker

Seine Einstellung und Begeisterung für die Natur der Baar zeigt unter anderem der Bericht „*Blumenreiche Baar*“ in der *Badischen Heimat* (Zeitschrift für Volkskunde, Heimat-, Natur- und Denkmalschutz, 1938). In dieser Zeitschrift schreibt WACKER über den Hüfingers Orchideenwald in sehr blumiger, begeisterter Sprache:

Es ist wirklich eine Blumenwallfahrt. Es ist ein Märchenwald, ein Blumenparadies, wie man es sicher nicht oft in dieser Pracht und Mannigfaltigkeit auf deutscher Erde findet. Ein schier unfassbarer Reichtum an Orchideen überrascht und beglückt uns immer wieder, so oft wir dorthin kommen. So ziemlich alles, was man sich wünschen kann und was man auf der Baar von dieser seltsamsten Blumensippe zu Gesicht bekommen kann, außer den anderwärts geschilderten Ragwurzeln, erlebt man dort.



Karl Wacker im Gespräch mit Siegfried Bader, Vorsitzender des Baarvereins (1938–1952).

An anderer Stelle steht:

*Später, gegen Mitte August, erscheint dann noch ein kleines, über das lichte Moos dahin kriechendes Orchideelein, das kriechende Netzblatt (*Goodyera repens*). Es ist so unscheinbar, daß man es leicht übersieht. Aber in seiner Gesellschaft lebt eine andere Orchidee, die man nicht unbeachtet sein lässt und die zu den allergrößten Seltenheiten gehört, das „Blattlose Bartläppchen“ (*Epipogon aphyllus*). Vor nahezu 30 Jahren stieß ich [...] auf dieses seltsame Blumenwesen. Wie ein zartes Waldgespenstchen leuchtet einem diese blasse Erscheinung in der Dämmerung entgegen. [...] In dem Märchenwald steht die sonst nur vereinzelt vorkommende Orchidee in unzählbarer Menge.*

Anmerkung: Gemeint ist der Widerbart (*Epipogium aphyllum*). Im Englischen heißt diese Orchidee „Ghostorchid“ (Waldgespensterchen). WACKER weist in diesem Artikel bereits auf mögliche Konsequenzen für Fauna und Flora durch einen Klimawandel hin.

Das Naturschutzgebiet Deggenreuschen-Rauschachen entsteht

Die folgenden Daten stammen aus dem Archiv des Regierungspräsidiums Freiburg, Referat Naturschutz und Landschaftspflege.

Die Bezirksnaturschutzstelle Donaueschingen legte durch ihren Leiter Karl Wacker am 27. November 1939 in der Badischen Landesnaturschutzstelle in Karlsruhe „einen Plan zur Errichtung des Pflanzenschongebietes Deggenreuschen-Rauschachen vor, der im Einvernehmen und unter entgegenkommendster Mitwirkung des Vorstandes des Forstamtes Donaueschingen, Herrn Forstrat Bassermann, entstanden ist“. In der Folge waren etliche Verwaltungsschritte und Dokumentationen notwendig. Benötigt wurden Auszüge des Katasteramtes, Angaben zu den Eigentumsverhältnissen, die Waldkartierungen des Forstamtes zur Zusammensetzung des Waldes und zur Feststellung der Altersgruppen der Bäume, Informationen zu den geologischen Verhältnissen und zu den unterschiedlichen Biotopgesellschaften in den Waldrandbereichen sowie über alte landwirtschaftliche Bewirtschaftunginseln. Da es sich insbesondere um den Schutz des Frauenschuhes (*Cypripedium calceolus*) und anderer Orchideen handelte, war eine botanische Dokumentation notwendig, die in sich wiederholenden Abständen oder nach Ereignissen, Waldveränderungen (Alter und Aufforstung), Sturmschäden, Änderung von Lehrpfaden und Wanderung von Orchideenstandorten durchzuführen ist.

Die Dokumentation der Orchideen wurde und wird bis heute von Fachleuten durchgeführt. Die erste Aufnahme des Orchideenbestandes mit Empfehlungen zur Waldbewirtschaftung fand 1940 statt. In der Stellungnahme war das Wuhrholz noch einbezogen. Ein erster Verordnungsentwurf stammt vom 6. März 1940. Voraussetzung für die Schaffung eines Pflanzenschongebietes war das Ein-

verständnis der Naturschutzbehörde in die uneingeschränkte Waldbewirtschaftung und Jagd.

Ein handschriftliches Gutachten der Badischen Landesnaturschutzstelle in Karlsruhe von ERICH OBERDORFER vom 15. April 1940 (Umsetzung auf Schreibmaschine) listet folgende Orchideen auf:

*[...] das Gebiet [...] ist bei Botanikern und Floristen weit bekannt durch seinen ungeheuren Orchideenreichtum, der nicht nur durch die Menge verschiedener Arten, sondern auch durch das Massenaufreten sonst seltener Orchideen bestimmt wird. Zu tausenden schmückt im Sommer das Waldinnere der Frauenschuh (*Cypripedium calceolus*) und im Frühherbst bildet die Moderorchidee, der Widerbart (*Epipogium aphyllum*), mit seinem zarten Wachsgelb und Violett streckenweise ganze Teppiche über den sonst krautlosen Moosrasen. Auch sonst fehlt es nicht an anderen seltenen und interessanten Blütenpflanzen [...].*

Unter den anderen interessanten Blütenpflanzen wird auch das Reckhändlerle (*Daphne cneorum*) genannt. In dem Gutachten wird der Wald als reiner Fichtenbestand beschrieben. Die frühere Vermischung mit Buche und Tanne ist wohl verlorengegangen. Eine weitere Bewirtschaftung wie bisher würde aber den herausragenden Orchideenbestand sichern. Dies ist Thema bis heute geblieben. OBERDORFER wies aber auch schon auf die Gefährdung durch die damalige Reichsstraße von Freiburg nach Donaueschingen hin. Dieses Thema blieb bis in die 1970er Jahre aktuell, als man sich auf einen dreispurigen Ausbau der Bundesstraße 31 einigte und andere Varianten wie Südverlagerung oder Vierspurigkeit zugunsten des Naturschutzgebietes verwarf. OBERDORFER ist der Dritte im Bunde neben SUMSER und WACKER, der über Jahrzehnte für den Hüfänger Orchideenwald gearbeitet und sich eingesetzt hat.

Die Verordnung zur Ernennung als Naturschutzgebiet trägt das Datum vom 7. April 1941. Sie wurde vom Badischen Minister des Kultus und Unterrichts (als höhere Naturschutzbehörde), Ludwig Paul Schmitthenner, unterzeichnet.

In der Folgezeit bemühten sich viele Personen und Organisationen um den Erhalt der Orchideenvielfalt. Eine Rechnung von Malermeister Adolf Sulzmann an Erwin Sumser für drei Hinweistafeln trägt das Datum vom 20. Juli 1958. Die Betreuung der Standorte der beiden Orchideenarten Frauenschuh und Widerbart zur Blütezeit an Wochenenden erfolgte über Jahrzehnte durch Mitglieder von Gruppen des Schwarzwaldvereins oder Hüfänger Bürger, die von Sumser zum Teil bezahlt wurden. Es folgten auch weitere wissenschaftliche Untersuchungen.

Im Jahr 1966 wurde in den *Schriften der Baar* die Arbeit von LASCHINGER mit dem Titel „*Untersuchungen über Standortbedingungen einiger Orchideen des Hüfänger Waldes veröffentlicht*“. Neben der Beschreibung der Altersgruppen der Bäume und differenzierter Bodenanalysen listet LASCHINGER nach einer Mitteilung von SUMSER 25 Orchideenarten auf:

<i>Cypripedium calceolus</i>	Frauenschuh
<i>Cephalanthera rubra</i>	Rotes Waldvögelein
<i>Cephalanthera damasonium</i>	Weißes Waldvögelein
<i>Cephalanthera longifolia</i> [*]	Schwertblättriges Waldvögelein
<i>Epipactis microphylla</i> [*]	Kleinblättriger Sumpfstendel
<i>Epipactis sessilifolia</i>	Violetter Sumpfstendel
<i>Epipactis helleborine</i>	Breitblättriger Sumpfstendel
<i>Epipactis atrorubens</i>	Rotbrauner Sumpfstendel
<i>Listera ovata</i>	Großes Zweiblatt
<i>Neottia nidus-avis</i>	Nestwurz
<i>Goodyera repens</i> [*]	Kriechstendel
<i>Epipogium aphyllum</i>	Widerbart
<i>Platanthera bifolia</i>	Weißes Waldhyazinthe
<i>Platanthera chlorantha</i>	Berg-Waldhyazinthe
<i>Coeloglossum viride</i> [*]	Hohlzunge
<i>Gymnadenia conopsea</i>	Mücken-Handwurz
<i>Gymnadenia odoratissima</i> [*]	Wohlriechende Handwurz
<i>Ophrys insectifera</i>	Fliegen-Ragwurz
<i>Orchis morio</i> [*]	Kleines Knabenkraut
<i>Orchis ustulata</i> [*]	Brand-Knabenkraut
<i>Orchis militaris</i> [*]	Helm-Knabenkraut
<i>Orchis mascula</i> [*]	Stattliches Knabenkraut
<i>Orchis latifolia</i> [*]	Breitblättriges Knabenkraut
<i>Orchis maculata</i> [*]	Geflecktes Knabenkraut
<i>Corallorhiza trifida</i>	Korallenwurz

[*] Nicht mehr nachweisbar sind heute die oben gekennzeichneten Arten, darunter alle Orchis-Arten.

Die *Orchis maculata* ist wahrscheinlich die heutige *Dactylorhiza maculata ssp. fuchsii* (Fuchsknabenkraut). In der Arbeit von LASCHINGER (1966) wurden auch die unterschiedlichen Begleitpflanzen der Standortkleinbiotope in Abhängigkeit vom Lichtgenuss und von den Bodenbedingungen aufgelistet.

Die Arbeit fällt in die Zeit, in der lokal auch der Umwelt- und Naturschutz immer mehr Gewicht bekam. So wurde durch Günther Reichelt (von 1950 bis 1970 Kreisbeauftragter für Naturschutz und Landschaftspflege im Landkreis Villingen), Rolf Laschinger und dem Baarverein 1969 ein Antrag zur Erstellung eines Naturlehrpfades gestellt (siehe auch den Beitrag von PETER MARX in diesem Band).

Seit der zweiten Hälfte der 1970er Jahre traten Dieter Reineke und Klaus Rietdorf als Kartierer (GPS gab es noch nicht) für den Arbeitskreis Heimischer Orchideen (AHO) auf. Immer wieder wurden über Jahrzehnte Tausende von Daten erhoben, auch unterstützt von weiteren Mitgliedern des AHO. Diese Daten

waren oft Grundlage für Maßnahmen und Entscheidungen zu Pflegemaßnahmen und Lehrpfaden. REINEKE verzeichnete 1983 noch einen Standort von *Cephalanthera longifolia* im Bereich des Windbruchs von Orkantief Lothar und einen Standort *Orchis militaris* im Hammeltal sowie *Goodyera repens* auf einem Standort im Rauschachen und *Corallorhiza trifida* mehrfach im Deggenreuschen und Rauschachen. Nicht mehr verzeichnet wurde *Epipactis microphylla*.

Das Regierungspräsidium erstellte 1999 durch KRETZSCHMAR einen Pflege- und Entwicklungsplan, der heute noch Gültigkeit hat (siehe Quellenangabe im Beitrag WOLF in diesem Band). Es werden sechs Biotoptypen aufgeführt. Wertvoll sind vor allem die Bestände an Orchideen und Wintergrünarten. Aufgelistet werden 17 Orchideenarten:

<i>Cypripedium calceolus</i>	Frauenschuh
<i>Corallorhiza trifida</i>	Korallenwurz
<i>Epipogium aphyllum</i>	Widerbart
<i>Goodyera repens</i>	Kriechstendel
<i>Cephalanthera damasonium</i>	Weißes Waldvöglein
<i>Cephalanthera longifolia</i>	Schwertblättriges Waldvöglein
<i>Cephalanthera rubra</i>	Rotes Waldvöglein
<i>Dactylorhiza maculata</i> agg.	Geflecktes Knabenkraut
<i>Epipactis atrorubens</i>	Braunrote Stendelwurz
<i>Epipactis helleborine</i> agg.	Breitblättrige Stendelwurz
<i>Epipactis leptochila</i>	Schmallippige Stendelwurz
<i>Epipactis muelleri</i>	Müllers Stendelwurz
<i>Epipactis purpurata</i>	Violette Stendelwurz
<i>Listera ovata</i>	Großes Zweiblatt
<i>Neottia nidus-avis</i>	Nestwurz
<i>Platanthera bifolia</i>	Weißes Waldhyazinthe
<i>Platanthera chlorantha</i>	Berg-Waldhyazinthe

Von besonderem Interesse für den Naturschutz sind ferner die Vorkommen einiger Wintergrünarten sowie des Fichtenspargels (*Monotropa hypopitys*). OBERDORFER (1940) nennt für das Gebiet vier Wintergrünarten: Einblütiges Wintergrün (*Moneses uniflora*), Nickendes Wintergrün (*Orthilia secunda*), Grünblütiges Wintergrün (*Pyrola chlorantha*), Kleines Wintergrün (*Pyrola minor*).

Dem Verfasser ist der Hüfinger Orchideenwald seit 35 Jahren bekannt. Seit 2006 ist er als Naturschutzwart tätig. Aus der Kartierungsarbeit mit GPS und nach den Beobachtungen der letzten Jahrzehnte zeigen sich viele Veränderungen – negative, aber auch positive.

Der Frauenschuh scheint zuzunehmen, der Widerbart nimmt dramatisch ab. Kriechstendel und schwertblättriges Waldvöglein sind verschwunden, Korallenwurz ist nur noch an einem kleinen Standort vorhanden. Die erhobenen Daten flossen in die Planung des letzten Lehrpfades ein.



- 1 Frauenschuh (*Cypripedium calceolus*):
lichte Wälder, Mischwald, Kalk (Mai bis Juni).
- 2 Breitblättrige Stendelwurz
(*Epipactis helleborine*): Nadel und Laubmisch-
wälder, Wegränder (Juni bis September).
- 3 Rotbraune Stendelwurz (*Epipactis*
atrorubens): Kalk, warme Lage, auf Schutt-
halden, Pionierpflanze (Juni bis August).
- 4 Müllers Stendelwurz (*Epipactis muelleri*):
Mager- oder Trockenrasen, meist im Schutz
von Gehölzen.
- 5 Violette/ grünliche Stendelwurz
(*Epipactis pupurata*): schattige Laubmisch-
wälder (Juli bis September).





- 6 Schmallippige Stendelwurz (*Epipactis leptochila*): schattige Buchenwälder, Nadelwald, Kalk (Juni bis August).
- 7 Bleiches Waldvögelein (*Cephalanthera damasonium*): Laub-, Misch-, Nadelwälder, gebüschreiche Magerwiesen, Kalk (Mai bis Juli).
- 8 Rotes Waldvögelein (*Cephalanthera rubra*): wärmeliebend, lichte Wälder, Wegränder, Kalk (Mai bis Juli).
- 9 Korallenwurz (*Corallorhiza trifida*), Europäische Korallenwurz: moosige Laub- und Nadelwälder (Mai bis Juni).



10



11



12



13

10 Zweiblättrige Waldhyazinthe (*Platanthera bifolia*): Flachmoorwiesen, Magerwiesen, oft Massenbestand, Pollinien eng, parallel (Mai bis August).

11 Grünliche Waldhyazinthe (*Platanthera chlorantha*): Flachmoorwiesen, Moore, Waldränder, Pollinienpakete weit, schräg (Mai bis Juli).

12 Fuchs Fingerwurz, geflecktes Knabenkraut (*Dactylorhiza fuchsii*): trockene bis mäßig feuchte Wiesen, Moore, Wälder, Straßenränder, Pionierpflanze (Mai bis August).

13 Vogelnestwurz (*Neottia nidus-avis*): Nadel- und Laubmischwälder, Wurzelknäuel sieht aus wie ein Vogelnest (Mai bis Juli).



14



15



16



17

- 14 Großes Zweiblatt (*Neottia/Listera ovata*): anspruchslos, weit verbreitet, Flachmoorwiesen, Magerwiesen, oft Massenbestand (Mai bis August).
- 15 Widerbart (*Epipogium aphyllum*): Moderorchidee, braucht Altholz, vermodernde Baumstubben (Mitte Juli bis Mitte August).
- 16 Fliegenragwurz (*Ophrys insectifera*): 2015 wieder entdeckt (Juni).
- 17 Fransenenzian (*Gentiana ciliata*): Juli bis August.
- 18 Frühlingsenzian (*Gentiana verna*): Pflanze ist ein Eiszeitrelikt (April).



18



- 19 Kreuzenzian (*Gentiana cruciata*): August.
20 Grünliches Wintergrün (*Pyrola chlorantha*).
21 Einblütiges Wintergrün, Moosauge (*Moneses uniflora*).
22 Nickendes Wintergrün, Birngrün (*Orthilia secunda*).
23 Becherflechte (*Cladonia coccifera*).





24



25

24 – 26 Sommerwurzgewächse
(*Orobanche spec.*).



26

Zusätzlich zu den Orchideen ist der Reichtum an Fauna und Flora sehr groß. Erwähnt seien hier die Sommerwurz-Arten (*Orobanche spec.*). Meines Erachtens haben sie in den letzten 10 bis 15 Jahren erheblich zugenommen. Es sind vollparasitäre Pflanzen, das heißt, sie zapfen die Leitungsbahnen der Wirtspflanzen an, um Nährstoffe zu erhalten. Dabei sind die einzelnen Arten oft hoch wirtsspezifisch. Wenn man sie im Gelände sieht, könnte man sie aus der Entfernung mit Orchideen verwechseln. Die Arten der Gruppe *Orobanche* sind schwierig zu bestimmen. Daher stehen bei den Bilder 24 bis 26 keine botanischen Artnamen.

Was ist sonst noch zu sehen? Hier eine kurze unvollständige Aufzählung (mit deutschen Namen). Am Lehrpfad befinden sich dazu in der Regel keine Hinweisschilder: Silberdistel, Klappertopf, Tollkirsche, Waldwachtelweizen, Flockenblume, Hauhechel, Teufelskralle, Schattenblümchen, Türkenbund,

Knäuelglockenblume, Johanniskraut, Herbstzeitlose, viele Schmetterlinge, Käfer, Blattwanzen, Lilienhähnchen, Schwebfliegen, Wildbienen und Hummeln, Spinnen. Ein ausführliches Verzeichnis enthält die Arbeit von KRETZSCHMAR (1999).

Alle Pflanzen und Tiere im Naturschutzgebiet sind generell voll geschützt, es gibt keinen Unterschied zwischen Hahnenfuß, Pilzen oder Orchideen.

Wie sieht die Zukunft aus?

Das Naturschutzgebiet Deggenreuschen-Rauschachen gehört zum Kerngebiet des Naturschutz-Großprojektes Baar (Projektleiter Thomas Kring). Auf der Internetseite des Projektes heißt es:

Die Waldlebensräume der Baar sind zum Teil zwingend auf eine Bewirtschaftung angewiesen, um bestimmte Zielarten zu erhalten. Gemeinsam mit der Forstwirtschaft sollen Waldbewirtschaftungskonzepte entwickelt werden, die großräumige Verbundsysteme an den Waldrändern und lichte Waldlebensräume für dealpine Reliktarten ermöglichen (Naturschutzgroßprojekt Baar: <http://www.ngp-baar.de/projekt/bedeutung> [28.1.2016]).

Der Autor war bei der Kartierung von Orchideen mit Fundorten und Daten behilflich. Das Projekt befindet sich bis 2016 noch in der Planungsphase und wird von der Hochschule für Wirtschaft und Umwelt Nürtingen-Geislingen mit dem Team um Markus Röhl betreut (<https://www.hfwu.de/hfwu-start>).

Der Hüfinger Orchideenwald ist seit Jahrhunderten vielen Einflüssen ausgesetzt: Klimawandel, Sturmgesehen, Veränderungen durch Alterung der Bäume und durch Aufforstung, Kriegseinflüsse, Besucherströme, Pflegemaßnahmen, Beweidung. Eines ist klar: Ohne menschliche Eingriffe kann der Orchideen-



Aufstufung des Waldrandes in drei bis vier Meter Höhe.

Krabbenspinne mit erbeuteter Schwebfliege
(*Thomisus onustus*).

reichtum dieses Naturschutzgebietes nicht erhalten werden (REINEKE 2004). Dazu gehören insbesondere: Monitoring der Bestände in Zeiträumen von 10 bis 15 Jahren, Bestandsaufnahmen des Waldes durch die Forsteinrichtung und Pflegemaßnahmen, wie das Reduzieren der Verbuschung.

Die Besucherlenkung und Kontrolle wird immer wichtiger, da vor allem der Lebensbereich des Widerbartes auf wenige Tausend Quadratmeter zurückgegangen ist. Nichteinhaltung des Wegegebotes zerstört die notwendige *Mykorrhiza* (GEBAUER 2013) durch Bodenverdichtung und bedingt Trittschäden bei den Neutrieben. Bei *Mykorrhiza* handelt es sich um Pilzgeflechte im Boden, die zum Teil enge Beziehungen zu Pflanzen haben. Stickstoffeinträge durch den Autoverkehr der B 31 und durch Dünger, Insektizide und Herbizide durch die Landwirtschaft haben zu einem massiven Rückgang der Biodiversität in den belasteten Randbereichen des Naturschutzgebietes geführt.

Obwohl nach subjektivem Empfinden des Verfassers der Frauenschuh zunimmt, nimmt die Zahl der gebildeten Samenkapseln nicht proportional zu.



Habitat für Moderorchideen: Nadelstreu, kein Unterwuchs, zum Teil nur Moose.

Verfasser in typischer Haltung beim Kartieren mit GPS-Gerät.

Die Bestäuberinsekten sind überwiegend Wildbienen (LOHR 2013), zum Beispiel aus der Gruppe *Andrena* mit schmalen Hinterleib, denen es oft an Lebensraum fehlt. Sie benötigen zum Nestbau sandige Erde, der Aktionsradius beträgt etwa 500 bis 800 Meter (REICHELT 2015, mündlich). Zur Sicherung des Bestandes von Frauenschuh wird sogar Bestäubung von Hand empfohlen. Noch größere Auswirkungen könnten nasse Winter haben mit Frostmangel, dann fehlt die Frostgare des Bodens. Aus den letztgenannten Überlegungen leitet sich die Forderung nach Förderung der *Mykorrhiza* und der bestäubenden Insekten ab (RUNGE 2010).

Eventuell besteht im Zusammenhang mit dem Naturschutz-Großprojekt Baar in den Berührungsgebieten mit der Landwirtschaft (Grenzweg Hüfingen – Bräunlingen) die Möglichkeit, durch eine wenige Meter breite Pufferzone mit Ein-saat von Blütenpflanzen sowohl Insekten zu fördern als auch den Düngereintrag zu reduzieren.



Orchideenhabitat nach Pflege, Entbuschung und anderes für den Frauenschuh.

Der geforderte und geplante Waldumbau zu einem Buchenmischwald wird mit Rücksicht auf die Orchideen im Naturschutzgebiet Einschränkungen erfahren mit dem Ziel von etwa 60 % Fichte, eventuell auch kleinflächig in reinen Beständen. Diese Maßnahmen werden von forstlicher Seite voll mitgetragen.

Es scheint zukünftig auch eine intensivere Kontrolle während der Blütezeit von Frauenschuh und Widerbart notwendig. Die Verantwortlichen werden im Rahmen einer Besucherlenkung alle blühenden Orchideen entlang des Lehrpfades mit Schildern versehen, so dass für alle Interessierten das Wegegebot eingehalten werden kann, ohne auf den Naturgenuss verzichten zu müssen. Die Orchideen haben schon Jahrhunderte überlebt und werden auch weiter überleben. Manche gehen verloren, andere kommen wieder, wie 2015 die Fliegenragwurz in einem Exemplar, das durch den Verfasser gefunden wurde.

Zum jetzigen Zeitpunkt sind bei großzügiger Zählung auch von Unterarten ungefähr 20 Orchideenarten im NSG Deggenreuschen-Rauschachen vertreten. Ziel aller Naturschutzmaßnahmen ist die Biotoperhaltung, damit in 20 bis 30 Jahren immer noch Orchideen hier wachsen können.

Dank

An dieser Stelle möchte sich der Verfasser ganz herzlich bei dem Altförster Peter Marx und dem jetzigen Förster Andreas Wolf für den gemeinsamen Einsatz für den Hüfnger Orchideenwald bedanken. Dank gilt auch der Stadtverwaltung Hüfnger, den Mitarbeitern in Archiven und den anderen vom Verfasser erwähnten Personen.

Zwischen den unterschiedlichen Interessen von Forst, Jagd, Naturschutz, Freizeit und Orchideentourismus scheint zur Zeit eine gute gegenseitige Akzeptanz zu bestehen.

Autor

DR. HANS JOACHIM BLECH

war fast 40 Jahre als Zahnarzt in VS-Schwenningen tätig. Orchideen begleiten ihn aber schon seit früher Jugend. Seit 2006 ist er, den Ruhestand vor Augen, als Naturschutzwart mit Schwerpunkt Orchideen ehrenamtlich für das Regierungspräsidium Freiburg und die untere Naturschutzbehörde im Schwarzwald-Baar-Kreis tätig. Schwerpunktgebiete sind der Hüfnger Orchideenwald und der Bereich Albtrauf Baar.

Dr. Hans Joachim Blech

Unterscheibenrain 6

78166 Donaueschingen

hjoblech@t-online.de

Literatur

Arbeitskreis Heimische Orchideen Baden Württemberg (AHO). <http://www.orchids.de>.

ARBEITSKREISE HEIMISCHE ORCHIDEEN

DEUTSCHLANDS (Hg.) (2005): Die Orchideen Deutschlands. Selbstverlag. Uhlstädt-Kirchhasel.

ENGESSER, CARL (1852): Flora des südöstlichen Schwarzwaldes mit Einschluss der Baar, des Wutachgebietes und der anstossenden Grenze des Höhgaues. Nebst einem Linné'schen Schlüssel zur leichten Auffindung der Pflanzen. Verlag der Ludw. Schmidt'schen Hofbuchhandlung, Donaueschingen.

GEBAUER, GERHARD (2013): Mundraub im Wurzelraum: Wie Orchideen ihre Pilzpartner zur Nährstoffgewinnung nutzen. Universität Bayreuth.

- Vortrag: http://www.bgc-jena.mpg.de/service/iso_gas_lab/gasir2005/presentations/GebauerASIO5.pdf [30.1.2016].
- GMELIN, CARL CHRISTIAN (1805–26): Flora badensis alsatica et confinium regionum. 4 Bände. Karlsruhe.
- HIRTH, MONIKA/REINEKE, DIETER/RIETDORF, KLAUS (2013): 30 Jahre Kartierungsarbeit in Südbaden für AHO. In: Journal Europäischer Orchideen (J. Eur. Orch.) Band 45-1 (Seite 161–165).
- KRETZSCHMAR, FRIEDRICH (1999): Pflege und Entwicklungsplan Naturschutzgebiet Deggenreuschen-Rauschachen. In: Schriften der Baar. Band 42 (1999). Donaueschingen (Seite 51–80).
- LASCHINGER, ROLF (1966): Untersuchungen über Standortbedingungen einiger Orchideen des Hüfnger Orchideenwaldes. In: Schriften der Baar. Band 26 (1966). Donaueschingen (Seite 138–161).
- NEUBERGER, JOSEF (1885): Pflanzenstandorte in der Baar und Umgebung. In: Schriften der Baar. Band 5 (1885). Donaueschingen (Seite 15–24).
- NEUBERGER, JOSEF (1912): Flora von Freiburg im Breisgau. Schwarzwald – Rheinebene – Kaiserstuhl – Baar. Herdersche Verlagshandlung. Freiburg im Breisgau.
- OLTMANN, FRIEDRICH (1922): Pflanzenleben des Schwarzwaldes. Herausgegeben vom Badischen Schwarzwaldverein. 2 Bände. Freiburg im Breisgau.
- REICHEL, GÜNTHER (2004): Baarwanderungen – Streifzüge durch Landschaft und Kultur mit Prominenten der Region. Herausgegeben vom Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar. Donaueschingen.
- REICHEL, GÜNTHER (2016): Zur Naturschutzgeschichte in Baden. In: SVEN VON UNGERN-STERNBERG (Hg.): Naturschutz in Baden. Geschichte – Probleme – Perspektiven. Schriftenreihe der Badischen Heimat, Band 8. Rombach-Verlag. Freiburg im Breisgau (Seite 13–88).
- REINEKE, DIETER (2004): Orchideen in Kalkbuchenwäldern. Vortrag gehalten auf der Tagung der LEL Schwäbisch Gmünd: Kalkbuchenwälder der Schwäbischen Alb. Forschungsergebnisse über ihre Ökologie und Nutzung sowie Umsetzung in die Praxis. Universität Freiburg. a) Vortrag: http://www.lcl-bw.de/pb/site/lcl/get/documents/MLR.LEL/PB5Documents/alr/pdf/r/Ref_Reineke.pdf. b) Veranstaltung: <http://www.lcl-bw.de/pb/Lde/662688> [30.1.2016].
- RUNGE, HOLGER/SIMON, MATTHIAS/WIDDIG, THOMAS (2010): Rahmenbedingungen für die Wirksamkeit von Maßnahmen des Artenschutzes bei Infrastrukturvorhaben. FuE-Vorhaben des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit. Umweltforschungsplan 2007 (3507 82 080). https://www.bfn.de/fileadmin/MDB/documents/themen/eingriffsregelung/FuE_CEF_Endbericht_RUNGE_01.pdf [30.1.2016].
- SCHMALZ, HUBERT (1920): Die Nutzpflanzen der Baar und ihre praktische Verwertung. In: Schriften der Baar. Band 14 (1920). Donaueschingen (Seite 1–56).
- SCHNETTER, MARTIN (1961): Nachruf Dr. Erwin Sumser. In: Mitteilungen des Badischen Landesvereines für Naturkunde und Naturschutz. Band 8, Heft 1–4. Freiburg im Breisgau (Seite 6–16).
- SCHRECKENSTEIN, FRIEDRICH ROTH VON/ENGELBERG, JOS. MEINH. VON/RENN, J. N. (1799): Verzeichniss sichtbar blühender Gewächse, welche um den Ursprung der Donau und des Neckars, dann um den untern Theil des Bodensees vorkommen. Zieglerische Buchdruckerei. Winterthur.
- SCHRECKENSTEIN, FRIEDRICH ROTH VON (1804): Flora der Gegend um den Ursprung der Donau und des Neckars. Verlag bey Aloys Wilibald. Donaueschingen.
- WACKER, KARL (1938): Blumenreiche Baar. In: BUSSE, HERMANN ERIS (Hg.): Die Baar. In: Badische Heimat. 25. Jahresband. Freiburg im Breisgau (Seite 99–114).
- WINTER, K. (1893): Carl Engesser †. In: Mitteilungen des Badischen Botanischen Vereins. Band 3, Heft 104. Freiburg im Breisgau (Seite 33–38). Universitätsbibliothek Freiburg. Download über: <https://www.freidok.uni-freiburg.de/data/8532> [30.1.2016].
- WITSCHEL, MICHAEL (1980): Seltene Pflanzengesellschaften auf Reliktstandorten der Baar und ihre Schutzwürdigkeit. In: Schriften der Baar. Band 33 (1980). Donaueschingen (Seite 117–144).
- ZAHN, KARL HERMANN (1889): Flora der Baar. In: Schriften der Baar. Band 7 (1889). Donaueschingen (Seite 1–117).

Teil B – Zur Forstgeschichte (PETER MARX)

Der Stadtwald in der Kernstadt Hüfingen nimmt eine Fläche von 520 Hektar ein, das sind 26 % der Gemarkungsfläche, davon fallen 126 Hektar auf das Naturschutzgebiet Deggenreuschen-Rauschachen, dies entspricht 24 % der Waldfläche, etwa 80 Hektar davon gelten als reines Orchideengebiet.

Über den Hüfinger Orchideenwald wurde schon viel geschrieben. Zu den Autoren zählen unter anderem Friedrich Freiherr Roth von Schreckenstein, Carl Engesser, Erwin Sumser, Dieter Reineke, Karl Wacker, Rolf Laschinger, Günther Reichelt und andere mehr. Alle stellten fest, dass der Hüfinger Orchideenwald ein Alleinstellungsmerkmal ist. Die Massenvorkommen verschiedener Arten seien großartig und deshalb schützenswert, und die Bestände seien langfristig zu sichern. Dass die Optimalphase des Orchideenwaldes in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts lag, liegt eindeutig auf der Hand. Mehrere „Käferplagen“, die „Franzosenhiebe“ (1947/1948), die Stürme 1967, 1990 und 1999, das „Waldsterben“ und die klimatischen Veränderungen der letzten Jahre sowie forstliche Maßnahmen haben einen starken Einfluss auf den Orchideenbestand genommen.

Forstliche Entwicklungsstufen

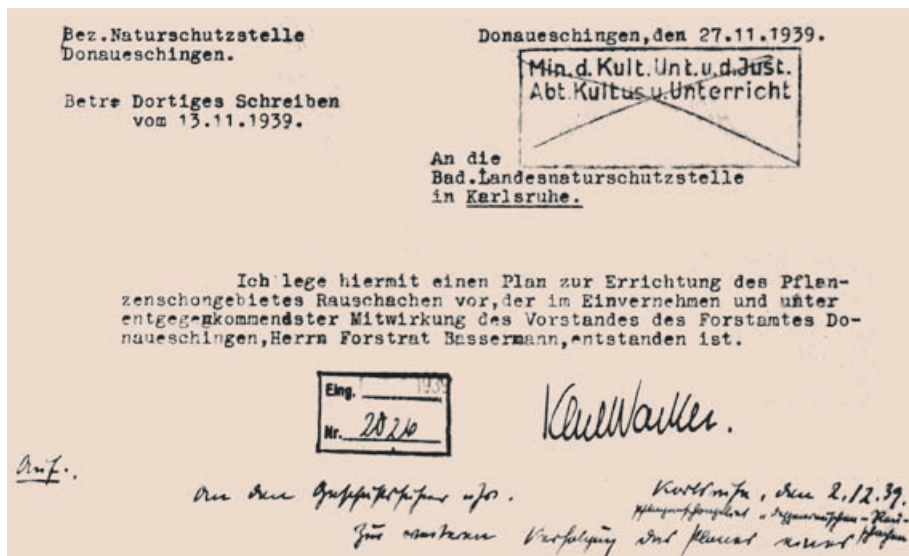
Im April 1911 wurde die Stadt Hüfingen erstmals mit Naturschutz konfrontiert, als sie dem „Naturpark“ in Stuttgart mit einem Mitgliedsbeitrag von acht Reichsmark beitrug. In der Begründung heißt es: *„Die dortige Gemeinde genießt die Früchte eines wertvollen Waldbesitzers“*.

Es vergingen noch viele Jahre. 1936 war es dann so weit. In der Sitzung vom 30. September 1936 hatte der Gemeinderat keine Einwände mehr gegen ein Naturschutzgebiet Wuhrholz, denn die forstliche Nutzung wurde dort als nicht mehr so bedeutend angesehen. So konnte in der Folgezeit das Naturschutzgebiet Wuhrholz ausgewiesen werden. Während des Zweiten Weltkriegs war das Wuhrholz ein Teil des militärischen Flugplatzes. Nach dem Krieg verlor das Wuhrholz den Status als Naturschutzgebiet. Das „Wuhr“ wurde erst im Jahre 1984 zu Wald erklärt, vorher war es als Allmendweide ausgewiesen.

Jetzt geht es um den Hüfinger Orchideenwald. Mit einem Schreiben vom 27. November 1939 trat Karl WACKER von der Bezirksnaturschutzstelle Donaueschingen an die Badische Naturschutzstelle Karlsruhe heran.

Ich lege hiermit einen Plan zur Errichtung eines Pflanzschongebietes Rauschachen vor, der im Einvernehmen und unter entgegenkommendster Mitwirkung des Vorstandes des Forstamtes Donaueschingen, Herrn Forsterrat Bassermann, entstanden ist.

Die Badische Landesnaturschutzstelle Karlsruhe bat am 6. März 1940 das Landratsamt Donaueschingen, die Stadt Hüfingen zu benachrichtigen, dass das Pflanzschongebiet Deggenreuschen-Rauschachen den Charakter eines Naturschutzgebietes erhält. Mit Entscheidung des Badischen Ministeriums des Kultus



Antrag von Karl Wacker im Jahr 1939. Foto: Archiv Regierungspräsidium Freiburg (1939).

und Unterrichts vom 7. April 1941 wurde das Naturschutzgebiet Deggenreuschen-Rauschachen mit 126 Hektar ausgewiesen (siehe Quellenangabe am Schluss dieses Beitrags). Die Verordnung wurde auch im *Schwarzwälder Tagblatt* und im amtlichen Organ der NSDAP veröffentlicht.

Die Bezirksstelle für Naturschutz in Freiburg beantragte am 24. Januar 1956, dass die jährlichen Hiebssätze für den Orchideenwald gemeinsam zwischen Stadt, Forstamt und Naturschutz abgesprochen werden. Es sollen auch keine außerordentlichen Hiebe durchgeführt werden. Am 27. Januar 1956 hat der Gemeinderat zugestimmt. Trotz Anlegen eines Lehrpfades wurde es notwendig, dass während der Blütezeit der Besucherandrang überwacht werden sollte. Die Finanzierung teilte sich die Stadt Hüfingen und das Regierungspräsidium. Im März 1969 wurde diese Vereinbarung getroffen. Bei den notwendigen Holzhau-



Auszug aus dem Amtsblatt des Badischen Ministeriums des Kultus und Unterrichts vom 15. Mai 1941 mit der Bekanntmachung der Naturschutzgebietsverordnung.

(Quellenangabe am Schluss dieses Beitrags).



Bürger räumen auf (April 1994).

Alle Fotos: Peter Marx und Forstamt der Stadt Hüfingen
(wenn nicht anders vermerkt).



Der Gemeinderat vor Ort am 18. Oktober 1997.

erarbeiten blieb immer mehr Restholz auf der Waldfläche liegen, das zum Teil das Wachstum der Orchideen behinderte. Günstig ist aber die Zufuhr von Roh-Humus für den Waldboden durch die Zersetzung des Restholzes. Man war sich damals dann dennoch einig, dass das Aufräumen des Restholzes mehr nützen als schaden würde.

So wurde am 9. April 1994 eine Bürgeraktion durchgeführt, bei der das anfallende Restholz abgefahren und verbrannt wurde. Die Maßnahme fand bei den Mitwirkenden großen Anklang.

Am 12. August 1997 fand ein Vor-Ort-Termin im Naturschutzgebiet zur Erstellung eines Pflege- und Entwicklungsplanes statt. Teilnehmer waren Dr. Köllner (Forstamt Donaueschingen), Prof. Dr. Reichelt (Naturschutzbeauftragter), Frau von Lintig (Stadt Hüfingen), Dieter Reineke und Klaus Rietdorf als regionale Gebietskenner, Dr. Kretschmar (Regierungspräsidium Freiburg) und Peter Marx als Revierleiter.

Zur Ausgangslage wurde seinerzeit ausgeführt, dass sich die besonders orchideenreichen Altholzbestände infolge Rotfäule und Windwurfanfälligkeit in Auflösung befinden und die Waldorchideen sich bevorzugt im reinen Fichtenwald entwickeln. So wurde einvernehmlich festgelegt, dass die Altbestände möglichst lange erhalten werden sollen und die Fichtennaturverjüngung gefördert werden soll. Vorgesehen wurde eine Neupflanzung von Fichten, Kiefern und einigen Buchengruppen. Zudem sollten die Eschen entfernt werden (heute macht dies eine Pilzerkrankung). Mehrere Hektar Wald sollen beweidet werden.

Bei einer Waldbegehung im Oktober 1997 besichtigte der Gemeinderat den Orchideenwald wegen des geplanten Pflege- und Entwicklungsplanes. Das Forstamt möchte den reinen Fichtenwald stabilisieren und einen Mischwald so

aufbauen, dass der Orchideenwald nicht zu stark zurückgedrängt wird. In einer Sitzung am 17. Oktober 1998 beschließt der Gemeinderat als Eigentümer des Orchideenwaldes den Pflege- und Entwicklungsplan in leicht geänderter Form: Im Mischwald soll der Buchenanteil bei etwa 20 % liegen. Von einer Beweidung durch Schafe wird abgesehen.

Am 8. Mai 2000 fand eine weitere Säuberungsaktion durch die Bürgerschaft statt, hier ging es hauptsächlich um die Waldfläche, wo früher der Lehrpfad war. Die Resonanz war diesmal allerdings nicht so groß.

Bei der Waldbegehung des Gemeinderats am 18. Juni 2001 standen Bilanz und Perspektive nach dem Sturm Lothar im Mittelpunkt. Nachdem das Sturmholz aufgearbeitet worden war, konnte man das ganze Ausmaß dieses Schadensereignisses ermessen. Man war sich einig, dass die Flächen so aufgeforstet werden, dass man mit einem Mischwald auch für die kommende Zeit besser gewappnet ist und in den orchideenreichen Waldflächen die beschlossenen Maßnahmen des Pflege- und Entwicklungsplanes zum Tragen kommen sollen.

Am 11. Juni 2005 ging der Gemeinderat wieder in den Wald. Unter anderem war auch der Orchideenwald Ziel der Begehung. Man stellte gemeinsam fest, dass die letzten Schadensereignisse den Orchideenstandorten, insbesondere in Deggenreuschen, mächtig zugesetzt haben und auf lange Sicht mit einem Rückgang der Orchideen gerechnet werden muss.

Im Juli/August 2008 fand erstmals die vereinbarte Beweidung durch Ziegen statt, da eine Beweidung mit Schafen nicht möglich war. Laut Aussage eines Schäfers wäre das Futterangebot für die Schafe zu gering und es wäre daher mit hohen Verbisschäden an den Waldpflanzen zu rechnen. Es hat sich herausgestellt, dass die Ziegenbeweidung funktioniert und zur Zeit auf weiteren Flächen fortgeführt wird.

Der Hüfnger Arzt und Naturschützer Dr. Erwin Sumser

Am 22. Januar 1961 verstarb Dr. Sumser im Alter von fast 70 Jahren. Dr. Erwin Sumser war eine große und imponierende Erscheinung mit einer gewinnenden Schlichtheit und einer warmen Herzlichkeit. Er war nicht nur ein begnadeter Arzt, sondern auch ein großer Naturschützer.

Er war ein Mann der Tat, der anspruchslos lebte. 1920 bewarb er sich als Arzt im Hüfnger Krankenhaus und wurde unter 90 Bewerbern ausgewählt. Es war eine außergewöhnlich gute Wahl, die sich in den folgenden 40 Jahren bestätigte. 1928 gründete er eine Familie, aus der sieben Kinder hervorgingen. Die Großfamilie Sumser wohnte im Rathaus in den oberen Stockwerken. Praxis und Wohnung befanden sich in einem Haus. Er war überall hoch geachtet, verehrt und beliebt.

Was ihm seine Spannkraft erhielt, war neben seinem hohen Pflichtgefühl und seiner warmen menschlichen Anteilnahme sein vielseitiges naturwissenschaftliches, besonders sein botanisch-geologisches Interesse und seine Verbindung mit zahlreichen Freunden, Dozenten und Studierenden der Universitäten



Dr. Erwin Sumser im Porträt (etwa 1950).

Das Foto ist im Privatbesitz von Peter Marx.



Gedenkstein für Dr. Erwin Sumser (seit 1962).

Freiburg und Tübingen. Sein besonderer Schützling war der Orchideenwald mit all seinen botanischen Raritäten. Er sorgte für die Schaffung von weiteren Reservaten und Naturschutzgebieten und erwarb selbst geeignete und schützenswerte Parzellen. Er fand Helfer bei der Bergwacht und bei Naturfreunden und bezahlte Hüfnger Bürger, die während der Blütezeit das Naturschutzgebiet überwachten.

Der vielbeschäftigte Arzt Dr. Erwin Sumser nahm auch jede Gelegenheit wahr, in Vorträgen und Begehungen den Bürgern und Naturliebhabern sein Naturverständnis für die Orchideen näher zu bringen. Dass der Fotoapparat sein ständiger Begleiter war, lag auf der Hand. Dem Leben dienen war sein Beruf als Arzt. Seine Passion war die Natur und der Naturschutz.

Die Arbeitsgemeinschaft Heimatschutz Südbaden hatte angeregt, dem verstorbenen Dr. Sumser einen Gedenkstein im Orchideenwald aufzustellen. Trotz Unstimmigkeiten über Ort, Kosten, Ausführung der Arbeiten und die Unterhaltung konnte am 7. Oktober 1962 der „Sumserstein“, so wird er heute in Hüfingen benannt, feierlich eingeweiht werden.

Die Stürme beeinflussten das Wachstum der Orchideen in hohem Maße

In den letzten 75 Jahren waren mehrere Stürme über den Orchideenwald hereingebrochen, die den Orchideenwald auf großen Flächen und auch auf lange Zeit stark beschädigten.

Das einzig Gute an diesen Windwürfen war, dass mit der Wiederaufforstung ein anderes Waldbild angelegt werden konnte, das der Stabilisierung und den Orchideen gerecht werden sollte.



Nach dem Sturm 1928.



Nach dem Sturm 1967.



Nach dem Sturm Lothar 1999.

Am 28. Februar 1967 gegen 15 Uhr mussten die Waldarbeiter während Holzhauerarbeiten den Orchideenwald fluchtartig verlassen, da eine etwa 15 Minuten lang dauernde Windhose über den Wald zog. Schäden gab es auch im Stadtgebiet. Der Schaden im Wald war gering (etwa 300 Festmeter).

Ein gewaltiges Sturmtief zog in der Nacht vom 13. auf den 14. März 1967 über ganz Süddeutschland. Der Orchideenwald war beidseitig der B 31 stark betroffen, wobei Teilflächen umgeworfen wurden. Das führte dort zum Totalausfall der Orchideen.

Der Winter 1989/90 war zunächst ein normaler durchschnittlicher Winter mit etwas Schnee und Frost. Doch dann hat ein verheerendes Hochwasser am 15. Februar 1990 einen Großteil des Stadtgebietes von Hüfingen unter Wasser gesetzt. In der Nacht vom 28. Februar zum 1. März haben die Sturmtiefs Vivian und Wiebke ihre Stärke gezeigt. Der gesamte Stadtwald war stark betroffen, einschließlich des Orchideenwaldes und des Lehrpfades. Betroffen waren auch die Althölzer entlang der B 31.

Das letzte Jahr im 20. Jahrhundert hatte für den Wald einen schlechten Abgang. Am 26. Dezember 1999 gegen 10 Uhr begann die größte Sturmkatastrophe für das ganze Land seit Menschengedenken. Zum ersten Mal konnte man sehen, welche Kräfte die Natur entwickelt. Es wurden ganze Wälder umgeblasen. Das Orkantief Lothar hat ganze Arbeit geleistet, der gesamte Stadtwald hat

schwere Schäden erlitten. Auch die vorhandenen zukunftsfähigen Orchideenbestände wurden stark beschädigt und möglicherweise für Jahrzehnte zerstört.

Anlegen von Naturlehrpfaden

Da der Hüfinger Orchideenwald weit über seine Grenzen bekannt wurde, kamen immer mehr Besucher, um dieses einmalige Waldgebiet zu besichtigen. Dies entwickelte sich mit der Zeit zu einem Problem, denn das unkontrollierte und flächenhafte Aufsuchen der vorhandenen Orchideen hatte negative Folgen. Um die Besucher gezielt durch den Wald zu führen, wurden in den letzten 40 Jahren mehrere Lehrpfade angelegt.

1969 hat die Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung und zum Schutz heimischer Orchideen im Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar den Antrag an die untere Naturschutzbehörde gestellt, einen Naturlehrpfad einzurichten. Der Verein würde die Tafeln entwerfen und anfertigen lassen und beim Anlegen der Wege helfen, das Anbringen der Tafeln übernehmen, also die ganzen Maßnahmen ausführen und finanzieren.

Der Gemeinderat von Hüfingen hat in der Sitzung am 20. März 1969 die Maßnahmen befürwortet, aber ohne sich an der Maßnahme finanziell zu beteiligen. Der Pfad wurde dann auch 1969 angelegt. Drei Jahre später erfolgte schon eine Vergrößerung.

Nach zehn Jahren war die Beschilderung des Lehrpfades in einem schlechten Zustand, so dass neue Schilder angefertigt wurden und ein neuer Lehrpfad mit geringen Veränderungen bei der Wegführung am 7. September 1979 eingeweiht werden konnte. Auf den Schildern wurden die entsprechenden Pflanzen mit einer kurzen Beschreibung aufgezeichnet.

Ferner wurde am Eingang des Pfades eine Orientierungstafel aufgestellt. Bei der Durchführung der Maßnahme waren beteiligt: das zuständige Forstamt Donaueschingen mit Büroleiter Zeno Zeiser und der örtliche Revierleiter samt Waldarbeitern, der Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der Bund für Umwelt und Naturschutz, Ortsgruppe Donaueschingen-Hüfingen. Finanziert wurde das Projekt aus dem Forsthaushalt mit 80 % Zuschuss aus dem laufenden Flurbereinigungsverfahren.

Nachdem die Sturmflächen von 1999 am Lehrpfad aufgeräumt und zum Teil wieder aufgeforstet waren, wurde auch der Lehrpfad wieder hergerichtet und mit neuen Schildern versehen. Die Stadt Hüfingen und der Naturpark Südschwarzwald haben die ganze Maßnahme finanziert. Am 11. Juni 2003 wurde der Lehrpfad eingeweiht. Im Juni 2007 wurden die Zufahrten zum Lehrpfad und die Parkmöglichkeiten neu geregelt, was manchen Personen oder Weganliegern nicht passte. So wurden immer wieder Schilder demoliert oder entwendet. Es mussten auch die Strecken jeweils zur Blütezeit neu ausgeschildert werden.

Während der Blütezeit im Juni 2010 konnte man feststellen, dass die befürchteten negativen Auswirkungen der vorausgegangenen Schadensereignisse so langsam zum Tragen kommen. Die Orchideenbestände entlang des Lehrpfades



Infotafel zum Gefleckten Knabenkraut (1979).



Infotafel zum Frauenschuh (1999).

leideten unter den starken Verlichtungen des Altbestandes, der aber notwendig war, um die Wachstumsbedingungen der Orchideen langfristig zu sichern.

Nachdem es sich herausgestellt hatte, dass der vorhandene Lehrpfad seine Aufgabe nicht mehr erfüllen konnte, begann man mit der Standortsuche für einen neuen Lehrpfad, der den Ansprüchen der Besucher sowie der wichtigen Besucherlenkung gerecht werden sollte. Diese Aufgaben übernahmen die Förster und sie fanden auch eine Lösung. Nach Absprache mit dem Naturschutz hat der Gemeinderat im September 2011 einen neuen Lehrpfad beschlossen. Im Juni



Einweihung des neuen Lehrpfades am 5. Juni 2012. Als Gäste Dr. Kretzschmar vom Regierungspräsidium Freiburg, Landrat Hinterseh, Minister Bonde und Bürgermeister Knapp (von links).

2012 war es so weit. Minister Bonde konnte anlässlich eines Informationsbesuchs in der Raumschaft mit zahlreichen Ehrengästen den neuen Lehrpfad einweihen.

Neue Wegmarkierungen wurden angelegt, neue Hinweisschilder mit Bild und Text aufgestellt und mehrere Orientierungstafeln angebracht.

Für die Orientierungstafeln war das Regierungspräsidium Freiburg zuständig. Die Gesamtkosten für die Maßnahme betragen 15.700 Euro. Diese Kosten trugen je zur Hälfte der Naturpark Südschwarzwald und die Stadt Hüfingen. Das Kreisforstamt, die Bezirksstelle für Naturschutz, Mitarbeiter des Forstbezirkes der Stadt Hüfingen und der zuständige Naturschutzwart haben diese Maßnahme umgesetzt.

Nachdem sich der neue Lehrpfad einigermaßen gut entwickelt hat, zeigen die Bestandsveränderungen des Widerbarts auf, dass diese Orchidee erhöhte Ansprüche an den Standort hat. Die wenigen Standorte weisen einen bedenklichen Rückgang auf. Die extremen Witterungsverhältnisse in den letzten Jahren, insbesondere die trockenen Sommer, könnten dafür mit verantwortlich sein.

Straßenbau im Naturschutzgebiet

Durch das frühere fast geschlossene 130 Hektar große Waldgebiet Deggenreuschen-Rauschachen führt schon seit alter Zeit die Verkehrsanbindung nach Freiburg und zur nächsten Ortschaft Döggingen.



Die B 31 nach dreispurigem Ausbau (2004 / 05).

Mit der aufstrebenden wirtschaftlichen Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg nahm der Verkehr stetig zu, so dass drei Ausbaustufen in den letzten 50 Jahren durchgeführt wurden. 1969 erfolgte der erste Ausbau nach dem Krieg: 31 Bäume mussten gefällt werden und zwei Parkplätze wurden im Deggenreuschen und Rauschachen angelegt.

In den Jahren 1977/78 fand ein zweiter Ausbau statt: Es wurde massiv in den Waldtrauf auf beiden Seiten eingegriffen, damit die Straße wesentlich verbreitert werden konnte. Ebenfalls wurden zwei Parkplätze angelegt, was sich für den Wald negativ auswirkte. Der angrenzende Waldtrauf wurde zur Toilette und zum Müllplatz der B 31. In den Jahren 2004/05 kam der dritte Ausbau als dreispurige Schnellstraße der B 31.

Dieser Ausbau hatte eine lange Vorgeschichte, denn es war zuerst ein vierspuriger Ausbau von Döggingen bis zum Hüfinger Wasserturm geplant. Es mussten viele Beteiligte und Interessen unter einen Hut gebracht werden. Die Planung gestaltete sich deshalb schwierig, weil durch den Ausbau negative Auswirkungen in den Waldrandzonen entlang der B 31 und darüber hinaus zu befürchten waren.

Der amtliche Naturschutz und die Naturschutzverbände sowie die neu gegründete Bürgerinitiative BUB Hüfingen zeigten hier eine sehr starke Präsenz. Es wurde eine Umweltverträglichkeitsprüfung durchgeführt und zahlreiche Ausgleichsmaßnahmen wurden gefordert. Für die Bewirtschaftung des Waldes und die Holzabfuhr mussten neue Wege erschlossen werden. Für den landwirtschaftlichen Verkehr, welcher aus der gesamten Westbaar über die B 31 rollte, musste eine Lösung gefunden werden. Zum Schluss konnte das Planfeststellungsverfahren abgeschlossen werden. Damit wurde für alle Beteiligten ein gutes Ergebnis erzielt, nämlich der dreispurige Ausbau.

Wenn man heute auf die B31 schaut, muss man feststellen, dass der Beschluss richtig war. Der Ausbau in den Jahren 1977/78 wurde so angelegt, dass 2004/05 kaum Waldfläche in Anspruch genommen werden musste. Nur etwa zehn Bäume mussten gefällt werden. Die Bürgerinitiative BUB Hüfingen setzte sich für eine umweltgerechte B 31 und für den Hüfinger Orchideenwald ein. Sie wurde im Dezember 1991 mit etwa 85 Mitgliedern gegründet und hat heute noch 55 Mitglieder. Die BUB Hüfingen sammelte etwa 3.000 Unterschriften gegen den vierspurigen Ausbau. Mit dem dreispurigen Ausbau ist sie einverstanden.

Autor

PETER MARX

war von 1972 bis 2008 Forstrevierleiter in Hüfingen, seiner Heimatstadt; ab 1978 im Staatsdienst, ab 2005 im Dienst beim Schwarzwald-Baar-Kreis. Mit der Erneuerung des Lehrpfades 1979 hat er sich intensiv mit dem Thema Hüfinger Orchideenwald befasst und musste sich dabei mit Aspekten der Forstwirtschaft und des Naturschutzes auseinandersetzen. Schon vor seinem Ruhestand 2008 übernahm er 1996 die Aufgabe als Biotopbeauftragter der Stadt Hüfingen. Er ist durch seine Vereinstätigkeit in Hüfingen stark verwurzelt.

Peter Marx
Am Rappenschneller 12
78183 Hüfingen

Quellen

Verordnung des Badischen Ministeriums des Kultus und Unterrichts vom 7. April 1941 über das „*Naturschutzgebiet Deggenreuschen-Rauschachen in der Gemarkung Hüfingen, Landkreis Donaueschingen*“. Die Verordnung wurde unterzeichnet von Minister Schmitthener, dem Badischen Minister des Kultus und Unterrichts (als höhere Naturschutzbehörde). Die öffentliche Bekanntmachung erfolgte im Amtsblatt des Ministeriums Nr. 8 vom 15. Mai 1941 (Seite 90). Quelle: Badische Landesbibliothek: <http://digital.blb-karlsruhe.de/blbihd/periodical/pageview/2832262> [26.1.2016].

Unterlagen aus folgenden Quellen: Stadtarchiv Hüfingen, Hüfinger Stadtchronik, Kreisforstamt Schwarzwald-Baar-Kreis, Straßenbauverwaltung, eigene Unterlagen als Revierleiter, Tagespresse aus 75 Jahren (Südkurier, Badische Zeitung, Schwarzwälder Bote).

Teil C – Zur Geschichte des Waldes (ANDREAS WOLF)

Rückblick

Bis zur Zeit der Römer war der Wald in der Hüfinger Umgebung sehr natürlich und ursprünglich. Durch die Konzentration von mehr Menschen zur Römerzeit wird Wald gerodet und viel mehr Holz gebraucht und deshalb auch genutzt. Die Waldfläche nimmt ab und der bestehende Wald verändert sich. In den Jahrhunderten nach den Römern wird es im Wald wieder ruhiger, es gibt weniger Nutzungen. Ab dem 13. Jahrhundert wird die Waldweide intensiver, die Wälder werden stärker genutzt und schier geplündert für Baumaßnahmen, Erzverhüttung, Glasherstellung. Geschont werden nur Bannwälder, das sind Wälder, in denen die Herrschaft jagen will. Die Wälder sind um 1700 stark verlichtet und haben einen geringen Holzvorrat. Rinder, Pferde, Schafe und Ziegen weiden im Wald.

In der Chronik von Hüfingen finden sich einige Zeugnisse aus früherer Zeit zum Wald (VETTER 1984). Der früheste Nachweis, dass das Gebiet Deggenreuschen Wald ist, datiert aus dem Jahr 1501. Die Schellenberger erhalten von Graf Wolfgang von Fürstenberg am 18. September 1501 ein „*Gnadenjagden*“. Hier wird ihnen ein umfangreiches Jagdrevier zugeteilt, darunter auch der „*Teggen Rüschen*“. 1511 wird dies geändert in die Zusage, in den Hölzern „*Wolffbuehll, Deckenreuschen, Owenberg, Eschingerberg, Randelen, Öwelbach*“ diessseits der Wutach und Gauchach bis an den Katzenstiege auf Widerruf jagen zu dürfen.

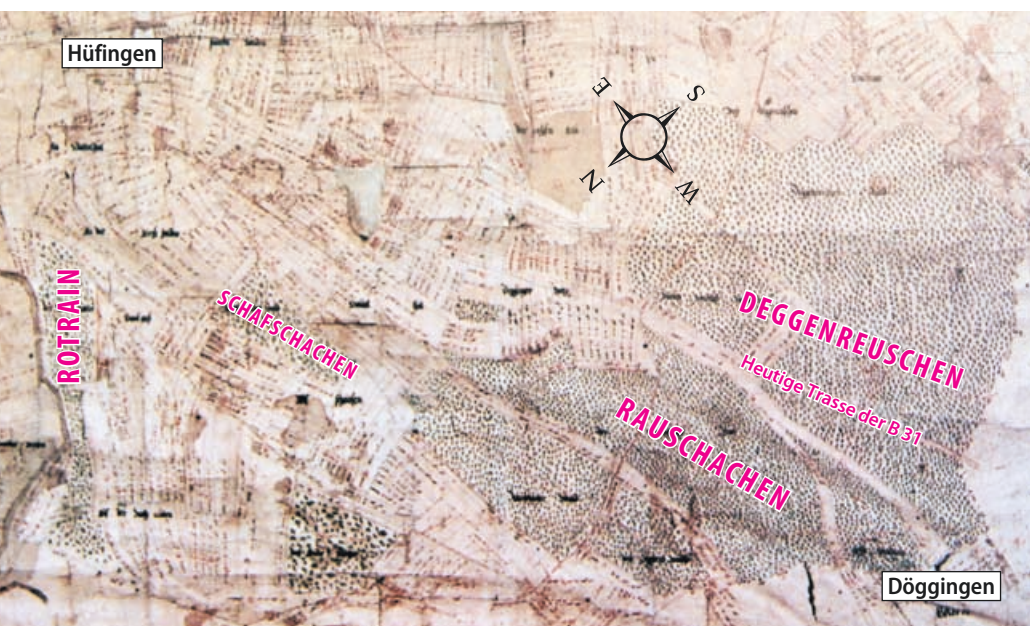
Die Schellenberger hatten auch das Recht, aus den Hüfinger Stadtwaldungen so viel Holz schlagen zu lassen, wie sie zu ihrer Haus- und Hofhaltung als Brenn- und Bauholz benötigten. Es wurden jährlich 300 Klafter zu je 24 Kreuzer veranschlagt. Die Stadt Hüfingen besaß damals neben dem geteilten Mistelbrunner Wald als Stadtwaldungen

ein Holz, heißt Berchen, ein Holz, der bühel genandt, ein heltzly heist das schutly, ein Holz der decken rischen genannt, in dem Decken rischen etliche höltzly und tschachen bis an den Rauten rain, der zwüschen enen ackerfeld hat und den rauten rain (VETTER 1984).

Erklärung zur Namenskunde: rau = von dichtem Gebüsch verwachsen; schachen = eine kleine Waldung, ein Gehölz.

Schon auf der Urbarkarte von 1786 sind die Wälder Deggenreuschen und Rauschachen deutlich dargestellt.

Stadt und Obrigkeit versuchen ab 1777 die landwirtschaftliche Nutzung der Wälder zu verändern. Der Frühlingsfraß (Beweidung bis 1. Mai) wird von der Stadt Hüfingen abgeschafft. Es wird zudem versucht, die Beweidung zu reduzieren, um mehr Heu und Öhmd zu gewinnen und so zu mehr Stallhaltung zu gelangen. Doch die Bauern wehren sich dagegen. Es dauert noch etwa bis 1820/1830, dann hat sich die Stallhaltung weitgehend durchgesetzt. Damit wird keine Waldweide mehr praktiziert. Jahrhunderte der Übernutzung und des Nährstoffentzugs gehen damit zu Ende.



Ausschnitt aus der Urbarkarte von Hüfingen von 1786 (Original: Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Kopie aus VETTER 1984). Eingetragen ist die ungefähre Trasse der heutigen B 31.

Der Wald wird jetzt zwar nicht mehr beweidet, es ist aber völlig normal, dass sämtliches Holz, auch kleine Äste und Tannenzapfen, komplett genutzt werden. Es findet also immer noch ein kräftiger Nährstoffaustrag statt. Dies bleibt auch so bis etwa 1970. Erst dann, durch die zunehmenden Ölheizungen, lässt diese Nutzung nach. Die Folge ist, dass ab dieser Zeit die Äste und auch das schwache Kronenmaterial im Wald liegen bleiben.

Die erste vorliegende Waldinventur datiert von 1874. Sie enthält Daten ab 1837. Aus den Inventuren der letzten Jahrzehnte lassen sich folgende interessanten Entwicklungen im Hüfinger Wald aufzeigen (Forsteinrichtungswerke 1874–2012).

Holzanfall nach Sturmschäden (Jahr und Menge):		Holzvorrat (Jahr und Menge):	
1875	4.100 m ³	1864	26.370 m ³
1900	9.000 m ³	1952	42.910 m ³
1926	9.100 m ³	1990	49.278 m ³
1967	14.500 m ³	2003	39.816 m ³
1990	8.000 m ³		
1999	23.500 m ³		

Im geschichtlichen Verlauf steigen die Holzvorräte an, der Wald wird dichter. Durch die Stürme von 1990 und 1999 sank der Vorrat aber wieder.

Die Fläche betrug im Jahr 1864 bei Deggenreuschen 59,5 Hektar und bei Rauschachen 66,1 Hektar. Das macht in der Summe etwa 126 Hektar. Diese Fläche hat sich bis heute kaum verändert.

Holznutzung (Jahr und Menge):	1864–1952	920 m ³ /Jahr
	heute geplant	633 m ³ /Jahr.

Standortbedingungen und Waldentwicklung

Die Walddistrikte Deggenreuschen und Rauschachen liegen geologisch in den Formationen des oberen Muschelkalks und des Keupers. Die Orchideenvorkommen liegen ausschließlich im Muschelkalk, es wird deshalb nur auf diesen Teil eingegangen. Das Ausgangsgestein bildet der Trigonodus-Dolomit des oberen Muschelkalkes, benannt nach der Muschel „*Trigonodus sandbergeri*“. Auf diesem eutrophen, nährstoffreichen Ausgangsgestein sind als Böden meist Dolomitverwitterungslehme (DVL) verschiedener Ausprägung entstanden (siehe Schaubild auf der folgenden Seite).

Die Fichten können hier nicht tief wurzeln, viele Wurzeln dringen in die Skelettschicht und in Spalten ein. Dabei kommt es zu kleineren Wurzelverletzungen. Das ist mit ein Grund für die extreme Rotfäule an den Fichten im Orchideenwald, verursacht durch Rotfäulepilze. Die allgemeine Labilität der Fichte bewirkt zusammen mit Rotfäule und temporärer Trockenheit, dass die Fichtenbestände sehr instabil sind und schon in geringem Alter beginnen, sich aufzulösen.

Die abbauenden, Humus bildenden Bodenlebewesen „funktionieren“ am effektivsten, wenn der Boden leicht feucht und warm ist. In einem dichten Fichtenstangenholz ist es relativ dunkel, es fehlt an Licht und Wärme. Außerdem werden von dem dichten Kronendach bis zu 40 % der Niederschläge abgefangen, diese erreichen den Boden nicht. Der Boden hier ist also relativ kalt und trocken, das hemmt die Bodenorganismen. Sie können nicht das gesamte anfallende Material zersetzen. Es bildet sich eine Humusaufgabe, die erst zersetzt wird, wenn es wieder heller und damit wärmer und feuchter wird. Hinzu kommt, dass Fichtennadeln sauer und schwer zu zersetzen sind. Bei Laubblättern erfolgt die Zersetzung leichter.

Die natürlichen Waldgesellschaften auf den Muschelkalkböden sind der Waldgersten-Buchenwald (zum Teil mit Tanne) und der Seggen-Buchenwald (zum Teil mit Tanne). Aus waldbaulicher Sicht müsste man diese Wälder also in buchen- und laubholzreiche Bestände mit Weißtannen umbauen. Die Orchideen kämen vermutlich auch dann noch vor, allerdings in wesentlich geringerer Anzahl.

Gerade die Waldgeschichte dieses Gebietes hat bewirkt, dass es hier so viele Orchideenarten gibt und 1941 das Naturschutzgebiet Deggenreuschen-Rauschachen ausgewiesen wurde. Seither wird bei der Bewirtschaftung des Waldes ein besonderes Augenmerk auf die Bedürfnisse der Orchideen gelegt.



Standortkarte

(Forstliches Einrichtungswerk Baden-Württemberg. Standortkartierung 2008).

- KMu Buchen-Tannen-Wald in mäßig frischer Kalkmulde
- DVL+ Buchen-Tannen-Wald auf frischem Dolomitverwitterungslehm
- DVL Buchen-Tannen-Wald auf mäßig frischem Dolomitverwitterungslehm
- DVL- Buchenwald auf mäßig trockenem Dolomitverwitterungslehm
- KSH Buchenwald auf trockenem Kalkschutthang
- krKSH Buchen-Eschen-Wald auf kalkreichem, mäßig frischem Kalkschutthang
- KK Buchenwald auf trockenen Kalkkuppen

Die liegende 8 ist das Symbol für Oberbodenstörungen durch Beweidung.
 Der DVL ist ein recht flachgründiger Boden (DVL- ist flacher, DVL+ ist tiefer).



Waldarbeiter um 1930. Archiv Stadt Hüfingen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden 1946 bis 1948 für Reparationsleistungen Kahlschläge, sogenannte Franzosen- und Exporthiebe, durchgeführt. Die hier geschlagenen 4.700 m³ Holz haben zusammen mit dem darauf folgenden Käferholzanfall Freiflächen mit über zehn Hektar herbeigeführt. In den 1950er und 1960er Jahren wurden im Rauschachen Althölzer genutzt oder sie lösten sich durch Dürre und Käferbefall auf. So beherrschten dort Ende der 1960er Jahre Kulturen und Jungbestände das Waldbild.

Ab 1976 wurden die ersten Laubbäume gepflanzt, um einen naturgemäßerem Waldaufbau zu erreichen. Der Versuch davor, die Weißtanne verstärkt einzubringen, war durch die Spätfröste und den starken Rehwildverbiss weitestgehend gescheitert. 1997 wird für das Naturschutzgebiet Deggenreuschen-Rauschachen von KRETZ-

SCHMAR/HERTH ein Pflege- und Entwicklungsplan erstellt (siehe Beitrag PETER MARX mit Quellenangabe). Auch hier wird ein Waldumbau hin zu mehr Naturnähe – also höhere Buchen- und Tannenanteile – befürwortet.

Eine mögliche Gefahr für die Massenvorkommen an Orchideen wird durchaus gesehen. Deshalb sollen Buchen nur an wenigen Stellen und in kleinen Gruppen eingebracht werden. Größtenteils sollen die Fichten- und Kiefernbestände beibehalten werden, mit dem Wissen, dass so die maximale Standsicherheit der Bestände nicht erreicht werden kann. Die auf größerer Fläche aufgelaufene Eschen-Naturverjüngung wird aktiv bekämpft und die Alt-Eschen werden teilweise entfernt, um die Ansamung zu verhindern. Durch das seit 2009 auch in Hüfingen auftretende, europaweit grassierende Eschentriebsterben sind hier keine Gegenmaßnahmen mehr notwendig. Verursacht wird das Eschentriebsterben durch den Pilz „Falsches Weißes Stengelbecherchen“ (*Hymenoscyphus pseudoalbidus*). Da im Moment kaum Flächen mit dichter, reiner Fichte vorhanden sind, wurden in den letzten Jahren vermehrt Fichten gepflanzt oder in der Naturverjüngung gefördert. Diese Flächen sind für die seltenste der vorkommenden Orchideen, den Widerbart, unentbehrlich.

In vielen Teilen des Gebietes findet sich ein dichter Unterwuchs mit Sträuchern, aber auch mit Naturverjüngung von Fichte, Buche und selten Kiefern. Jährlich finden Pflegeeinsätze mit der Luzian-Reich-Schule, der Umweltgruppe

Weidende Ziegen als „Landschaftspfleger“.

Foto: Andreas Wolf.

Südbaar und dem Schwarzwaldverein statt, bei denen unerwünschte Sträucher entfernt werden. Das Naturschutz-Großprojekt Baar hat das Gebiet Deggenreuschen-Rauschachen als Förderprojekt in seine Planung aufgenommen. Es ist also zu erwarten, dass in Zukunft noch mehr Pflegeflächen bearbeitet werden können. Seit fünf Jahren findet auf ausgesuchten Flächen auch eine Beweidung im Wald mit Ziegen statt.

Neben dem Verbiss von Sträuchern und Blütenpflanzen findet so auch eine dosierte Verdichtung des Oberbodens statt. Der Versuch zeigt eine sehr positive Entwicklung auf das Orchideenvorkommen und wird fortgesetzt. Zählungen durch Hans Joachim Blech und Peter Marx zeigen, dass auch der Witterungsverlauf starke Auswirkungen auf die Anzahl der vorkommenden Individuen hat. Wie sich eine Klimaveränderung auf den Wald und die Orchideenvorkommen auswirken wird, kann man nur erraten.



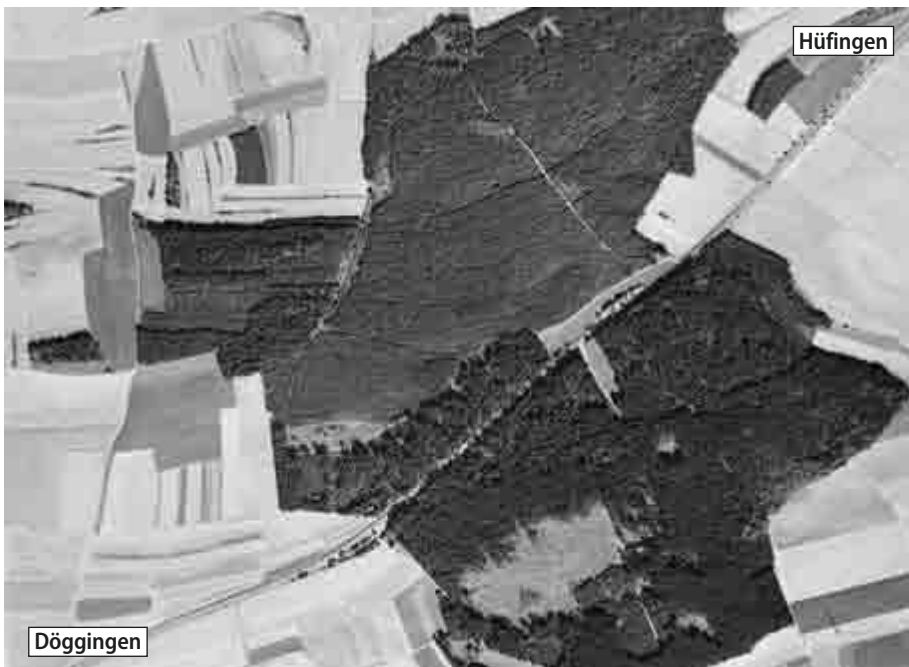
Waldentwicklung in Luftbildern



1944: Hier ist der Wald noch ziemlich geschlossen.



1968: In Rauschachen viele Kultur- und Jungbestandsflächen.
Alle Luftbilder:
Landesvermessungsamt
Baden-Württemberg,
Stuttgart (2008).



1991: In Deggenreuschen erste Sturmflächen und kleine Lücken.



2001: In Deggenreuschen sind die Altbestände zu großen Teilen dem Orkan Lothar 1999 zum Opfer gefallen.

Autor

ANDREAS WOLF

Nach dem Studium in Rottenburg am Neckar ist der Diplom-Forstingenieur (FH) zunächst von 1989 bis 2000 Forstrevierleiter in Grimmlshofen, dann von 2000 bis 2008 im Revier Mundelfingen, seit 2009 im neuen Forstrevier Hüfingen. Daneben ist er seit 2003 ehrenamtlicher Sachverständiger für Fledermausfragen und seit 2014 ehrenamtlicher Naturschutzbeauftragter im Schwarzwald-Baar-Kreis.

Andreas Wolf
Auf der Wacht 2
78166 Donaueschingen
a.wolf@Lrasbk.de

Quellen

KRETZSCHMAR, FRIEDRICH/HERTH, ULRIKE (1997): Pflege- und Entwicklungsplan Deggenreuschen-Rauschachen, Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege beim Regierungspräsidium Freiburg. Der Plan ist

nicht veröffentlicht. Er kann bei den Naturschutzbehörden (RP Freiburg/Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis) und bei der Stadt Hüfingen eingesehen werden. Siehe hierzu KRETZSCHMAR (1999) in dem Beitrag von HANS JOACHIM BLECH in diesem Band. FORSTAMT Donaueschingen. Forsteinrichtungswerke (1837 bis 2012).

Literatur

GEOLOGISCHES LANDESAMT Baden-Württemberg (1962) (Hg.): Geologische Übersichtskarte von Baden-Württemberg.
GEYER, OTTO/GWINNER, MANFRED (1991): Geologie von Baden-Württemberg. 4. Auflage. Stuttgart.
SCHWERDTFEGER, FRITZ (1981): Die Waldkrankheiten. Lehrbuch der Forstpathologie und des Forstschutzes. 4. Auflage. Verlag Paul Parey. Hamburg.
VETTER, AUGUST (1984): Hüfingen. Herausgeber: Stadt Hüfingen.

Röhlinwald: Vom Zankapfel zum Vorzeigeobjekt – eine forstgeschichtliche Fährtenlese (Teil 1)

von WOLF HOCKENJOS

Nach altem Herkommen ist den Bürgern von St. Georgen auf dem Berg jährlich uf ihr Ansuchen je und allwegen durch des Klosters Waldknechten notdürftig Brennholz für ihre Haushaltungen ausgezeichnet, folgend von ihnen gefällt und umgehauen, sonderlich auch wann das Brennholz klasenweis aufgesetzt und vorhin von dem Waldknecht ordentlich abgezählt, gemessen und gesehen, dass die Klafter nicht zu groß, sondern der Landesordnung gemäß gemacht, jedes Klafter mit 4 Rappen Pfennig verstantlosset, das gefallen Gipfel-, Afterschlagen, dürre Stangen und Abholz aber ist gemelter Bürgerschaft ohne eigene Verstocklaubung gefolgt worden.

(Auszug aus dem Güterbuch der Gemeinde St. Georgen von 1664.

Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe – GLA 391/92).

Vorbemerkung

KARL HASEL (1909–2001), der Göttinger Professor der Forstgeschichte mit badischen Wurzeln, hatte dem Verfasser eines Tages ein Bündel Konzeptpapier in DIN-A5-Format überlassen, beiderseits beschrieben in dünner, mitunter kaum leserlicher Maschinenschrift. Es sind dies Abschriften aus Akten des Karlsruher Generallandesarchivs (GLA). Seine ausdauernden Besuche dort hatten einem forstpolitisch heiklen Fall gegolten: dem jahrzehntelangen Streit zwischen der Gemeinde St. Georgen und der großherzoglich badischen Forstverwaltung.

Der Röhlinwald, um dessen Nutzung so erbittert gerungen wurde, heute Staatswald distrikt XIV, gehörte bis 1998 zum Staatlichen Forstamt Villingen-Schwenningen, das der Verfasser ein Vierteljahrhundert lang bis zu seiner Pensionierung und bis zur Auflösung des Amtes im Zuge der „Teufel’schen Reform“ im Jahr 2005 leitete.

Das Ergebnis seiner Recherchen hat HASEL als *Kleine Beiträge zur Forstgeschichte* in der Schriftenreihe der baden-württembergischen Landesforstverwaltung veröffentlicht.¹ Sein Papierbündel wanderte indes nach flüchtiger Lektüre in die private Ablage. Dort, in einem Karton, würde es wohl noch immer schlummern, hätte nicht im Frühjahr 2013 die Landesgruppe Baden-Württemberg der Arbeitsgemeinschaft Naturgemäße Waldwirtschaft (ANW) ihre Jahrestagung in Donaueschingen abgehalten. Im Mittelpunkt von ANW-Tagungen steht traditionell die Waldexkursion, die diesmal unter anderem in den Röhlinwald führen sollte. Das Tagungsthema lautete: „Fichten- und Tannen-Waldbaummodelle im Schwarzwald-Baar-Kreis“. Der Röhlinwald als empfehlenswertes Waldbau-

modell – Anlass genug, sich der Abschriften, aber auch der HASEL'schen Beiträge in der Schriftenreihe zu erinnern.

Ein Stück weit sollen diese Akten jetzt dazu beitragen, die erstaunliche Karriere dieses Walddistrikts vom heillos ausgeplünderten Klosterwald zum Vorzeigeobjekt nachzuzeichnen. Das durch die Akten hindurchschimmernde Zeitkolorit aus über zweieinhalb Jahrhunderten forstlicher Bemühungen um den Wald darf auch als Hommage gelesen werden: an die (im Zeitalter digitaler Informationsfluten leider oft sträflich vernachlässigte) Forstgeschichte im Allgemeinen wie an KARL HASEL im Besonderen.



Villingen Pürschgerichtskarte von ANTON BERIN (1607): Einst gehörte auch der Röhlinwald (südwestlich St. Georgens) zur Villingen freien Pirsch, der Jagd auf Niederwild. Alle Fotos: Wolf Hockenjos.

In kirchenrätlicher Obhut

Der *Röhlinwald* (auf den ältesten Karten *Rieblinswald*, in den Akten 1686 *Rülinswald*, 1810 *Reblewald*, 1815 *Rehlinwald* genannt) war ursprünglich Eigentum des Benediktinerklosters St. Georgen, das sich, 1084 von Hirsauer Mönchen auf dem „Scheitel Alemanniens“ (*vertex Alemanniae*) gegründet, besonders im 12. Jahrhundert als Reformmittelpunkt des Benediktinertums und durch Gründung etlicher Tochterklöster hervorgetan hatte.

Doch trotz der herausgehobenen Stellung des Klosters sahen sich die Mönche nach der Reformation gezwungen, aus dem protestantisch gewordenen Herzogtum Württemberg in das habsburgische und damit katholisch gebliebene Villingen umzuziehen. Herzog Ulrich soll sie am 6. Januar 1536 im Schneegestöber „ohne Gefieder und Gelieger“ davon gejagt und ab 1556 durch protestantische Äbte² ersetzt haben. Der gesamte in Württemberg verbliebene Klosterbesitz gelangte anno 1567 in die Obhut des Herzoglich Württembergischen Kirchenrats.



Der Röhlinwald in der Geologischen Spezialkarte des Großherzogtums Baden (FERDINAND SCHALCH, 1896): Es überwiegt der arme Mittlere Buntsandstein (braune Farbe).



Zeugin aus Klosterwaldzeiten – die „Schillertanne“, ein etwa 350-jähriges geschütztes Naturdenkmal.

Unklar ist, wie fortan die Bewirtschaftung der Klosterwaldungen im Habsburgischen gehandhabt wurde: Ein Distrikt auf den Gemarkungen Beckhofen und Überauchen, der Weißwald³, scheint jedenfalls so sehr in Vergessenheit geraten zu sein, dass die Villingener Forstbeamten in ihm ausgangs des 19. Jahrhunderts „*Reste eines Urwaldes*“ zu erkennen glaubten aufgrund seiner kapitalen, uralten Weißstannen. Eine Nutzung scheint hier allenfalls in sehr extensiver Weise stattgefunden zu haben.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in den vormals klosternahen Waldungen: Die Lage des Röhlinwalds unweit der heutigen Stadt St. Georgen, nur durch die junge Brigach und den Klosterweiher⁴ von ihr getrennt, brachte es mit sich, dass der Wald vor allem für die Brennholzversorgung der Bürger unverzichtbar war; weshalb er auch über ein halbes Jahrhundert hinweg zur Zielscheibe heftigster forst- und kommunalpolitischer Auseinandersetzungen wurde. Das raue Schwarzwaldklima, speziell das der danubischen Täler, war gefürchtet; es macht auch die Verbissenheit der Bürger verständlich, mit welcher sie ihre Holzbezugsrechte verteidigten. Zumal sie sich hierbei auf schriftliche Quellen berufen konnten, so auf das Güterbuch der Gemeinde aus dem Jahr 1664 (siehe oben). Was dort noch an Fachbegriffen Verwendung gefunden hat (*Afterschlagen, Verstocklaubung*), ist längst auch aus dem forstlichen Sprachgebrauch verschwunden, sodass ihre Bedeutung nur noch errahnt werden kann.

Der Kirchenrat war ein von den übrigen Landesbehörden unabhängiges Landeskollegium; seine Beamten verwalteten die Forste mehr schlecht als recht und ohne Verbindung zur Forstbehörde. Und doch standen auch sie unter staatlicher Aufsicht, mit der Folge, dass der jeweilige Nutzholzbedarf von Stuttgart genehmigt werden musste. Die Landesherrn schrieben sogar minutiös vor, wie der Wald und seine Produkte von den Klosterknechten zu behandeln waren, bis hin zur Gestaltung der Holzverkäufe und zur Festlegung der Holzpreise, der Löhne und Gehälter. Das dürfte den Umgang der Bürger mit den Waldhütern und die Wahrnehmung ihrer Rechte nicht eben einfacher gemacht haben. Stuttgart freilich lag weit weg, und manches stand wohl nur auf dem Papier. Was mit dazu beitrug, dass in den Wäldern um St. Georgen vieles umso mehr aus dem Ruder lief. Die Missstände wiederum, so sie aufgedeckt wurden, forderten die herzogliche Forstaufsicht heraus und waren nicht selten Anlass zu harscher Kritik, sowohl am Waldzustand als auch am Verhalten der Beamten – unterzeichnet von *Serenissimus* (dem regierenden Fürsten) höchstselbst.

So verpasst etwa Herzog Karl Eugen von Württemberg am 23. September 1745 dem kirchenrätlichen Beamten Speidel eine deftige Rüge (GLA 100/51):

Aus den vorliegenden Berichten ist zu ersehen, wie unordentlich bisher in den klösterlichen Waldungen von den Stäben Kürnach, Brigach, Peterzell und Stockburg mittels ihrem abgereichten Bau- und Sägeholz gehauset worden, dass die klösterlichen Waldungen sehr ruiniert und ausgehauen, hingegen ihre Privatwaldungen geschont worden. [Dergleichen] Inkonvenien-

zen [seien nicht länger zu dulden:] Es wird Dir hiermit auf Veranlassen besagter St. Georgener Commun ernstlich aufgegeben, [...] an diejenigen, welche ex urbario zu einer Holzgerechtsame sich legitimieren können, kein Holz mehr aus den klösterlichen Waldungen abzugeben, sondern selbige in ihre eigenen Waldungen zu verweisen [...].

Offenbar hatten sich die Bewohner der umliegenden Weiler, sehr zum Verdruss der St. Georgener, unter Schonung ihrer eigenen Wälder allzu ungeniert im Klosterwald bedient. Um klarere Verhältnisse zu schaffen, ergeht im Jahr darauf an „Unseren Klosteramtman[n] Speidel in St. Georgen“ der herzogliche Befehl, „Du sollst nunmehr mit Umsteinung der sämtlichen Klosterwaldungen beginnen“ (GLA 100/53).

Wie peinlich genau es der Herzog mit der Forstaufsicht nahm, zeigt sich in einer Verordnung vom 7. Dezember 1748, in der er befiehlt:

[...] dass, wo in Zukunft Bau- und Werkholz an Eichen, Buchen oder Tannen verkauft wird, Du das Gipfel- und Abholz entweder an den Käufer des Stammes oder an andere besonders verkaufen und verrechnen sollst, damit man allzeit richtig wahrnehmen kann, ob mit diesem Gipfel- oder Abholz wohl gehauset worden sei [...] Hagstangen, so aus jungen Tannenwäldern gehauen werden, hast du darauf zu sehen, dass durch das viele Aushauen den Waldungen kein Schaden zugefügt werden möchte.

Selbst um die „Hagstangen“ ist es also dem Herzog zu tun. Meinte er damit den für Bergmischwälder charakteristischen Tannenunterstand, dessen Beseitigung tatsächlich nicht nur Strukturverlust bedeutet, sondern auch empfindlich zu Lasten der nächsten Waldgeneration geht? Oder war auch mit Fichtenstangen zu geizen, deren Entnahme eher einen positiven Durchforstungseffekt erbracht hätte?

Um solche Sachen hatte sich also ein Landesherr im 18. Jahrhundert auch zu kümmern. Es darf vermutet werden, dass die herzogliche Akribie auch der leeren Staatskasse geschuldet war, nachdem der landesherrliche Wald

Herzog Karl Eugen regierte 49 Jahre und führte auch in der Klosterwaldwirtschaft ein strenges Regiment. Dennoch wurde der Röhlinwald heruntergewirtschaftet.

Foto: Wikimedia Commons. Landesmuseum Württemberg. Gemälde von Nicolas Guibal 1780.



seinerzeit von den Holzhandelsgesellschaften bereits weithin abgeräumt worden war, zumindest soweit er devisenträchtiges Floßholz enthalten hatte. Am 27. Februar 1777 wendet sich Herzog Karl Eugen, der St. Georgen im Sommer 1770 einen Kurzbesuch abgestattet hatte (nicht ohne zuvor auf dem Karlstein bei Schornach „zum Andenken an dero Anwesenheit“ eigenhändig eine Tanne und eine Birke gepflanzt zu haben), erneut in langatmigen Schachtelsätzen an

Unsere Geistlichen Beamten: Liebe Getreue! Es ist Uns daran gelegen, von der Beschaffenheit der zu Unserem Herzoglichen Kirchengut gehörigen Waldungen eine solche Übersicht nehmen zu können, dass wir gründlich beurteilen mögen, was für ein Ertrag nicht nur vor gegenwärtig, sondern auch auf die Folgezeit davon zu erwarten und was für eine Vorkehr zur Erreichung des nötigen Endzwecks zu treffen sei. (GLA 100/53)

Diesmal also verordnet er seinen kirchenrätlichen Beamten eine gründliche Inventur mit Beschreibung und Berechnung der Klosterwälder unter Angabe von Namen, Lage und Bodenbeschaffenheit („ob er zum Holzwuchs gut oder mittelmäßig oder schlecht, rau, felsig, heißgrätig, kaltlettig oder sumpfig sei“), wie viel davon Blößen sind und warum darauf nicht auf Nachwuchs zu hoffen sei, mit welchen Holzarten der Wald bewachsen und wozu der Boden besonders geeignet, auch wann der Wald letztmals geschlagen worden sei. Vor allem aber will man in Stuttgart wissen,

[...] wie bald derselbe häuig werden und sich zu einem Schutter- und Reißschlag qualifizieren, auch was ein Morgen in den anderen gerechnet sowohl an Ober- oder Bau- und Werkbahn- und Reitel- als auch an Unterholz nämlich an Scheitter und Reisach, auch Afterschlag gewähren dürfte, wobei auf das Raiffholz in der Berechnung nicht besonders zu reflectieren, sondern solches nur unter die Scheutter mit einzurechnen, gleichwohl hingegen bei der Beschreibung des Waldes anzuzeigen ist, ob dieser oder jener Wald viel oder wenig Reifstangen oder von welcher Größe in sich fasse.

Doch damit nicht genug: In einer summarischen Tabelle soll der Ertrag des Waldes getrennt nach Laub- und Nadelholz unter Mitanzeige der Nebennutzungen eingetragen werden „in einer Zeitfolge von 50 Jahren und dann auf einen gemeinen Jahrgang berechnet“. Sodann, was zum Eigenbedarf erforderlich sei und was danach noch zum Verkauf übrig bleibe, was der Gelderlös betragen dürfte, wobei anzugeben ist, „was der wirkliche Erlös auf 50 Jahre retro nach einer ziehend akkuraten Bilanz gewesen und wie hoch ein solcher auf einen gemeinen Jahrgang gekommen“.

Man kann sich leicht ausmalen, welch hektische Betriebsamkeit der herzogliche Erlass in den kirchenrätlichen Amtsstuben ausgelöst haben dürfte. Bereits „auf Bartholomei“ des nämlichen Jahres 1777 wird der angeforderte Bericht vorgelegt; es darf vermutet werden, dass sich der Geistliche Beamte in St. Georgen dabei manches auch schlicht aus den Fingern gesogen hat. Doch erst-

mals erhalten wir damit nun einen Einblick in den Klosterwald mit seinem nördlich von St. Georgen gelegenen Distrikt *Hochwald* einerseits und dem *Röhlinwald* andererseits, der hier fälschlicherweise „Stöcklinwald“ heißt, möglicherweise ein Flüchtigkeitsfehler (des damaligen Schreiberlings oder erst beim Abtippen der Karlsruher Akten durch Professor Hasel), wo doch südlich des Waldes, im Röhlinbachtal, die zu St. Georgen gehörenden Streusiedlungen Stockwald und Stockburg angrenzen.

Während im versumpften *Hochwald* der astige und kurzgewachsene Fichten- und Forlenbestand als „*durchgehend schlecht*“ beschrieben wird, als von leeren Plätzen durchbrochen, die den Bauern „*zu Wechselfeld überlassen*“ werden, gelte für den *Rehlinwald* zwar das gleiche, nur dass die Tanne an einigen Orten stark beigemischt und nicht selten dominierend sei:

Der Stöcklinwald enthält 1605 Morgen. Der Boden ist zum Holzwuchs in einigen Revieren recht gut, meistens aber mittelmäßig und oft schlecht, rau, felsig und sumpfig. Hierinnen liegt eine berechnete Bauernweide von 154 Morgen, worauf jedoch allein die Weide und von einem gewissen ausgesteinten Distrikt auch der Frucht- und Futternutzen den Bauern, dem Kloster hingegeben aller Grund und Boden samt dem Holz zuständig ist. Ferner ist in diesen Waldungen ein Distrikt von etlich 30 Morgen, allwo die Commune St. Georgen vor einigen Jahren mit herzogl. Bewilligung Frucht gebaut. Es wird aber solche anitzo wieder liegen gelassen und gedachter Commun, welche auf diesem Bezirk kraft Lagerbuch des Weidgangs berechnigt ist, alle Jahre ein gewisser Teil davon von dem Vieh verbannt und deswegen verhängt, um desto eher wieder Hecken und Waldungen zu gewinnen.

Insbesondere würden auf den herzoglichen Befehl von 1766

[...] die hin und wieder befindlichen durch das strenge Weiden cautierte [?] Platten mit frisch gesammelten Weiß- und Rottannensamen besät und sorgfältig vor dem Vieh verhängt, damit solche Plätze wiederum einen tüchtigen Anflug fassen mögen, der sich auch wirklich eingefunden. Wie dann derjenige Waldbezirk gegen Stockburg, so vor Jahren zur Weide genutzt worden und gleichwohl mit einem feinen Anflug versehen, alle Jahre fleißig verhängt und vor dem Vieh verwahrt wird, dass sich diese junge Waldung bereits sehr schön gefasst hat.

Der Wald ist mit wenig Forchen, meistens aber mit Rot- und Weißtannen bewachsen, der Boden auch zu letzterem vorzüglich geneigt. Vor bald 60 Jahren ist ein großer Teil von denen Köhlern zum Verkohlen umgehauen und die Kohle an die Factorie Ludwigsthal zu einem sehr schlechten Preis abgegeben und sowohl durch das Kohlen als andere starke Abgaben auf viele Zeiten ruiniert worden.

Wegen des mageren Bodens und des langsamen Wachstums dürfe man sich keinen Hoffnungen hingeben, „*es müsste denn das Brennholzschlagen gänzlich unterbleiben und der Wald lange Zeit geschont werden*“.

Exkurs: Von buchenem Brennholz ist – trotz oder wegen ihres höheren Heizwertes – nicht mehr die Rede, wiewohl einzelne Laubbäume überlebt haben müssen. So in der Röhlinwald-Abteilung *Moosacker* (dem Exkursionsziel des Jahres 2013), wo im Forsteinrichtungswerk des Jahres 1919 noch wenige über 80-jährige Buchen erwähnt werden. Dass sie heute wieder stärker vertreten sind, ohne indes mit Prozentangaben Eingang in die Bestandsbeschreibungen gefunden zu haben, verdanken sie der Vogelsaat, mehr noch den – freilich wenig erfolgreichen – Bemühungen um ihre Wiedereinbringung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts: Nach den forstamtlichen Nachweisungen sollen zwischen 1899 und 1951 im späteren Staatswalddistrikt Röhlinwald insgesamt 46.000 Buchen gepflanzt worden sein. Dezimiert wurden sie aufgrund standörtlicher Ungunst (Stauanässe), durch Spätfröste und Wildverbiss; Buchenholz soll vielfach aber auch vorzeitig in die Kachelöfen des Villingener Forstamtes gewandert sein.

Ausgangs des 18. Jahrhunderts ist man immerhin bestrebt, den Wald durch Plattensaat und Einhagung vor dem Vieh da und dort auf Nadelholz zu verjüngen. Ansonsten jedoch vermittelt der Bericht das ungeschminkte Bild eines ziemlich überhauenen und misshandelten Waldes, aus dem nicht mehr viel zu holen



Durch die einstige Waldweide noch immer stark devastierter Buntsandstein-Standort. Heidelbeere und Preiselbeere gelten als Beweidungsanzeiger.



Besenginster bezeugt als Brandkeimer noch heute die einstige Reutfeldnutzung.

ist und wo auch wenig Hoffnung auf Besserung besteht. Die Schuld am desolaten Zustand wird nicht nur den Köhlern in die Schuhe geschoben, die „vor bald 60 Jahren“ das herzogliche Tuttlinger Eisenwerk Ludwigstal mit Holzkohle beliefert hatten.

Anteil an diesem schlechten Zustand des Waldes hat neben der Waldweide und der Reutfeldnutzung vor allem die Brennholznutzung. Darüber hinaus ist aber auch die standörtliche Ungunst der hier vorherrschenden Geologie mit den mageren, oft auch tongründigen und staunassen Böden auf mittlerem und oberem Buntsandstein zu berücksichtigen. Bei der Reutfeldnutzung wurde Wald zur Gewinnung ackerbaulicher Flächen und zur Düngung durch Brand gerodet. Die Brandrodung erfolgte in kurzen Intervallen, also etwa alle zehn Jahre.

Das „Gespenst der Holznot“ geht um

Weil sich das Problem der Holzversorgung der Untertanen unterdessen offenbar weiter verschärft hat und weil Holz aufgrund der steigenden Preise kaum mehr erschwinglich ist, sieht sich Herzog Karl Eugen mit Erlass vom 16. Juni 1780 dazu gezwungen, landesweit anzuordnen, dass fortan alles Brennholz klafferweise zu den bisherigen Verkaufspreisen und ohne preistreibende Versteigerungen an „Unsere Landesuntertanen abgegeben und nach ihrer Bedürfnis ausgeteilt“ werden solle. Auch das Bauholz solle nicht im Aufstrichverfahren, sondern zu den

bisherigen Preisen abgegeben werden. Dabei müsse aber mit Nachdruck darauf geachtet werden, „daß nicht erst die Flößer und Handwerker privatim eine Preissteigerung vornehmen mögen“. Erlaubt wurde die Subhastation (Versteigerung) nur noch beim Vorliegen besonderer Umstände, etwa „bei an Ausländer grenzenden Waldungen“.

St. Georgen liegt im Grenzland, und so gilt die Weisung allemal auch für die hiesigen kirchenrätlichen Beamten und die von ihnen betreuten Waldungen. Die Holzversorgung, die „Holznotdurft für Unsere Landesuntertanen“, dürfe von Seiten unserer beiden herzoglichen Kammern nicht erschwert und verteuert werden. Dieser Verordnung müssten auch „Communen und privati schuldigst folgen und sich im geringsten keine Preissteigerung zu Schulden kommen lassen“.

Wie sehr der St. Georgener Wald, aber auch der laufende Geschäftsbetrieb unter der Abgabenlast zu leiden haben, erhellt sich bereits aus dem Bericht des kirchenrätlichen Oberamtmanns vom 27. August 1789 an *Serenissimus*:

Da die hiesigen Klosterwaldungen in älteren Zeiten hart mitgenommen worden sind und jetzo meistens junges Holz vorhanden, mithin kaum die Erfordernis des Klosters und das Gerechtigkeitsholz der Bürgerschaft daraus erzeugt werden kann, so wird weder Bau- noch Brennholz, viel weniger aber etwas morgenweise verkauft. Der Bürgerschaft wird ihr nach dem Lagerbuch berechtigtes Holz alle Jahr zur gehörigen Zeit angewiesen und ausgezeichnet. Im Spätjahr wird das Holz abgezählt, jedem Bürger sein Empfang notiert, und auch die Klafter, ob sie nicht zu groß seien, besichtigt und abgemessen. Dazu werden 4 Tage benötigt. Daher belaufen sich die Diäten, die aus der Gemeindekasse bezahlt werden, für den Beamten auf 9 fl 30 kr und für die beiden Waldknechte auf 4 fl 48 kr. Dazu kommen 4 fl Gebühren für die Herzogl. Kanzlei, zusammen also 18 fl. 18 kr.

Andererseits scheinen die Beamten und Waldknechte, denen die Aufsicht über die Waldungen des geistlichen Gutes anvertraut ist, mitunter dazu zu neigen, „für sich und andere Besoldungsholzempfänger das Kompetenzholz in der besten, immer seltener vorkommenden Nutzholzqualität aufscheitern zu lassen“. Dieser Missstand ist für Herzog Friedrich Eugen, einem Nachfolger von Karl Eugen, am 26. Januar 1796 Anlass für eine neuerliche Rüge. Er ordnet an:

[...] kein Holzknecht darf von ihm selbst nicht benötigtes Besoldungsholz an In- oder Ausländer verkaufen, sondern er muß es dem Oberforstamt anzeigen, dieses verkauft es mit dem anderen herrschaftlichen Holz und überlässt den Erlös dem Forstknecht. Auch zu Besoldungsholzabgaben dürfen bei schwerer Strafe nicht vollwüchsige Waldungen angegriffen werden, vielmehr muß das Bedürfnis mit geringerwertigem Holz befriedigt werden. Der geringere Wert soll ihnen ersetzt werden. Den Beamten und ihren untergebenen Holzoffizianten ist der in der Forstordnung so hoch verpönte Holzhandel wiederholt aufs schärfste verboten.

Stürme und Borkenkäfer

Im Oktober und November 1801, aber auch noch bis zum darauffolgenden Frühjahr, war es landesweit zu erheblichen Sturmschäden gekommen (gerade so wie, merkwürdigerweise, dann auch um die nächstfolgende Jahrhundertwende und durch Orkan „Lothar“ erst recht um die übernächste). Danach kam es durch Hitze und Trockenheit zu einer Borkenkäferkalamität. Herzog Friedrich II. wendet sich deswegen mit detaillierten Forstschutzmaßnahmen auch an die kirchenrätlichen Verwalter der Klosterwaldungen St. Georgen (GLA 100/52). Hierbei zeigen sich der Herzog und seine forstwissenschaftlichen Berater ganz auf der Höhe des entomologischen Wissensstands (Entomologie = Insektenkunde) ihrer Zeit: Die angeordnete Schadensabwehr nach dem „Prinzip der sauberen Wirtschaft“ wirkt noch erstaunlich aktuell; überholt ist allenfalls die Gleichsetzung des Käferrisikos bei Rot- und Weißtannen. Beklagt werden



Am Fichtenstamm hat diesmal der Specht die Masservermehrung der Borkenkäfer verhindert.

[...] große Verheerungen in den Tannenwaldungen [gemeint sind Nadelwälder] verschiedener Gegenden Deutschlands durch Borkenkäfer als Folge auffallend anhaltender trocken-warmer Witterung im Vorjahr oder von heftigen Windstürmen im vorhergehenden Spät- und Frühjahr. Die Waldoffizianten werden aufgefordert, die Waldungen auf Ansteckung der Rot- und Weißtannen von dergleichen schädlichen Borkenkäfern zu beobachten. Kennzeichen besonders [wenn] an der Rinde der Stämme und Äste kleine Löcher wie von Stricknadeln wahrgenommen werden, an welchen nicht selten Harztropfen oder Wurmmehl zu erkennen sind. Geg[ebenenfalls] sind von solchen Bäumen sofort mehrere fällen zu lassen, um die innere Beschaffenheit der Rinde zu untersuchen.

Ist der innere Teil der Rinde mit auf- und absteigenden und in die Quere gehenden Kanälen und Gängen durchzogen, in welchen ganz kleine braune und schwarze Käfer, teils viele kleine weiße wurmähnliche Maden angetroffen werden, so ist am Dasein des Borkenkäfers nicht zu zweifeln. Die Untersuchung muß nicht nur am dicken, sondern auch am dünnen Teil der Stämme bis in den Schaftgipfel und in die Äste vorgenommen werden. Obgleich bis jetzt nur in Rottannenwaldungen Deutschlands große Verheerungen durch Borkenkäfer bekannt geworden sind, muß auch an

Weißstannenwaldungen Acht gegeben werden. Befallene Stämme müssen gefällt und verbrannt werden.

Mit dem geschälten Holz hast du alsdann die ordinären Abgaben zu bestreiten und nicht eher gesunde Stämme fällen zu lassen, als bis an dergleichen abgängigen Stämmen sich keine mehr finden. Auch das Reisig angesteckter Stämme ist zu verbrennen, soweit es nicht gegen Bezahlung abgegeben und schleunigst aus dem Wald geschafft und verbraucht werden kann.

Am 2. Oktober 1802 hat Herzog Friedrich II. erneut Anlass zu einer waldwirtschaftlichen und forstpolizeilichen Anordnung (GLA 100/53): Im Röhlinwald (wie auch im Hochwald) sind an den Träufen mehrere holzlose Plätze (also vermutlich Sturmflächen) entstanden, „die teils wegen ihrer Lage, teils wegen des sumpfigen Bodens nicht wohl mit Holz angebaut werden können. Du hast daher einen Versuch zu machen, die zur Waldweide Berechtigten zu disponieren, diese Flächen zum Wiesen- oder Fruchtanbau zu übernehmen und dagegen auf die Waldweide ganz oder zum Teil zu verzichten“. Ansonsten enthält die Anordnung eine Fülle detaillierter waldbaulicher Vorschriften „zur Einführung einer nachhaltigen Nutzung und einer die künftige natürliche Holzzucht sichernden Behandlung dieser Walddistrikte“.

Friedrich II., der sich – Napoleon sei es gedankt – ab 1803 Churfürst nennen und sodann sein säkularisiertes und mediatisiertes Land ab 1806 als König Friedrich I. weiterregieren darf, ist sich dennoch nicht zu schade, sich trotz aller innen- wie außenpolitischen Umwälzungen dieser Jahre per Anordnung vom 26. August 1804 (GLA 100/52) auch noch um das „übertriebene und ordnungswidrige Schneiden von Besenreis“ zu kümmern: Dieses dürfe künftig nur noch

[...] an unschädlichen Orten unter Aufsicht eines Forstbediensteten geschehen [...] Wer unerlaubt Besenreis schneidet ist als Waldfrevler zu behandeln: Die erste Zuwiderhandlung ist mit der Strafe des kleinen Frevels belegt, es mag Wert und Menge des entwendeten Besenreisigs so gering sein wie sie wolle. Nach einem zweiten Vergehen ist der betroffene zu 14 tägiger Arbeit in Geschäften unserer Rentkammer anzuhalten. Wird er ein drittes Mal betreten, so wird er mit 14 tägiger Festungs- und Zuchthausstrafe belegt. Aller Handel mit Besenreis ins Ausland ist untersagt.

Die Regelungswut des Landesherrn mit all seinen noch so peniblen Vorschriften, Anordnungen und Strafandrohungen hat freilich nicht zu verhindern vermocht, dass sich der Klosterwald im Jahr 1806, dem Jahr der Auflösung des Kirchenrats, in einem miserablen Zustand präsentiert hat. Der Röhlinwald und nicht zuletzt die dort über Jahrhunderte praktizierte Plenter- oder Femelwirtschaft sollten noch etlichen Villinger Förstergenerationen als abschreckendes Beispiel dienen. Bei der Plenter- oder Femelwirtschaft handelte es sich um einzelstammweise Nutzung, wie sie sich besonders in Bauernwäldern und in den floßbaren Schwarzwaldtälern entwickelt hatte. Der „*Schlendrian des Femelns*“ wurde zum geflügelten Wort in den Waldbeschreibungen des 19. Jahrhunderts.

Ausblick

Der Werdegang des durch Übernutzung, Waldweide und Reutfeldnutzung einst stark devastierten Klosterwald-Distrikts Röhlinwald bei St. Georgen im Schwarzwald, eines nach Säkularisation und Grenzbereinigung neu entstandenen großherzoglich badischen Staatswald-Distrikts, wird über zweieinhalb Jahrhunderte bis in die Gegenwart verfolgt. Gekennzeichnet ist dieser Weg durch intensive Bemühungen um forstliche Nachhaltigkeit. Besonders zäh und trickreich gestaltete sich dabei die Ablösung alter Nutzungsberechtigungen der St. Georgener Bürger, um die über ein halbes Jahrhundert lang erbittert gestritten worden war und die schließlich zur Aufteilung des Waldes führte. Aber auch der hier praktizierte Waldbau verlief äußerst kurvenreich: von der regellosen Plenterung über die Altersklassenwirtschaft (Hartig'scher Großschirmschlag), den badischen Femelschlag, den Keilschirmschlag, den freien Stil des Waldbaus bis hin zum neuerdings wieder bevorzugten Dauerwaldbetrieb. Doch trotz aller Umwege und Sackgassen präsentiert sich der Röhlinwald heute, nicht nur der Staatswald-Distrikt, sondern auch der benachbarte, durch die Ablösung der Nutzungsrechte entstandene Stadtwald-Distrikt, als (vorläufiges) Resultat einer erstaunlichen Karriere – als Vorzeigeobjekt.

Der Beitrag wird in den Schriften der Baar 2017 fortgesetzt (Teil 2).

Autor

WOLF HOCKENJOS

leitete von 1980 bis 2004 das Staatliche Forstamt Villingen-Schwenningen. Er veröffentlicht seit Jahren in Zeitschriften und Büchern – auch in den Schriften der Baar – Beiträge mit wald- und landschaftskundlichen Themen.

Wolf Hockenjos
Alemannenstraße 30
78166 Donaueschingen
wohock@gmx.de

Anmerkungen

- 1 KARL HASEL: Die Ablösung der Forstnutzungsrechte im sog. Rehlinwald bei St. Georgen im Schwarzwald. Und: Aus der Geschichte der St. Georgener Klosterwaldungen. In: Kleine Beiträge zur Forstgeschichte, insbesondere in Baden. Schriftenreihe der Landesforstverwaltung Baden-Württemberg (Band 67). Stuttgart 1989.
- 2 Das Kloster wurde unter protestantischer Führung vorwiegend als Klosterschule weitergeführt.
- 3 WOLF HOCKENJOS: Weißwald – ein deutsches Waldrätsel. In: WOLF HOCKENJOS: Waldpassagen. Dold-Verlag. Vöhrenbach 2000.
- 4 Der Klosterweiher diente nicht nur der Fischzucht, sondern vor allem auch dem Betrieb von Mahl-, Stampf- und Sägemühlen des Klosters. Eine Säge bei Peterzell wird bereits im Jahre 1339 in einer Schenkungsurkunde an das Kloster aufgeführt; sie ist eine der ältesten Schwarzwälder Sägemühlen. Siehe dazu HEINRICH VOLLAND (Amtmann 1572) in: Der Heimatbote 12 (2001), Seite 20. Jahresheft des Vereins für Heimatgeschichte St. Georgen im Schwarzwald. – Der „Weltsche Weiher“ im Röhlinbachtal wurde 1591 durch einen Villingener Holzhändler angelegt und durfte von Zeit zu Zeit von den Villingern als Schwallung für die Trift ihres Scheitholzes verwendet werden. Siehe dazu WOLFGANG WINKLER: Scheitholzflößerei im Stockwald, im Gropptal und in unserer weiteren Nachbarschaft. In: Der Heimatbote 14 (2003).

Ist die Gelbbauchunke noch zu retten ?

von HEINZ-JÜRGEN WALTER

Die älteren Leser kennen vielleicht noch die Gelbbauchunke. Sie hat als „Unkerich“ in den Heften „Lurchis Abenteuer“ von Salamander (deutscher Schuhhersteller aus Kornwestheim bis 2003) den Polizisten gespielt. Die Hefte haben heute noch Kult-Status. Lurchi und seine Freunde werben nicht nur als Sympathieträger für die Schuhmarke, sondern auch für die bedrohte Spezies von Feuersalamander und Unke (siehe <https://de.wikipedia.org/wiki/Lurchi> [30.1.2016]).

Dieser kleine Froschlurch, der 35 bis 50 mm groß ist und ein Gewicht von fünf bis sieben Gramm besitzt, hat es schwer zu überleben. Er genießt zwar heute gesetzlich den höchsten Schutzstatus, sein Fortbestand ist dadurch aber nicht unbedingt garantiert. Zu viele seiner ursprünglichen Lebensräume sind verloren gegangen, nämlich die Kies- und Schlickbänke in den Auenbereichen entlang von Bächen und Flüssen.



Porträt einer Gelbbauchunke. Foto: Helmut Gehring.



Schwimmende Gelbbauchunke. Foto: Heinz-Jürgen Walter.

Waren die Vorkommen in Südwestdeutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch sehr häufig, so ist die Population in den letzten 20 Jahren stark zurückgegangen. Ursachen sind die Entwicklungen im Siedlungs- und Straßenbau, die ausgeräumten Ackerflächen und die abgeschnittenen Lebensräume.

Im Landkreis Tuttlingen ist beispielsweise nur noch ein einziges Vorkommen bekannt, und zwar in einer Tongrube bei Geisingen. Das Vorkommen kann dort seit über 30 Jahren nachgewiesen werden. Im Laufe des vergangenen Jahres wurde in zahlreichen Gesprächen nach einer Lösung gesucht, ob und wie dieser Lebensraum erhalten werden kann. Durch die konstruktive Zusammenarbeit zwischen dem Baurechts- und Umweltamt des Landratsamtes Tuttlingen, dem zuständigen Naturschutzbeauftragten, einem Mitglied vom Naturschutzbund NABU und dem privaten Betreiber der Tongrube, der Firma Meichle und Mohr GmbH, ist eine Lösung gefunden worden.

Folgende Maßnahmen wurden zum Schutz des Lebensraums dieses Froschlurchs durchgeführt: An den Hangkanten und Wasseraustrittsstellen wurden mehrere kleine Tümpel angelegt. Die neuen Gewässer sind ein bis zwei Quadratmeter groß und 10 bis 40 cm tief, ideale Voraussetzungen für eine schnelle Erwärmung.

Von Ende April bis Ende Juli können die Wasserstellen dann als Laichplatz genutzt werden. Nach der Metamorphose verlassen die jungen Unken zwischen Juni und September das Wasser und suchen in der näheren Umgebung nach Land-

Ist die Gelbbauchunke noch zu retten?



Baggerarbeiten in der ehemaligen Tongrube (März 2015). Foto: Heinz-Jürgen Walter.



Nach den Gestaltungsmaßnahmen (Juni 2015). Foto: Heinz-Jürgen Walter.



Laich der Gelbbauchunke mit Embryonen. Foto: Heinz-Jürgen Walter.

verstecken. Dort lauern aber viele Gefahren. Bei überregionalen Untersuchungen wurde nach zwei Jahren nur noch 1% der Lurche in der Nähe ihres Geburtsgewässers gefunden. Um die Art zu erhalten, bedarf es also weiterer Anstrengungen, geeignete Lebensräume zu schaffen und durch Korridore miteinander zu verbinden. Nur wenn dies gelingt, hat die Gelbbauchunke eine Überlebenschance.

Bis auf zwei der 17 neu angelegten Kleinstgewässer konnten im Frühsommer 2015 in der Tongrube entweder Larven oder bereits voll entwickelte Gelbbauchunken nachgewiesen werden. Die Tongrube ist inzwischen auch in das Naturschutz-Großprojekt Baar aufgenommen worden.

Der Autor wendet sich an die Leserinnen und Leser der Schriften der Baar: Sollte Ihnen ein Vorkommen der Gelbbauchunke bekannt sein, so wäre es hilfreich, den Standort dem Verfasser dieses Beitrags unter folgender E-Mail-Adresse mitzuteilen: gelbbauchunke@freenet.de.

Autor

HEINZ-JÜRGEN WALTER

aus Königsfeld hat sich für den Erhalt und die Entwicklung des wichtigsten Vorkommens der Gelbbauchunke auf der Baar bei Geisingen sehr eingesetzt – und dies, wie dokumentiert, mit Erfolg.

Heinz-Jürgen Walter
Bismarckstraße 10/4
78126 Königsfeld im Schwarzwald
gelbbauchunke@freenet.de

Literatur

HUBERT LAUFER/KLEMENS FRITZ/PETER SOWIG (Hg.): Die Amphibien und Reptilien Baden-Württembergs. Verlag Eugen Ulmer. Stuttgart 2007 (vergriffen).

FRIEDEMANN KAWOHL (Hg.): *Erinnern und Vergessen • Geschichten von Gedenkort* in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg – Beiträge zur Region Schwarzwald-Baar-Heuberg (Band 1) – 268 Seiten, 140 Fotos, gebunden – 26 Euro • Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (Herausgeber der Reihe). Donaueschingen 2015.

Auf dem Titelfoto des Buches sieht man einen Arbeiter, der gerade mit dem Presslufthammer ein Denkmal zertrümmert. Man kann noch erkennen, dass es ein Denkmal für Gefallene des Ersten Weltkriegs ist. Und auf der Rückseite des Buches ist eine Brunnenanlage abgebildet (1893) mit einer knallroten Kunstinstallation aus Plexiglas (2009) auf einer Sandsteinsäule mit Schriftzug „Wilhelm I.“ und Reichsadler. Kann man so mit historischen Anlagen umgehen? Oder sollte man heute altehrwürdige Denkmäler entrümpeln oder zumindest so verfremden, weil wir die Denkweise der alten Zeit ablehnen? Soll man manche Monumente einfach „vergessen“, wie man dem etwas doppeldeutigen Buchtitel entnehmen könnte?

Im ersten Band der neuen Veröffentlichungsreihe des Baarvereins gehen die Autoren auf diese Fragen ein. Doch sie bleiben dabei nicht stehen. Es sind 24 namhafte Autorinnen und Autoren, die aus ihrer je eigenen Sicht die Geschichte eines Gedenkortes in der Region erzählen. Bei einer öffentlichen Veranstaltung in Villingen, die an das Ende des Zweiten Weltkriegs vor 70 Jahren erinnerte, wurde dieses Buch im Mai des vergangenen Jahres vorgestellt.

Es geht dabei nicht nur um Denkmale, sondern um geschichtliche Orte in der Region. Die Beiträge zeigen, wie sich Gedenkort in ihrer Bedeutung wandeln. Jede Generation geht anders mit den Orten der Geschichte um. Das wird in diesem Buch deutlich herausgearbeitet. Solange es um



geschichtliche Orte geht, die weit in der Vergangenheit liegen und uns nicht mehr wehtun, gibt es kaum Streit unter den Zeitgenossen. Anders bei den dargestellten Beispielen, wo die Frage „*Erinnern oder Vergessen*“ in die Gegenwart wirkt. Man spürt bisweilen eine besondere Betroffenheit eines Autors, so zum Beispiel, wenn berichtet wird, dass eine Gemeinde auf einem ehemaligen KZ-Gelände in jüngster Zeit die Vergangenheit „vergessen“ will und ein neues Gewerbegebiet einrichtet.

Der Band spannt einen weiten Bogen: Den „*vergessenen Orten*“ (*Lost Places*) im Schwarzwald und auf der Baar folgen Orte der Erinnerung an weit zurückliegende Kriegszeiten und eine Reihe von Geschichten um Gedenkort im 20. Jahrhundert im Zusammenhang mit den Weltkriegen. Den Abschluss bildet ein ausführlicher Beitrag zu den „*Deutungskonflikten*“ am Beispiel eines Denkmals in Furtwangen. Beschrieben werden auch zwei Projekte mit jungen Akteuren: In „*H – wie Helden*“ wird ein Projekt der St. Ursula-Schulen in Villingen-Schwenningen dargestellt, und der von Abiturienten gedrehte Film „*Die Poleneiche*“ nähert sich dem Schicksal Gleichaltriger im Jahr 1943.

Oft sind es unscheinbare Plätze, denen die beiden Autorinnen und die 22 Autoren ihre Aufmerksamkeit widmen. In geographischer Hinsicht ist die Region Schwarzwald-Baar-Heuberg gut abgedeckt: Furtwangen und Vöhrenbach im Westen, Blumberg und

Donaueschingen im Süden, Tuttlingen und Emmingen-Liptingen im Osten, Schramberg, Oberndorf und Sulz am Neckar im Norden und Villingen-Schwenningen und Rottweil in der geografischen Mitte.

Der Band 1 der neuen Reihe „Beiträge zur Region“ wird eingeleitet mit einem Grußwort von Regierungspräsidentin Bärbel Schäfer (Freiburg) und dem Vorsitzenden des Regionalverbandes, Bürgermeister Jürgen Guse (Bräunlingen). Für den Baarverein als Herausgeber ist mit dieser Reihe eine neue Perspektive verbunden. Nachdem seit Jahren viele Verbindungen weit über die Baar hinaus bestehen, kam auf dem

regionalen *Aktionstag Geschichte* die Anregung zu einer Publikationsform für die Region. Die Bände der neuen Reihe sollen jeweils ein Thema abbilden, das in der Region auf Interesse stößt. Sie sind thematisch nicht auf Geschichte oder Landeskunde festgelegt, daher die Bezeichnung der Reihe „Beiträge zur Region“. Der Herausgeber ermuntert dazu, dieses Podium auch für wissenschaftliche Projekte zu nutzen.

Friedemann Kawohl, der Herausgeber des ersten Bandes, lebt als Musikwissenschaftler in Villingen-Schwenningen. Seit 2011 ist er Vorsitzender des Baarvereins.

Rolf Baiker

FOLKHARD CREMER: Als Schwenningen Großstadt werden wollte · Bürgermeister Ingo Lang von Langen, das Rathaus von Hans Herkommer, das Krematorium und der städtische Siedlungsbau der 1920er Jahre – Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen (Band 36)

96 Seiten, kartoniert – 15 Euro · Verlag der Stadt Villingen-Schwenningen 2014.

„Du willst unser Schwenningen kennenlernen? [...] Durchschreite die Straße! Allenthalben wird gebaut. Hunderte von Händen rühren sich. Sie schaffen neue Wohnungen, Fabriken, Werkstätten, Geschäftsräume. [...] Arbeit, Arbeit, schwirrender Rhythmus der Arbeit – das ist Schwenningen!“ (Seite 6).

Mit diesem Zitat des Oberlehrers Karl Henke von 1928 leitet Folkhard Cremer sein Buch zur Stadtplanung und Architektur Schwenningens in den 1920er Jahren ein. Die enorme Dynamik der erst rund 20 Jahre alten Uhrenindustriestadt brachte nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ beachtliche architektonische Leistungen hervor. Die Stadtentwicklungsplanung unter Oberbürgermeister Ingo Lang von Langen und deren Ergebnisse wurden gleichwohl bisher weder in der lokalhistorischen noch in der architekturgeschichtlichen Forschung angemessen gewürdigt.

Drei aufeinander aufbauende Ebenen machen den gut 90 Seiten starken Band wertvoll: Zahlreiche Abbildungen stellen

erstens die Bauten selbst in zeitgenössischen und aktuellen Ansichten vor, ergänzt um weiteres Material wie Pläne, Archivalien und Dokumentationen von späteren Zuständen.

Zweitens geht es dem Autor, Inventarator für den Schwarzwald-Baar-Kreis und die Landkreise Emmendingen und Tuttlingen beim Landesamt für Denkmalpflege, darum, die vor Ort gefundenen Lösungen stil- und architekturgeschichtlich in größere Zusammenhänge einzuordnen. Die Bezüge reichen dabei von der Wiederbelebung der Gotik im 19. Jahrhundert über Expressionismus und Heimatstil bis zum Funktionalismus im Werkbund und der Neuen Sachlichkeit. Auch Bewertungen der Denkmalqualitäten fehlen nicht, wie zum Beispiel zum Krematorium: „Trauerhalle und Nebenräume sind mit ihrer wandfesten Ausstattung samt Zubehör in einem historischen Zustand erhalten, der in dieser Authentizität äußerst selten ist.“ (Seite 77)

Drittens ist es Cremers Verdienst, die in Schwenningen verwirklichten Bauten in

ihren sozialen und gesellschaftlichen Funktionen zu erfassen. Er ordnet sie in zeitgenössische stadtsoziologische und städtebauliche Konzepte ein und macht sie als „Zeugnisse für das Demokratieverständnis der Weimarer Republik“ (Seite 88) fruchtbar. Da es aufgrund der ständigen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Krisen dieser ersten Republik auf deutschem Boden andernorts oft an realisierten aussagekräftigen Projekten mangelt, kommt den Schwenninger Baudenkmälern besonders unter dieser Perspektive einige Bedeutung zu.

Die vom Motto „Sozialreform statt Sozialrevolution“ beeinflussten Arbeiterwohnungsbauprojekte des Schwenninger Stadtbaurats Ernst Möbs konnten ihre gesellschaftspolitische Wirkung entfalten, weil sie von einem hohen gestalterischen Anspruch an die „gute Gesamtform“ bestimmt waren und keineswegs nur durch kostensenkende Typisierungen und die Verwendung billiger Materialien. Entsprechend urteilt Cremer: „Salinenfeld, Sauerwasen und Hammerstatt sind Siedlungen, mit deren Architektur ‚volkserzieherische Ziele‘ durch ästhetische und raumkünstlerische Qualitäten im Sinne der Werkbundideen und in der Nachfolge Schmitthenners angestrebt wurden.“ (Seite 29)

1926 bis 1928 errichtete der damals deutschlandweit renommierte Stuttgarter Architekt Hans Herkommer in Schwenningen ein neues Rathaus. Cremer zeigt auf, dass Herkommer eigentlich alle Repräsentationsformen historischer Rathausarchitektur in reduzierter Gestalt in Schwenningen anwesend machte. *En passant* finden sich in seiner Beschreibung zugleich viele



Hinweise auf das in den Baudetails zum Ausdruck kommende Demokratieverständnis, etwa wenn er im Ratssaal „*Ernst und Würde eines gediegenen bürgerlichen Repräsentationsraums*“ (Seite 63) bemerkt sowie „*die Distanz zum Geschehen im Ratssaal*“ notiert, „*die*

der extrem hoch [...] eingebauten Zuschauertribüne [...] zu Eigen ist“ (Seite 61).

Auch bei der Vorstellung des Krematoriums nimmt die architekturgeschichtliche Einordnung von dessen expressionistisch neu interpretierter gotischer Formensprache breiten Raum ein. Cremer belegt, dass der Architekt und Schwenninger Stadtbaurat Julius Feucht eigenständigen Vorstellungen folgte und nicht als Epigone Hans Herkommers zu beurteilen ist. Zugleich gelingt es dem Autor, die monumentale, stadt-bildbeherrschende Wirkung des auf einer Anhöhe vor dem Hochwald liegenden Gebäudes, die er „*fast als einen stadtgestalterischen Geniestreich*“ (Seite 88) bezeichnet, als eine gesellschaftlich relevante Aussage zu präzisieren: Sie bewirkt die Metamorphose des ursprünglich für Herrscherpersönlichkeiten entwickelten Bautyps des Mausoleums zu einem Totenmonument nach dem Gleichheitsgrundsatz der demokratischen Gesellschaft.

Die Lektüre vermittelt so viele Anregungen zum Verhältnis von Architektur und Gesellschaft. Deshalb nimmt man den in der Zusammenfassung formulierten Ausblick, „*die ambitionierte Stadtentwicklungsplanung der 1920er Jahre*“ sei seither „*nicht mehr auf dem gleichen städtebaulichen Niveau fortgesetzt*“ (Seite 88) worden, mit einiger Wehmut zur Kenntnis.

Michael Hütt

JÖRG WAßMER: „in Löffingen untragbar“ · Der Konflikt zwischen Stadtpfarrer Guido Andris und den Nationalsozialisten – Löffinger Schriften (Band 7) – 237 Seiten, 55 Bilder und Tabellen – 15 Euro · Stadt Löffingen (Herausgeber). Löffingen 2015.

Am 23. Juni 1934 wurde der Stadtpfarrer Guido Andris von der NSDAP-Ortsgruppe aus der Stadt Löffingen vertrieben. Weitere 16 Einwohner, die öffentlich gegen diese Aktion protestiert haben, wurden verhaftet.

Der aus Löffingen stammende Berliner Historiker Jörg Waßmer (geboren 1977) beschreibt in dem vorliegenden Buch ausführlich die Vorgeschichte, den genauen Ablauf der Aktion

und schließlich die Auswirkungen auf die Stadt Löffingen und das weitere Schicksal der beteiligten Personen.

Pfarrer Guido Andris übernahm am 21. April 1929 die Pfarrei Löffingen von seinem Vorgänger, Pfarrverweser Richard Thoma. Dieser stieß bereits auf erheblichen politischen Widerstand in Löffingen. Mit dem neuen 49 Jahre alten Pfarrer hoffte die Gemeinde, dass nun Ruhe eintritt und die seelsorgerische Tätigkeit wieder in den Vordergrund tritt.

In anderen normalen Zeiten wäre Andris wahrscheinlich lange in Löffingen geblieben. Sein Wechsel fällt aber in eine Zeit großer politischer Spannungen. Nachdem jahrelang das katholisch geprägte Zentrum die dominierende Partei in Löffingen und Umgebung war, gewannen Ende der dreißiger Jahre die Nationalsozialisten immer mehr Anhänger. Dies führte schließlich am 1. April 1928 zur Gründung der NSDAP-Ortsgruppe. Nun standen sich in Löffingen zwei völlig konträre Gruppierungen gegenüber. Die Nationalsozialisten wollten die rassische Einheit des deutschen Volkes unter der Führung von Adolf Hitler. In deren Augen waren die katholisch geprägten Unterstützer des Zentrums Volksverräter, die Ihre Befehle aus dem Vatikan entgegen-



nahmen und ausführten. Aus Sicht der katholischen Zentrumspartei war die NS-Bewegung dagegen „heidnisch“ und musste aus diesem Grund abgelehnt werden. Pfarrer Andris hielt sich nicht zurück, sondern erteilte den Angehörigen seiner Pfarrei die klare Weisung, welche Partei zu wählen ist und welche gottlos sei. Die Nationalsozialisten griffen wiederum Pfarrer Andris

in Zeitungsartikeln an und forderten seine Absetzung.

Nachdem Hitler am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler ernannt wurde, änderte sich die Situation für die katholische Kirche grundsätzlich. Nun repräsentierten die Nationalsozialisten die gottgewollte Obrigkeit. Dieser wurde Gehorsamkeit geschuldet. Auch Pfarrer Andris versuchte sich der neuen Situation anzupassen und vermied in der Folgezeit eine direkte Konfrontation mit den neuen Machthabern. Dies war umso notwendiger, da sein Vorgesetzter, der damalige Erzbischof Conrad Gröber in Freiburg NS-freundlich eingestellt war.

Nach kurzer Zeit zeigte es sich, dass die Nationalsozialisten im Rahmen der Gleichschaltung in Konflikt mit den katholischen Vereinen kommen mussten. Speziell die Jugendorganisation der katholischen Kirche war den neuen Machthabern ein Dorn im Auge, obwohl die Vereine entsprechend dem 1934 verabschiedeten Konkordat geschützt waren. Mit verschiedenen Schikanen wurde versucht, die Tätigkeiten der katholischen Vereine, wenn nicht zu verhindern, so doch möglichst zu behindern. Auf Pfarrer Andris selbst wurde verstärkt Druck ausgeübt. In mehreren Gesuchen

forderte der inzwischen von NS-Mitgliedern dominierte Gemeinderat die Ablösung von Andris. Zusätzlich wurde die Gestapo eingeschaltet, um belastendes Material gegen den Stadtpfarrer zu sammeln.

Schließlich eskalierte der Konflikt am 23. Juni 1934. Der Ortsgruppenleiter Dr. Richard Straub besetzte mit zehn weiteren Angehörigen der NSDAP-Ortsgruppe das Pfarrhaus, durchsuchte es und forderte von Pfarrer Andris die Auflösung der katholisch geprägten Deutschen Jugendkraft. Der lautstarke Disput drang hinaus in die Gemeinde. Vor dem Gebäude versammelte sich eine Menschenmenge. Ein Teil unterstützte deutlich den Ortsgruppenleiter. Der andere Teil zeigte sich solidarisch mit dem Stadtpfarrer. Es kam zu wüsten Beschimpfungen und sogar zu Handgreiflichkeiten. Die Situation spitzte sich noch zu, als die Kirchenglocken zu läuten begannen.

Nachdem sich Pfarrer Andris telefonisch mit Erzbischof Gröber ausgetauscht hatte und von ihm keine klare Unterstützung erhielt, gab er am Mittag auf und verließ Löffingen im Zug in Richtung Freiburg.

Im Nachgang zu den Ereignissen vom 23. Juni wurden insgesamt 16 Einwohner

verhaftet. Ein Großteil konnte nach ein paar Tagen die Heimat wieder sehen. Nur Karl Bader, der für das Glockenläuten verantwortlich war, wurde bis zum 2. August 1934 im Konzentrationslager Kislau bei Mingsheim (Nordbaden) festgehalten. Die Ereignisse sorgten für Unruhe und waren noch Jahre später Gesprächsstoff in Löffingen.

Durch sein genaues und ausführliches Quellenstudium gelingt es Jörg Waßmer, historisch die Spreu vom Weizen zu trennen. Er beschreibt die Lebensläufe der wichtigsten handelnden Personen vor und nach dem 23. Juni 1934 und erklärt damit deren Handlungsweise. Zusätzlich setzt er die Geschehnisse in Löffingen in Verbindung mit der übergeordneten Kirchenpolitik zu Beginn des Dritten Reiches.

Durch diese Betrachtungsweise eröffnet sich das Buch auch einer Leserschaft außerhalb der Region Löffingen. Es zeigt das niederträchtige Vorgehen der Nationalsozialisten in der Anfangszeit der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland gegenüber einer verhassten Opposition, es zeigt aber auch, dass sich immer wieder mutige und entschlossene Bürger gegen offensichtliches Unrecht gewehrt haben.

Harald Ketterer

MICHAELA HAIBL • GUDRUN M. KÖNIG • ANITA AUER • CHRISTINA LUDWIG (Hg.): Die Leidenschaft des Sammlers Oskar Spiegelhalter als Wissenschaftsamateur – Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen (Band 37)
263 Seiten – 20 Euro • Verlag der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen 2015.

Bereits im Jahr 1999 wurden in einer Sonderausstellung im Franziskanermuseum in Villingen die eindrucksvolle Sammlung von Fotografien des Lenzkircher Uhrenfabrikanten Oskar Spiegelhalter gezeigt und in dem Begleitband „Mit den Augen des Sammlers“ festgehalten.

Zehn Jahre später erforschten die Kulturwissenschaftlerinnen Gudrun M. König und Ulrike Langbein erneut die Sammlung Oskar Spiegelhalters. Das Projekt „Das Unsichtbare und das Sichtbare“ behandelt einerseits die Gegenstände, die gesammelt

wurden und andererseits wird beleuchtet, nach welchen Kriterien Oskar Spiegelhalter die Sammlung zusammenstellte, wie er konkret dabei vorgeht und welchen Verbleib die Objekte erfuhren.

Das von der Volkswagenstiftung geförderte Projekt mündete schließlich in der Sonderausstellung „Moden. Schwarzwälder und andere Hüte“ im Franziskanermuseum Villingen im Jahr 2015. Der Baarverein hat mit Beiträgen in den Schriften der Baar 2015 und in einer Veranstaltung darüber informiert. Das vorliegende Buch do-

kumentiert sowohl diese Ausstellung als auch die Ergebnisse des Forschungsprojektes.

Der Lenzkircher Uhrenfabrikant Oskar Spiegelhalter (1864 bis 1925) kaufte gezielt Objekte des täglichen Lebens im Schwarzwald. Seine Schwerpunkte galten berufsbedingt natürlich den Uhren, aber auch Trachten, Möbel und Bilder wurden systematisch erworben. Sein Sammeln war vor allem dadurch gekennzeichnet, dass er neben den Objekten auch auf deren Entstehen einging. Er erwarb die zur Herstellung notwendigen Werkzeuge und Gerätschaften. Auch galt sein Interesse den Werkstoffen und Halbfertigprodukten.

Alle seine Erwerbungen wurden penibel notiert und zu einem großen Teil auch fotografiert. Zu Hause wurden die Objekte thematisch zusammengeführt. So entstanden Bauernstuben und Uhrmacherwerkstätten. Für den späteren Verkauf wurden diese Ensembles fotografiert und so der Nachwelt erhalten.

Auf diese Art hat Oskar Spiegelhalter innerhalb von etwa 30 Jahren drei ähnliche Sammlungen des Schwarzwälder Lebens zusammengeführt. Die erste Sammlung hat er im Jahr 1896 nach Freiburg in das heutige Augustinermuseum verkauft. Bereits 1909 konnte er eine weitere Sammlung veräußern, die sich heute im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe befindet. Die



dritte Sammlung verkaufte seine Witwe Hermine Spiegelhalter nach Villingen.

In dem vorliegenden Buch wird die Sammlertätigkeit von Oskar Spiegelhalter von verschiedenen Autoren beleuchtet. Hierbei wird seine Tätigkeit aus heutiger Sicht zum Teil kritisch hinterfragt. Neben seinen unbe-

stritten großen Verdiensten für den Erhalt Schwarzwälder Kulturgutes wird auch auf die aus heutiger Sicht problematischen Aspekte seiner „Sammelwut“ eingegangen. Bei manchen Objekten werden Zusammenhänge konstruiert, die aus heutiger Sicht nicht nachvollziehbar sind. Viele Fotografien, die ein hohes Alter vorgeben, sind gestellte Aufnahmen von Oskar Spiegelhalter. Mit dieser Vorgehensweise wurde eine Realität erschaffen, die nur bedingt der Wahrheit entspricht.

In der Summe der einzelnen Kapitel überwiegt dennoch die Bewunderung für das Lebenswerk von Oskar Spiegelhalter. Ohne seine Tätigkeit wären die meisten seiner Sammelobjekte verloren gegangen. Unter Berücksichtigung einer kritischen Betrachtungsweise können wir uns auch in Zukunft an den Objekten der Sammlungen Oskar Spiegelhalters erfreuen. Das Franziskanermuseum in Villingen lädt auch nach der Sonderausstellung zur Besichtigung der Sammlung ein.

Harald Ketterer

GESCHICHTSVEREIN für den Landkreis Tuttlingen (Hg.) in Zusammenarbeit mit dem Kreisarchiv. Mitautoren: ANNA PFAFF, JUSTINA SCHNELL und RAINER KEILBACH: Der Erste Weltkrieg im Raum Tuttlingen – 288 Seiten – 17 Euro • Trossingen 2014.

Kaum ein Krieg traf die Bevölkerung so unvorbereitet wie der Erste Weltkrieg. Nach 43 Jahren Frieden wurde allseits angenommen, dass die Kriegshandlungen in kurzen Feldzügen siegreich beendet würden, ähn-

lich wie in den Auseinandersetzungen zwischen 1864 und 1871. Es herrschte die Hoffnung, dass die Truppen an Weihnachten 1914 wieder zu Hause sein würden. Dies sollte sich als ein tragischer Irrtum er-

weisen. Der Erste Weltkrieg entwickelte sich zu dem bis dahin verlustreichsten Krieg aller Zeiten. In einem nicht vorstellbaren Ausmaß wurden neue Waffen eingesetzt. In den sogenannten Materialschlachten wurde versucht, durch rücksichtslosen Einsatz von Soldaten und Material den Sieg zu erzwingen. Dies führte dazu, dass in kurzer Zeit auch die Heimat von den Auswirkungen des Krieges betroffen wurde.

In dem Buch über den Ersten Weltkrieg im Raum Tuttlingen wird anhand von verschiedenen Aspekten versucht, diese Auswirkungen aufzuzeigen. In zwei Abhandlungen wird die Rolle der Zeitungen zu Beginn des Ersten Weltkriegs erläutert. Als regionale Zeitung wirkte der „Gränzbote“ aus Tuttlingen meinungsbildend. Die Zeitungsartikel dokumentieren vor allem die damalige Ansicht, dass Deutschland zusammen mit dem verbündeten Österreich-Ungarn einen gerechten Verteidigungskrieg führe. Frankreich wird verachtet, Russland wird verabscheut, England wird gehasst.

Beleuchten diese Kapitel mehr die Geisteshaltung, so geht es im weiteren Verlauf eher um die konkreten Lebensumstände der Bevölkerung hier in der Region.

Tuttlingen war als Grenzstadt auf die Lebensmittelversorgung aus den benachbarten badischen Gebieten angewiesen. Nachdem diese ausblieben, kam es bald zu erheblichen Versorgungsengpässen. Obwohl mit der Einführung von Lebensmittelkarten und Lebensmittelrationierung versucht wurde, die Situation zu entspannen, kam es zu dem berüchtigten „Kohlrübenwinter“ 1916/17. In der Heimat fehlten aber nicht nur Lebensmittel. Auch Brennmaterial, Kleidung, Seife und viele andere Dinge wurden zur Mangelware, die nur schwer oder gar nicht zu bekommen war.



Schwarzmarkt und Hamsterkäufe in den benachbarten Gemeinden gehörten zum Kriegsalldag.

Durch die Einziehung von nahezu allen kriegstauglichen Männern verschob sich auch die Geschlechterrolle. Frauen übernahmen Arbeiten und Pflichten, die bisher von Vätern, Brüdern und Ehemännern geleistet wurden. In den vielen Fabriken, wie bei Aesculap oder Rieker, wurden

die fehlenden Arbeiter durch Jugendliche und Frauen ersetzt. Diese gewollten und ungewollten Veränderungen gaben der Frauenemanzipation einen großen Auftrieb, deren offensichtlichstes Ergebnis die Einführung des Frauenwahlrechtes nach dem Krieg 1919 war.

Im Krieg selbst war die Lösung der naheliegenden Probleme wichtiger. Für die Entscheidungsfindung und Absicherung war auch immer wieder die Rücksprache mit den Angehörigen an der Front gewünscht. Ein regelmäßiger Kontakt mit den Angehörigen im Feld wurde durch die Feldpost sichergestellt. Millionen von Briefen und Postkarten gingen von der Heimat an die Front und zurück. Als Glücksfall kann die Erhaltung der Feldpostsammlung des Unternehmers Willi Hohner betrachtet werden. Das Ehepaar Hohner hat „seinen“ Arbeitern an der Front regelmäßig Rundschreiben mit kleinen Geschenken zugesandt. Hierfür bedankten sich die Soldaten in Briefen, die alle sorgfältig aufbewahrt wurden. Eine Auswahl wird in dem Buch veröffentlicht.

Einen weiteren Einblick in die Erlebnisse von Kriegsteilnehmern gibt das abgedruckte Tagebuch des Aixheimer Soldaten Alfred Efinger. Minutiös notiert er vom 9. September 1914 bis zum 12. Dezember 1915 seine Kriegserlebnisse in Frankreich. Einen visuellen Eindruck in die Gedanken-

welt der Kriegsteilnehmer geben die Bilder von handgefertigten Erinnerungsstücken. Diese wurden größtenteils aus Hinterlassenschaften der Grabenkämpfe gefertigt. Erstaunlich viele Exemplare werden von Privatleuten im Raum Tuttlingen bis heute aufbewahrt. Vielfach sind auch Orden und Ehrenzeichen von Kriegsteilnehmern 1914–18 erhalten. Ein Kapitel widmet sich diesen Auszeichnungen und deren Trägern im Raum Tuttlingen und Spaichingen.

Das Buch „Der Erste Weltkrieg im Raum Tuttlingen“ zeigt exemplarisch die

Auswirkungen des ersten industriell geprägten Krieges an der „Heimatfront“. Es vermittelt einen Einblick in die Gedankenwelt der Soldaten und der Angehörigen zu Hause. Die im Anhang aufgeführten Gefallenenlisten aus der Region Tuttlingen zeigen, wie verheerend die Verluste in den Gemeinden waren. Die vielen Soldaten, die schwerste Verletzungen hatten und zum Teil ihr Leben lang mit deren Folgen leben mussten, sind dabei noch nicht einmal erwähnt.

Harald Ketterer

JÜRGEN KRÜGER • HANSMARTIN SCHWARZMAIER • UDO WENNEMUTH (Hg.): Das evangelische Pfarrhaus im deutschsprachigen Südwesten – Oberrheinische Studien (Band 32)

Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e. V. • 2. Auflage.

388 Seiten, 80 Abbildungen, Hardcover – 34 Euro • Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2015.

Udo Wennemuth, einer der Herausgeber dieses Tagungsbandes, spricht in seiner Einleitung den „Verdacht“ aus, „dass das aktuelle Interesse am evangelischen Pfarrhaus ganz wesentlich durch die Prognostizierung bzw. Konstatierung der Krise des Pfarrhauses mitbestimmt ist, die auch sein Ende in die Kalkulation einbezieht“ (Seite 13).

Und noch schärfer formuliert es Georg Gottfried Gerner-Wolfhard: „Vielleicht haben wir diese Tagung noch rechtzeitig abgehalten – als Abgesang“ (Seite 269).

Vor allem bei den Beiträgen über die jüngste Vergangenheit spürt man, dass die Themen für die Autorin und die Autoren persönliche Bedeutung haben: Gerner-Wolfhard schreibt über „das evangelische Pfarrhaus in Baden im 19. und 20. Jahrhundert“, Claudius Kienzle aus württembergischer Erfahrung über „das evangelische Pfarrhaus im protestantischen Milieu der frühen Bundesrepublik“, Ulrich Bayer



über „die 68er und das Pfarrhaus“ und Sabine Liebig über „Pfarrfrauen im deutschen Südwesten im 20. Jahrhundert“.

Es werden auch die politischen Verfehlungen der Pfarrhäuser nicht verschwiegen, wenn beschrieben wird, wie sich manche Pfarrer bei den Deutschen Christen beteiligten und eng an die Nationalsozialisten anlehnten. Da wurde beispielsweise Horst Wessel als Pfarrerssohn herausgestellt oder die Pfarrfamilie als für die „deutsche Geniezüchtung“ wichtige Gruppe. Und ebenso erlebt man die konservative Haltung der Kirche als Organisation, wenn Sabine Liebig – übrigens der einzige weibliche Beitrag in dem Tagungsband – den mühsamen Kampf der Pfarrfrauen um Akzeptanz und Eigenständigkeit schildert.

In verschiedenen Beiträgen wird die Kulturgeschichte (Schneider-Harpprecht), Regionalgeschichte (Wennemuth) und Begriffsgeschichte (Ehmer) des evangelischen

Pfarrhauses aufgearbeitet. Zudem werden einzelne regionalgeschichtliche Beispiele dargestellt, so zur „Mobilität und Vernetzung in evangelischen Pfarrhäusern nach dem Dreißigjährigen Krieg“ (Hansmartin Schwarzmaier), zum „protestantischen Pfarrhaus in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg“ (J. F. Battenberg) und über „Johann Friedrich Oberlin“ (D. E. Düsterhaus).

Das Konzept „evangelisches Pfarrhaus“ geht auf Luthers Eheschließung zurück; der Begriff wurde allerdings erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts geläufig. Das Pfarrhaus war nicht nur ein Gebäude – diesen Aspekt beschreibt Jürgen Krüger mit zahlreichen Bildern –, sondern umschrieb den Beruf des Pfarrers und umfasste die ganze Pfarrfamilie. Das Pfarrhaus hatte Vorbildfunktion für christliches Leben, das Haus stand immer offen und Pfarrer und Pfarr-

frau waren immer dienstbereit. So war das Idealbild und so war der Anspruch. Die Beiträge zeigen, wie häufig die Wirklichkeit dem nicht entsprach, wenn es beispielsweise zu Ehekrisen im Pfarrhaus kam.

Die Evangelische Landeskirche in Baden hat die Tagung und die Veröffentlichung des Tagungsbandes unterstützt. Sie hat selbst 2006 ein Papier „Das evangelische Pfarrhaus – Thesen, Fragen und Handlungsempfehlungen“ herausgegeben, in dem sie die Frage stellt, ob das „System Pfarrhaus“ erhalten werden soll: Residenzpflicht, Geschlechterrollen, Erreichbarkeit, Teildienstverhältnisse und Finanzierbarkeit der Pfarrhäuser waren einige Stichwörter. Der vorliegende Tagungsband ermöglicht den Leserinnen und Lesern, diesen innerkirchlichen Überlegungsprozess besser zu verstehen.

Heinz Lörcher

Manfred Bosch • Oswald Burger: „Es war noch einmal ein Traum von einem Leben“. Schicksale jüdischer Landwirte am Bodensee 1930–1960 – Schriftenreihe Südseite Kultur und Geschichte des Bodenseekreises (Band 3). Herausgegeben vom Kulturamt des Bodenseekreises – 240 Seiten, 80 Abbildungen – 25 Euro • UVK Verlagsgesellschaft. Konstanz 2015.

Das Thema „jüdische Landwirte“ ist interessant, weil es die Situation einer sehr kleinen Minderheit ins Bewusstsein ruft. 1895 und 1907 war noch mehr als ein Drittel der deutschen Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig, von der deutschen jüdischen Bevölkerung waren es nur 1,6 %. Und in den Folgejahren nahm die Zahl der in der Landwirtschaft Beschäftigten massiv ab. Dabei gab es gerade in süddeutschen Dörfern viele Verbindungen von deutschen Juden zur Landwirtschaft: Eine nennenswerte Zahl lebte in der Nähe des Bodensees in kleinen Dörfern wie Gailingen, Randegg und Wangen. Nur ganz wenige betrieben selbst eine Landwirt-



schaft. Die meisten waren als Viehhändler mit der Landwirtschaft verbunden – vor 1933 waren wohl 20 % der deutschen Viehhändler jüdisch. Und durch jüdische Güterhändler gab es im süddeutschen Raum eine weitere Verbindung: Wenn Landwirte ihren Besitz versteigern mussten, sind immer wieder jüdische Zwischenhändler genannt.

Manfred Bosch und Oswald Burger behandeln in neun biografischen Skizzen eine ganz andere Verbindung von deutschen Juden zur Landwirtschaft. „Traum von einem Leben“ – das wird gewöhnlich nicht mit Landwirtschaft verbunden. Keine der beschriebenen Personen kam aus der Land-

wirtschaft; sie kamen alle aus bürgerlichem Elternhaus und meist aus akademischen Berufen:

Udo Rukser war Anwalt; die Väter von Ludwig Erlanger und Erich Bloch waren ebenfalls Anwälte und Erich Bloch hatte als Jurist promoviert. Lilli Ehrlichs Vater war Landgerichtsrat und sie hatte eine Ausbildung als Lehrerin. Werner Haberlands Vater und Großvater waren Bankiers, er selbst studierte Jura. Georg Lichts Vater war Kaufmann, er selbst studierte Jura und seine Frau Eva Medizin. Fritz Wohlgemuth war erfolgreicher Ingenieur und Vorstandsmitglied einer großen Baugesellschaft, seine Frau Johanna war Sprachlehrerin. Hugo Landauer war erfolgreicher Kaufmann. Kurt Badt hatte Kunstgeschichte studiert und in dem Fach promoviert.

Einen direkten Bezug zur Landwirtschaft hatten die wenigsten: Ludwig Erlanger studierte Landwirtschaft in Hohenheim, promovierte und erwarb mit seiner Frau Fanny, deren Vater Viehhändler war, einen Hof. Georg Licht hatte nach seinem Jurastudium ein landwirtschaftliches Gut in Pommern erworben und verwaltet. Julius Ehrlich hatte eine Gärtnerausbildung.

Aufgrund ihrer großbürgerlichen Herkunft hatten die meisten der behandelten Personen einen engen Bezug zur deutschen Kultur und zur Kunstszene; Rukser beispielsweise besaß bedeutende Kunstwerke. Durch die Verbundenheit mit deutscher

Geistesgeschichte hatte sich bei einigen „Landwirten“, wie bei Kurt Badt, die Landwirtschaft als „Traum“ herausgebildet. Und bei Hugo Landauer hatte sein sozialistisches Gedankengut, das ihn mit seinem Vetter Gustav Landauer verband, zu Vorstellungen von Produktivgenossenschaften geführt, die er in einer eigenen „Bauern-Zeitung“ ausbreitete.

In allen Beiträgen wird genau und bedrückend geschildert, wie sich die Enteignung im Dritten Reich vollzog und wie mühsam und demütigend die Restitutionsverfahren – der Begriff „Wiedergutmachung“ wird zu Recht in Anführungszeichen gesetzt – nach 1945 waren. Diese Beschreibungen sind leider typisch für die Schicksale der Juden, die den Holocaust überlebten. Dass einige nach 1945 nach Deutschland zurückkehrten, wie Erich Bloch, Werner Haberland, Kurt Badt und Fritz und Johanna Wohlgemuth, zeigt ihre tiefe Verbundenheit mit Deutschland. Dies bleibt ein Aspekt des „Traumes“, der uns immer noch berührt.

Mit dem hier vorliegenden Band 3 wird die Schriftenreihe „Südseite. Kultur und Geschichte des Bodenseekreises“ weitergeführt. Die Reihe wurde 2013 eröffnet mit STEFAN FEUCHT (Hg.): 1810 – Die vergessene Zäsur. Neue Grenzen in der Region Bodensee-Oberschwaben. Herausgegeben wird die Schriftenreihe vom Kulturamt des Bodenseekreises in Friedrichshafen.

Heinz Lörcher

JÖRN LEONHARD, KURT HOCHSTUHL und CHRISTOF STRAUß (Hg.):

Menschen im Krieg 1914–1918 am Oberrhein • Vivre en temps de guerre des deux côtés du Rhin 1914–1918 – Kolloquium zur gleichnamigen Ausstellung

208 Seiten – 19 Euro • Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2014.

Von der *maxima vis regni*, der größten Kraft des Reiches, hatte einst der mittelalterliche Geschichtsschreiber Otto von Freising gesprochen. Er meinte damit jene zur alemannischen Stammeskultur gehörende Region beiderseits des Oberrheins, die 850 Jahre später als grenzüberschrei-

tender, wenn auch kleinerer Teil der Westfront – am Hohneck auf dem Vogesenkamm kann man heute noch an den Pfählen der deutsch-französischen Grenze von 1871 rütteln – schmerzlich-traurige Berühmtheit erlangte.

Für die Einzelschicksale von Soldaten

und Zivilisten interessierten sich etwa anhand von Ego-Dokumenten (*Ich-Bellege*) wie Kriegstagebüchern und Feldpostbriefen im Herbst 2013 Historikerinnen und Historiker beider Länder. Sie suchten dort in ihren Landessprachen nach Merkmalen des „glokalen“ Krieges (Jörn Leonhard), die auf Reisen zu den Schlachtfeldern der „Grande guerre“ (exemplarisch: der Lingekopf in den Vogesen) vorkommen. Ebenso können sie an der „Frontstadt“ Freiburg, am Schlachtenort Mühlhausen (auf der Ehrenstätte an der Donaueschinger Fürstenbergstraße vermerkt), an den zu Kriegsbeginn „befreiten“ elsässischen Kantonen Altkirch, Thann und Munster oder an der Freiburger Volksliedersammlung von John Meier ausgemacht werden.

In dem Gedankenaustausch kam, wenn auch nur in Fußnoten, der periphere Osten der Oberrheinregion zu Wort, als Untersuchungen zu Kriegsgefangenenlagern (Heinrich Maulhardt in Villingen) und Kriegerdenkmälern (Hans und Helga Kaiser in Furtwangen). Arbeiten über Schwenningen am Neckar (Michael J. H. Zimmermann), über Schwenningen und Villingen (Barbara



Schneider) sowie über St. Georgen (Jörg Böcking) gehören neben Ulf Wielands Schülerpostkarten (siehe zu Wielandt auch Schriften der Baar 2015 und in diesem Band) in der Kategorie Ego-Dokumente erwähnt.

Und Donaueschingens elsässische Partnerstadt Saverne? 1913 machte diese in der schäbigen Zubernaffäre von sich reden; umkämpft war sie im Zweiten Weltkrieg. Zum Glück blieb jedoch das auf dem Fundament des 1779 abgebrannten Fürstenberg-Schlusses errichtete Château Rohan unversehrt. Im Übrigen fällt dem Leser bei dem Hinweis auf „Bruchsal im Ersten Weltkrieg“ von Josef Münch der zeitweilige Donaueschinger Schulleiter Leo Wohleb ein. Denn durch seine Tätigkeit als Vorstand des Milch- und Eieramtes sowie der Fleischversorgungskontrollstelle seit November 1916 machte er sich einen Namen als vorzüglicher Organisator.

Und am Ende verkündete unter den zahlreichen treffenden Illustrationen die SMS der ersten Abbildung keine neue Kurzbotschaft, sondern präsentierte *Seiner Majestät Schiff Zähringen* auf einer Kanalpassage.

Hugo Siefert

REINHARD ILG: Bedrohte Bildung – bedrohte Nation? • Mentalitätsgeschichtliche Studie zu humanistischen Schulen in Württemberg zwischen Reichsgründung und Weimarer Republik – 400 Seiten – 38 Euro • Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2015.

Auf die Frage nach dem Beginn des Lebens soll nach dem Rabbiner der Priester geantwortet haben, dass mit der Befruchtung alles anfangs, während dies für den Pastor erst mit dem Entstehen eines körperlich erkennbaren Embryos der Fall sei. Diese kleine Geschichte mit ihren Hauptpersonen illustriert recht gut, was Reinhard Ilg (Jahrgang 1966) in seiner Tübinger Dissertation

unter anderem an den evangelisch-theologischen Seminaren Maulbronn und Blaubeuren und den „Geistesburgen“ und „Musenheiligtümern“, nämlich den katholischen Konviktschulen Ehingen und Rottweil, aufzeigt und diskutiert.

Erstaunlich aktuell sind die Probleme: „*Mehr Naturwissenschaften am humanistischen [Rottweiler] Gymnasium!*“ ver-

langt 1906 Professor Matthäus Zoller. Er fordert damit erneut seinen Rektor Gustav Eble heraus, der wie 1865 Karl Kappes am Großherzoglichen Gymnasium zu Donaueschingen im üblichen Jahresschlussprogramm vehement für die alten Sprachen kämpft, in deren Reduzierung 2015 der französische Intellektuelle Charles Péguy eine Bildungskatastrophe, ja die Vernichtung einer ganzen Kultur und das Ende von allem sieht.

Wahre Gretchenfragen sind außerdem *Geistesbildung contra Herzensbildung*? Und sowieso: Einig mit Senecas „Nicht für die Schule, sondern fürs Leben lernen wir“? Was heißt gute Schule, Bildung überhaupt? Was ist der Lehrer wert, wie lauten sein Selbstverständnis und seine Selbsteinschätzung? So treten evangelische Pädagogen spürbar selbstbewusster auf als ihre katholischen Kollegen, die gelegentlich einen ausgeprägten Minderwertigkeitskomplex erkennen lassen; von ökumenischem Geist ist nichts zu spüren.

Wenn Gymnasialprofessoren und -rektoren sich zu politischen Fragen äußern, spielt ihre Konfession keine Rolle. Die Reichsgründung von 1871 beispielsweise



muss 25 Jahre später der national-konservative Rottweiler Schulleiter (und Theologe) Gustav Eble als die Idee eines deutschen Weltimperiums beschwören, indes 1911 Professor Karl Funk den kaiserlichen „Verteidiger der Kirche“ preist und Bismarck nur streift. Umso nachdrücklicher lobt Oberstudiendirektor Leo Wohleb am Donaueschinger Fürstenberg-Gymnasium 1931 den eisernen Kanzler anlässlich

des 60. Gründungsjubiläums.

Der Autor, selbst Deutsch- und Geschichtslehrer, reiht verständig und konsequent Beobachtungen an Recherchen, um sich nach kurzen problematisierenden Zwischenbilanzen am Ende sachlich-begründete Thesen und Erklärungsansätze zu liefern. Tatsächlich liegen ja Wahres und Falsches nah beieinander und beiden wird doch widersprochen.

Zuletzt fehlt noch die Antwort des Rabbiners. Folgt er also dem Habermas'schen „zwanglosen Zwang des besseren Arguments“, wenn er meint, das Leben beginne eigentlich erst, wenn die Kinder aus dem Haus und der Hund tot seien?

Hugo Siefert

JOACHIM KEMPER und PETER MÜLLER (Hg.): Klassisch, kreativ und digital – neue Ressourcen für „alte“ Archive – Vorträge des 74. Südwestdeutschen Archivtags am 23. und 24. Mai 2014 in Konstanz – 71 Seiten, 26 Abbildungen und 2 Tabellen – 10 Euro • Landesarchiv Baden-Württemberg. Stuttgart 2015.

Für den Archivar unserer Tage gilt es, historische Quellen, die weder sprechen noch sprudeln können, zu befragen. Er muss methodische Arbeitsweisen erproben, die Herkunft des Materials korrekt nachweisen, alles verständlich darzustellen und vor allem verlässlich-datensicher, dauerhaft und be-

ständig bewahren. Das alles kostet viel Geld und verlangt sachverständiges und fachlich kompetentes Personal.

Die vorliegende Schrift, deren Cover auch eine Aufnahme aus dem F.F. Archiv zeigt, zeigt Chancen auf, motivierte Freiwillige und Praktikanten für Archivdienste

zu gewinnen und das Fundraising, die virtuelle Mittelbeschaffung und Personalsuche (*Crowdsourcing* und *Crowdfunding*), zu aktivieren. Und da es aus allen Ecken „*Die Welt ist digital! Digital ist allgegenwärtig*“ und „*Das unmittelbare Milieu des Menschen ist nicht mehr lokal, sondern digital!*“ tönt, wird der Archivar reagieren müssen.



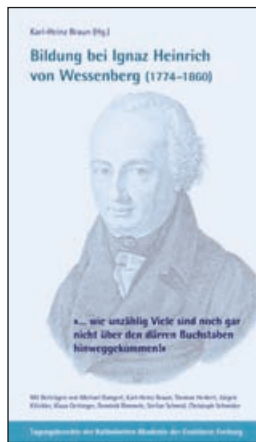
Darüber hinaus erfordert dies umfangreiche Hard- und Software, Räumlichkeiten und externe Dienste, wie sie etwa das Archiv des Baarvereins, das mit seinem Bestand allenfalls in der sechstklassigen Verbandsliga der Archive spielt, nicht besitzen. Da müssten leicht Zehntausende Euro aufgebracht werden.

Hugo Siefert

KARL-HEINZ BRAUN (Hg.): Bildung bei Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860)
 151 Seiten – 13 Euro • Verlag der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg.
 Freiburg im Breisgau 2014.

Der Konstanzer Generalvikar Wessenberg wurde schon zu Lebzeiten kaltgestellt, man habe ihm „*die Fersen durchschnitten*“ und ihn „*wie einen ungefüßigen Stein weggeworfen*“, formuliert er selbst in einem Brief (Seite 26). Dennoch ist er nicht in der „Krypta“ der Kirchengeschichte verschwunden. In Konstanz ist er als Stifter stets in Erinnerung geblieben, obwohl er zu Lebzeiten in Distanz zur Bürgerschaft verharnte, wie Stadtarchivar Jürgen Klöckler im letzten Beitrag des Bandes ausführt. Der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg kommt das Verdienst zu, Wessenberg mit zwei Tagungen auch auf Bistumsebene im Gedächtnis zu halten, 1988 zum Thema „Kirche und Aufklärung“, 2010 aus Anlass von Wessenbergs 150. Todestag zur Frage „Wie kommen Gott und Welt zusammen?“ Das vorliegende Bändchen dokumentiert die dort gehaltenen Vorträge.

„Bildung“ ist der Schlüsselbegriff, der alle Bereiche von Wessenbergs Denken und Handeln eröffnet. Er wird einleitend nicht systematisch definiert, sondern zunächst



mit einigen Perspektivierungen erschlossen. Akademiendirektor Thomas Herkert beschreibt Bildung als „Ermächtigung zum Menschsein“, durch die Freiheit und Eigenverantwortung verwirklicht werden (Seite 18 f.). Das ist sicher richtig, könnte in dieser Allgemeinheit aber auch dem Leitbild einer baden-württembergischen Gemeinschaftsschule entnommen sein. Deutlicher auf Wessenberg bezieht sich der Tagungsleiter Karl-Heinz

Braun, wenn er Intensivierung von Frömmigkeit und Sendung für die Welt als die beiden Pole seines Bildungskonzepts beschreibt: Der Christ soll seine Gottesbeziehung durch verstandesmäßige Zugänge vertiefen und dazu mit Hilfe von Multiplikatoren durch Liturgie, Predigt und Lektüre befähigt werden (Seite 11 f.).

Von diesem vielseitigen Bildungskonzept aus können verschiedene Wege der Realisierung aufgezeigt werden. Stefan Schmid stellt dar, welches Gewicht Wessenberg auf die Bildung der Priester im Meersburger Seminar, aber auch auf die von ihm einge-

richteten verpflichtenden Pastoralkonferenzen gelegt hat. Auf diese Weise hat er den Wirkungsbereich des Priesters über Liturgie und Sakramentenspendung hinaus auf Seelsorge und Glaubensunterweisung hin nachhaltig erweitert. Die so gebildeten Priester waren gehalten, in den Dekanaten ganz im Stil des 19. Jahrhunderts Lesegesellschaften einzurichten, deren Tätigkeit der Bistumsverweser aufmerksam verfolgte, wie Dominik Rimmele am Beispiel des Landkapitels Waldshut beschreibt. Christoph Schmider führt aus, wie der Generalvikar mit der Einführung des Konstanzer Gesangbuchs 1812 und insbesondere mit seinen Psalmen-Nachdichtungen den bewussten Mitvollzug der Liturgie zu fördern suchte. Von herausragender Bedeutung für Wessenberg war die bildende Kunst, erläutert Michael Bangert im längsten Beitrag dieses Bandes. Sie könne Menschsein und Glaube gleichermaßen befördern und dazu beitragen, den Menschen moralischer und religiöser zu machen. Deshalb forderte Wessenberg eine staatliche Kunstpolitik, förderte ohne Vorbehalte auch eine Malerin wie Maria Ellenrieder und legte eine umfassende Kunstsammlung an, die er schon zu Lebzeiten der Öffentlichkeit zugänglich machte.

Wessenberg erscheint in diesem Band nicht als Übermensch, seine Grenzen werden angesprochen. Mit seinem Musikverständnis war es „*nicht weit her*“ (Seite 55), und sein umfangreiches lyrisches Schaffen sieht Klaus Oettinger an der Grenze zum Kitsch und bescheinigt ihm eine eher dürftige theologische Substanz, wie überhaupt Wessenbergs Gottesbild abstrakt bleibe und mit dem Widerspruch von „*Urgeist*“ und liebendem Wesen in die Aporie gerate (Seite 86). Selbst in der bildenden Kunst hat Wessenberg seine blinden Flecken, indem er die Renaissance hochschätzt, vor allem Raffael, aber zum Mittelalter keinen Zugang gewinnt.

Bildung, so bringt uns die Lektüre dieser Schrift nahe, ist für Wessenberg mehr als der verstandesmäßige Zugang zur Welt und zu Gott. Was die Vernunft erschließt, soll im Gemüt verankert sein; indem sie Herz und Verstand ergreift, ist Bildung ein gesamt menschlicher Akt. Das mag bei einem Aufklärer nur auf den ersten Blick überraschen. Es zeigt überdies, in welchem hohem Maß Wessenbergs Argumente „*durchaus als Überlegungen für heute reflektiert werden könnten*“. (Seite 27)

Michael Tocha

THOMAS KNUBBEN: *Mesmer oder Die Erkundung der dunklen Seite des Mondes*

232 Seiten, 15 Abbildungen, gebunden mit Schutzumschlag – 24 Euro • Klöpfer & Meyer. Tübingen 2015.

Der Aufklärer und Wunderdoktor Franz Anton Mesmer ist Musikfreunden aus dem ersten Finale von Mozarts Oper *Così fan tutti* bekannt. Zwei exotisch verkleidete junge Männer täuschen dort ihren Selbstmord vor, um bei ihren von der Verkleidung getäuschten Bräuten Mitleid und Liebe zu erwecken. Die beiden Scheintoten werden aber von einem „Doktor“ – tatsächlich ist es das verkleidete Hausmädchen – durch einen rätselhaften Magnetismus wieder zum Leben erweckt.

Mozarts Librettist Lorenzo da Ponte lässt den angeblichen Arzt nicht nur falsches Latein sprechen („*Salvete amabiles bonae puellae*“) sondern auch alle Sprachen aufzählen, die der Gelehrte darüber hinaus angeblich beherrscht: „*So il greco e l'arabo, So il turco e il vandalo; Lo svevo e il tartaro*“. Das Schwäbische („*svevo*“), das damals noch nicht vom Bodenseeelemanischen unterschieden wurde und hier zwischen dem Vandalischen und dem Tataarischen steht, war tatsächlich die Mutter-

sprache Mesmers, der 1734 in Iznang am Bodensee als Sohn eines Försters zur Welt kam. An seinen Dialekt dürfte Mozart sich erinnern haben, als er im Winter 1789/1790 mit Lorenzo da Ponte an dieser Oper arbeitete, denn die Familie Mozart war 15 Jahre zuvor einige Zeit im Wiener Palais des durch Heirat vermögend gewordenen Arztes regelmäßig ein- und ausgegangen.

Mesmer hatte Wien allerdings bereits im Jahr 1778 verlassen und war nach Paris übersiedelt, wo er versuchte, Anerkennung für seine Thesen zum „*tierischen Magnetismus*“ zu finden. Schnell wurde er von dort zu einer internationalen Berühmtheit, seine Thesen allerdings wurden im Jahr 1784 von eigens zur deren Prüfung durch den französischen König eingesetzten wissenschaftlichen Kommissionen als unhaltbar zurückgewiesen. Später lebte Mesmer wieder in der Nähe seiner Heimat, in Wagenhausen bei Stein am Rhein, in Konstanz, in Frauenfeld und in Meersburg, wo er 1815 starb und begraben wurde.

Der in Rottweil geborene Thomas Knubben, der lange Zeit als Kulturreferent in Ravensburg wirkte und seit 2003 als Professor für Kulturwissenschaft und Kulturmanagement an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg lehrt, hat einen biographischen Essay zu Franz Anton Mesmer vorgelegt. Knubben hat als Kurator die Ausstellung betreut, die die Stadt Meersburg im Jahr 2015 aus Anlass des 200. Todestages Mesmers veranstaltete.

Zu Beginn des Buches charakterisiert Knubben mit einem Zitat aus dem im Stadtarchiv Meersburg neu aufgefundenen Tes-



tament den radikal aufklärerischen Ansatz Mesmers. Da er „*im Leben kein Amt oder Titel geführt habe*“ wünsche er „*wie ein jeder gemeine Mann beerdigt zu werden*“, verlangte aber, dass „*vorher mein Körper aufgeschnitten und geöffnet werde, und besonders in der Gegend der Blase gesehen werde, was die Ursache des vieljährigen Leidens gewesen sein*“.

Das Buch kann dazu beitragen, Interesse für Mesmers Leben und Forschungen zu wecken, bie-

tet aber nicht mehr als einen ersten Einstieg. Hintergründe und Folgen von Mesmers Theorien werden nur angedeutet und im Detail bleibt manches ungenau.

So ist etwa zu lesen, Mesmer sei im Jahr 1770, als sein Freund Franz Xaver Messerschmidt eine Büste von ihm anfertigte, „*von seinen Bekannten*“ (Seite 47) als „*ein schöner kräftiger junger Mann*“ beschrieben worden. Tatsächlich aber stammt diese Beschreibung aus den 1844 erstmals erschienenen Lebenserinnerungen der Schriftstellerin Caroline Pichler, die erst im September 1769 geboren wurde und den berühmten Arzt wohl nicht vor den späten 1770er Jahren bewusst wahrgenommen haben dürfte. Leider hat der Verlag nicht nur eine Abbildung dieser Büste Messerschmidts, auf deren Entstehung Knubben ausführlich eingeht, den Lesern vorenthalten, sondern auch die Abbildung des sehr lebensnah wirkenden, einzigen in Öl gemalten Porträts. Auch dieses wird im Buch beschrieben und war auch in der Meersburger Ausstellung des vergangenen Jahres zu sehen.

Friedemann Kawohl

PETER POGUNTKE (Hg.): Stuttgarter Lebenswege im Nationalsozialismus • Sieben Biographien – 192 Seiten, gebunden – 29 Euro • Südverlag, Konstanz 2015.

Im Vorwort des Herausgebers stellt dieser fest, dass die monströsen Verbrechen des NS-Staates abstrakt und anonym bleiben, wenn sie nicht an einzelnen Beispielen anschaulich gemacht werden. Das ist das Ziel dieses Buches und mit Absicht werden die Schicksale von Opfern *und* Tätern geschildert. Für das Erscheinen des Buches wurde bewusst das Jahr 2015 gewählt, weil vor genau 70 Jahren Krieg und NS-Herrschaft endeten.



Die gehobenen bürgerlichen Kreise stellten die NS-Herrschaft nicht infrage, weil sie ein schlechtes Gewissen hatten, eingeschüchtert waren und das öffentliche Leben gelähmt war. Die Konsequenz war der Rückzug in die Privatheit, und diese Art der Verweigerung ermöglichte den Erfolg des Regimes.

Bei den Arbeitern bestand zu Beginn der NS-Herrschaft eine erhebliche Unzufriedenheit über die

Es folgt eine historisch korrekte Kurzchronik der „Tausend Jahre“, der sich ein lesenswerter Überblick über das Verhältnis von NS-Herrschaft und Stuttgarter Stadtgesellschaft von 1933 bis 1945 anschließt: Wie kam es, dass eine von Fachwissen und Kontinuität geprägte Beamenschaft, eine mittelständische Wirtschaft und eine insgesamt sozial homogene und stabile Stadtgesellschaft sich ins NS-Regime integrierten?

Wichtig war der Wirtschaft die Erhaltung der ökonomischen Stellung durch rasche konjunkturelle Belebung Anfang der 1930er Jahre. In einer pietistisch grundierten Stadt gab es durchaus Affinitäten zu einem Arbeitsethos, das im neuen System unter dem Motto stand: „*Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen!*“ So wurden von der Stadt Lager für sogenannte Arbeitsscheue eingerichtet, um sie auf den Weg der Volksgemeinschaft zu führen. Die 1937 erfolgte Ausgrenzung von sogenannten Asozialen, Homosexuellen, Sinti und Roma und die Verfolgung der Kommunisten durch Himmlers Asozialenerlass war kein spezifisches NS-Programm; sie fand breite Zustimmung – wenn nicht immer im Vorgehen, so doch in der Sache!

hohen Lebenshaltungskosten und die eingeschränkte Versorgung mit Gütern des täglichen Bedarfs als Folge der Wirtschaftskrise. Aber im Rüstungszentrum Stuttgart herrschte durch die enorme Aufrüstungspolitik der Nazis rasch Vollbeschäftigung und es wurden hohe Löhne gezahlt. Ein politischer Widerstand der organisierten Arbeiterschaft, überwiegend von Kommunisten getragen, war von den sogenannten Sicherheitsorganen sehr früh zerschlagen worden und existierte nicht mehr.

Der Krieg festigte dann einerseits den nationalen Grundkonsens. Auf der anderen Seite wuchs die Unzufriedenheit mit den alltäglichen Lebensbedingungen und den sozialen Ungerechtigkeiten, je länger der Krieg dauerte. Aber all dieser Missmut blieb auf der Ebene eines systemimmanenten Murrens.

Als die Alliierten die Stadt gegen Ende 1944 verstärkt mit Bombenangriffen überzogen, überwog auch jenseits politischer Überzeugungen eine Art nationalen Pflichtgefühls – man wollte nicht von der Fahne gehen. Im Herbst 1944 war das alte Stuttgart zerstört. Angesichts der militärischen Lage war die Mehrheit der Bevölkerung Anfang April 1945 sich der Tatsache der

militärischen Niederlage bewusst. So lebte die Bevölkerung in Erwartung der Übergabe der Stadt an die Sieger.

Der 22. April 1945, der Tag der formellen Übergabe Stuttgarts an die Alliierten, und der 8. Mai, der Tag der deutschen Kapitulation, bedeuteten historisch eine doppelte Befreiung: die Befreiung vom Krieg und die Befreiung von der NS-Herrschaft. Die zeitgenössische Erfahrung war jedoch eine ganz andere: In Zeitzeugenberichten werden am häufigsten die Begriffe „Niederlage“ und „Zusammenbruch“ verwendet, nicht selten ist von „Untergang“ die Rede.

In weiten Kreisen der Bevölkerung herrschte ein Zustand der Lethargie. Die Menschen zeigten keinerlei Interesse an politischen Prozessen, sondern sahen nur die Trümmerhaufen und die Ernährungs- und Brennstoff Sorgen des kommenden Winters. Erst im Mai 1946 wurden die ersten Gemeinderatswahlen abgehalten, die wie schon vor 1933 eine bürgerliche Mehrheit ergab und damit eine gewisse politische Kontinuität nach den schrecklichen 12 Jahren der NS-Herrschaft garantierte.

Es folgen die sieben Biografien, jeweils etwa 15 Seiten umfassend und jede von einem anderen Autor geschrieben.

Beispielhaft sollen je eine Opfer- und eine Täterbiografie in Kurzfassung vorgestellt werden. Den beeindruckenden Beginn als Opfer macht „Josef Eberle (1901–1986) – zwei Leben im 20. Jahrhundert“ von Thomas Borgmann. Im ersten Leben wurden er und seine jüdische Ehefrau, von der er sich nicht trennte, deswegen über 12 Jahre von den Nazis verfolgt und gedemütigt. Nach Kriegsende begann sein zweites Leben, in dem er Gründungsherausgeber und erster Chefredakteur der angesehenen „Stuttgarter Zeitung“ wurde. Als großzügiger Mäzen legte er den Grundstock für das Deutsche Literaturarchiv in Marbach, gleichzeitig war er auch ein viel gelesener Dichter und Schriftsteller. Die renommierte Hamburger Wochenzeitung „Die Zeit“

nannte ihn in den 1960er Jahren den gebildetsten deutschen Journalisten!

In der Täterbiografie geht es um „Hermann Albert Cuhorst (1899–1991) – ein alter Kämpfer als Sonderrichter“ von Stefan Baur.

Cuhorst entstammte einer alten traditionsbewussten Familie. Sein Vater war Staatsanwalt in Stuttgart und auch er wurde Jurist. Bereits im Studium in Tübingen schloss er sich einer Freikorps-Einheit an und driftete mit seiner Weltanschauung immer weiter in das extreme rechte Spektrum, bis er schließlich 1930 konsequenterweise in die NSDAP eintrat. Nach der Machtübernahme Hitlers am 30. Januar 1933 begann somit für ihn als „Alten Kämpfer“ eine steile Karriere im Justizdienst, bis er schließlich 1938 Vorsitzender des politischen Sondergerichts Stuttgart wurde und dies bis zum Kriegsende blieb. Diese Sondergerichte übten eine politische Gewaltjustiz aus mit der Absicht, die NS-Herrschaft zu festigen. So wurden die Rechtsmittel der Verteidigung massiv beschränkt und Einsprüche gegen die Urteile ausgeschlossen. Der berüchtigte Präsident des Volksgerichtshofes, Roland Freisler, bezeichnete die Sondergerichte als die „*Panzertruppe der Justiz*“.

Und wie Freisler entwickelte sich Cuhorst zu einem fanatischen, gnadenlosen und brutalen Blutrichter, dem mit der Zeit alle Maßstäbe abhanden gekommen waren. Während des Krieges wurde er mehr und mehr zu einem „furchtbaren Juristen“ im wahrsten Sinne des Wortes. Je ungünstiger sich der Kriegsverlauf für Deutschland und die Lebensverhältnisse in Deutschland entwickelten, desto rabiater wüteten die Sondergerichte, die zu Standgerichten verkamen. In Stuttgart wurde der größte Teil der Todesurteile im Nationalsozialismus nach 1942 ausgesprochen.

Nach der Kapitulation wurde Cuhorst gefangen genommen und nach Nürnberg überstellt, wo er als einer von drei Sonderrichtern im Nürnberger Juristenprozess an-

geklagt wurde. Aber da die Akten des Sondergerichts Stuttgart durch die Bombardierung der Stadt im September 1944 vernichtet wurden, gelang kein Schuldnachweis und er wurde freigesprochen. Nach seiner Rückkehr nach Württemberg war aber dort die Entrüstung über den Freispruch groß und Cuhorst wurde im Entnazifizierungsprozess durch Zeugenaussagen so belastet, dass er als „Hauptschuldiger“ eingestuft und mit Haft und Vermögensentzug bestraft wurde. Doch bereits Anfang der 1950er Jahre wurde er entlassen.

Die Rückkehr in den Justizdienst gelang

ihm aber ebenso wenig wie seine Rehabilitation, und seine Klage auf Versorgungsbezüge wurde abgewiesen. Hermann Cuhorst blieb mit seinen rechtsradikalen Überzeugungen unbelehrbar und starb 1991 in Kressbronn am Bodensee.

Im Spiegel der sieben Einzelschicksale bildet sich eine Phase der deutschen Geschichte, die von Krieg und Gewalt geprägt war, eindrucksvoll ab und macht sie besser nachvollziehbar – und damit ist der vom Herausgeber im Vorwort anvisierte Zweck des Buches vollständig erfüllt.

Hans Keusen

WALTER RÜGERT: Jan Hus • Auf den Spuren des böhmischen Reformators

112 Seiten, Klappenbroschur – 16 Euro • Südverlag. Konstanz 2015.

Besser und schneller kann man sich nicht über Jan Hus informieren: Ein kleines, kompaktes Buch, spannend geschrieben, alles Wichtige in perfekten Bildern dargestellt. Dem Konstanzener Dr. Walter Rügert ist hier eine hervorragende Einführung gelungen.

Doch es stellt sich die Frage, was Jan Hus uns heute 600 Jahre nach seinem Tod noch sagen kann. Da ist ein böhmischer Theologe und Reformator am Beginn des 15. Jahrhunderts, der sich gegen die verfasste Kirche auflehnt und durch seine Predigten Unruhe unter das Volk bringt. Er will eine Reform seiner Kirche, „eine Kirche, die näher bei den Menschen ist“ (Seite 107). Da fragt man sich zunächst: Wie sah denn die politische Lage in dieser Wendezeit aus? Die Kirche ist gespalten. Mit der Rückkehr des Papstes aus Avignon (1376) war eine große Hoffnung verbunden, doch es gab weiterhin zwei Päpste. Das Konzil von Pisa (1409)



sollte eine neue Ordnung schaffen. Das gelingt nicht. Nun gibt es drei Päpste. Der römisch-deutsche König Sigismund greift schließlich als machtbewusster Politiker nach Festigung seiner Stellung im eigenen Land ins Geschehen ein und verlangt ein Konzil in seinem Machtbereich. Konstanz ist nun vier Jahre lang Konzilsstadt.

Das Konzil will die Kirchenspaltung beenden, die Kirche reformieren und nebenbei auch noch aufrührerische Bewegungen stoppen (5). Da kommen die böhmischen Theologen ins Spiel, die seit einiger Zeit neue Lehren verbreiten. Böhmen wurde unter Karl IV. zum Kernland des Reiches und Prag mit der ersten Universität in Mitteleuropa zu einem der wichtigsten geistigen und kulturellen Zentren (15). Die Universität (seit 1348) gehört zu den ältesten europäischen Universitäten mit Bologna (vor 1158), Paris (vor 1200), Oxford (vor 1214) und Florenz (1349). Die

böhmischen Theologen in Prag sind also keine Hinterwäldler. Der Austausch mit Oxford bringt neue Ideen (John Wyclif 1320–1384). Jan Hus ist als Hochschullehrer und Prediger tätig. „Einen zentralen Stellenwert nahmen Ausführungen zu aktuellen kirchenpolitischen Ereignissen ein.“ (22). Er prangert offen die Missstände in der Kirche an und kritisiert auch den Lebenswandel der Kleriker. Dabei nimmt er die Ansätze einer in Böhmen schon seit längerer Zeit verbreiteten reformorientierten Kirchenkritik auf (24).

Die Situation eskaliert ab 1410 mit der Vorladung nach Rom und 1412 mit dem Ablassstreit. Jan Hus reist schließlich nach Konstanz, weil König Sigismund angeblich seine Anwesenheit wünscht (49). Er will dort unter dem Schutz des Königs, der einen Geleitbrief ausgestellt hat, und der Zusage des Papstes (53), der aber inzwischen ohne Macht ist, über Theologie diskutieren. Kennt er sich als Professor denn nicht im Kirchenrecht aus? Das Gewaltmonopol der Kirche ist doch bekannt (107). Jedenfalls geht es nicht um Diskussion, sondern um Widerruf und Unterwerfung. Das Predigen in Konstanz wird ihm schnell untersagt, drei Wochen später wird er inhaftiert. Nach einigen „Anhörungen“ im Juni 1415 geht alles ganz schnell. Sein Mitstreiter Hieronymus von Prag erleidet ein Jahr später das gleiche Schicksal.

Bei der letzten Sitzung zeigt König Sigismund, welchen Wert königliche Dokumente und Schutzversprechen des mächtigsten Mannes der damaligen Zeit haben. Er wolle einen Ketzer nicht verteidigen, so seine Erklärung (58). Dann das Urteil und am selben Tag der Scheiterhaufen. Für den Historiker des Vatikans scheint die Rechtslage aus heutiger Sicht klar: Jan Hus sei zwar ein „frommer, gewissenhafter Priester“ gewesen, aber „zweifelloso Häretiker hinsichtlich seines Kirchenbegriffs“ (107).

Hundert Jahre später wäre es Martin Luther wohl ähnlich gegangen, wenn er

nicht mächtige Fürsten als Schutzherren gehabt hätte. Luther sprach mit Blick auf Hus von einem „*Vermächtnis, das nun eingelöst wurde*“ (94) und trat „*offen für eine Union mit den Hussiten ein*“ (93). Nach dem Westfälischen Frieden (1648) gründeten die Nachfahren der auf Jan Hus zurückgehenden, in der Heimat verfolgten Böhmisches Brüder in der Oberlausitz die evangelische Herrnhuter Brüdergemeine (Graf Zinzendorf). In Königsfeld im Schwarzwald besteht eine lebendige Gemeinde in unserer Nähe. So ist es nachvollziehbar, wenn heute gesagt wird, dass die Reformation eigentlich nicht bei Luther begann, sondern schon bei Jan Hus (94).

Großartig sind die Darstellungen des Konzilschronisten Ulrich Richental (64), die älteste Stadtansicht Prags (14) und viele zeitgenössische und aktuelle Darstellungen. In 18 Kapiteln zeigt uns Walter Rügert die Stationen: Da sind die frühen Jahre und die Predigtzeit in Böhmen, der Einfluss des englischen Reformators Wyclif, der Ablassstreit mit dem Papst, das neue Verständnis von Kirche und schließlich das Konstanzer Konzil. Er spannt dann den Bogen weiter von der hussitischen Revolution über das Verhältnis von Luther zu Jan Hus bis in die Gegenwart. Ein interessantes Kapitel am Schluss beleuchtet die politische Vereinbarung von Hus. Da kann man nur den Kopf schütteln (104).

Mit einem stabilen Klappenumschlag ausgestattet, kann man das kleine Buch von Walter Rügert gut auf Reisen nach Konstanz (2017: „Jahr der Religionen“) und auch in die Tschechische Republik mitnehmen. 500 Jahre Reformation im Jahr 2017 ist ein besonderer Anlass. Denn dort in Böhmen hat ja eigentlich alles begonnen.

Bücher zum Konstanzer Konzil wurden in den *Schriften der Baar* bereits vorgestellt: In den Bänden 2015 (ab Seite 227 – von Ansgar Frenken und ebenfalls von Walter Rügert) und 2014 (ab Seite 217).

Rolf Baiker

GEORG PATZER: Die Geschichte des Südwestens • Wie wir wurden, was wir sind

256 Seiten mit 167 Abbildungen, Bibliografie und Zeittafel, gebunden – 25 Euro
Verlag Konrad Theiss, Darmstadt 2015.

Das Buch ist aus einer Doku-Reihe des SWR-Fernsehens vom Oktober 2015 hervorgegangen. Dieser Ursprung spiegelt sich in der regionalen Eingrenzung und im Aufbau wider: Den Bezugsrahmen bilden die heutigen Länder Saarland, Rheinland-Pfalz und Baden-Württemberg. Die sieben Kapitel stellen in sich geschlossene, chronologisch angeordnete thematische Blöcke dar. Sie werden von der Frage zusammengehalten, wie „wir“ geworden sind, was wir heute sind. Es geht also um die Suche nach einer regionalen geschichtlichen Identität. Die Darstellung setzt mit dem Mittelalter ein und führt über das Reformationszeitalter, die Frühe Neuzeit, die bürgerlichen Revolutionen, die Industrialisierung und die Katastrophen des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

Das Buch als solches wirkt mit seinem übersichtlichen Layout auf Glanzpapier gediegen und bietet eine Fülle von ansprechenden Abbildungen, darunter auch zahlreiche Karten. Hin und wieder werden auch Standfotos aus der Fernsehdokumentation verwendet, wie die Erhebung der Söhne Kaiser Barbarossas zu Rittern (Seite 18) oder Bischof Sproll mit seinem Generalvikar (Seite 217). Vor dem Hintergrund der großen, das heißt der deutschen und europäischen Geschichte, werden wichtige regionale Erscheinungen abgehandelt, zum Beispiel die große Ravensburger Handelsgesellschaft oder der Kampf um das AKW Wyhl. Sogar mancher nur vermeintlich am Rande liegende Stoff wird aufgegriffen – etwa die Hoffaktoren in Württemberg oder



die Porzellanindustrie des 18. Jahrhunderts – und rundet die Kenntnis der regionalen Geschichte auf anschauliche Weise ab. Dass der Bauernkrieg, das Zeitalter der Französischen Revolution oder der Widerstand gegen den Nationalsozialismus einen so breiten Raum einnehmen, erklärt sich aus der These des Verfassers, demokratisches Aufbegehren gehöre zur besonderen Geschichte des Südwestens (Seite 7).

Auf der anderen Seite lässt der Autor Möglichkeiten ungenutzt, regionale Konturen herauszuarbeiten. Die Römer saßen an Mosel, Rhein, Neckar und Donau, sonst nirgendwo in Deutschland – kann man das Land vor dem Limes mit Trier, Mainz und Rottweil ohne sie historisch verstehen? Die Aneinanderreihung einzelner Städtegeschichten (Seite 39 ff.) sagt wenig aus, wenn nicht quer dazu die Besonderheiten der südwestdeutschen Städtelandschaft, zum Beispiel die hohe Dichte an Reichsstädten, beschrieben wird. Die bis heute nachwirkende Sonderentwicklung der oberdeutschen Reformation bleibt als solche unscharf, weil zu viel von Luther (Seite 56 bis 59) und zu wenig von Blarer, Brenz und Zwingli (Seite 62) die Rede ist. In diesem Zusammenhang hätte es sich angeboten, das Nebeneinander der Konfessionen im politisch kleinräumigen Südwesten, das die Gemüter in Villingen-Schwenningen, Tennenbronn oder einer bikonfessionellen ehemaligen Reichsstadt wie Ravensburg bis in die Gegenwart beeinflusst, zu schildern. Auch von der einzigartigen Barockkultur Oberschwabens ist leider mit keinem Wort die Rede.

Das Buch endet mit einem Bild der Mevlana-Moschee in Ravensburg und Christian Wulffs Satz, dass der Islam zu Deutschland gehöre. Der Leser würde vielleicht überzeugter zustimmen, wenn das

Buch frühere, gelungene Beispiele von Einwanderung und Integration angeführt hätte. Aktueller allerdings könnte der Ausblick nicht sein.

Michael Tocha

JOSEF BEHA (Stadtpfarrer †): Predigten für die Narren 1991–2005.

Aus dem Nachlass herausgegeben vom Geschichts- und Heimatverein Furtwangen
182 Seiten – 15 Euro • Furtwangen 2015.

Hat Jesus gelacht? Die Bibel berichtet davon nicht. Aber sie berichtet auch nicht, dass er Haare gehabt habe, hatte er deshalb keine? Jesus war auch den Freuden des Lebens zugezogen. Der Humor hat deshalb Platz auch in der Kirche, auch wenn viele anderer Meinung sind, meint der Prediger. Damit setzt er den Grundton für 19 Narrenpredigten, die er als Stadtpfarrer von Furtwangen von 1991 bis 2005 gehalten hat. Aus Anlass seines 10. Todestages hat der Furtwanger Geschichts- und Heimatverein Ende 2015 die Predigten aus dem Nachlass mit dem vorliegenden Buch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Texte werden hier und da aufgelockert durch Fotos von beteiligten Personen oder kirchlichen Kunstwerken. Am Ende des Bandes findet sich eine Würdigung des verstorbenen Stadtpfarrers von Matthias Winter.

Die Narrenpredigt hat als Gattung Tradition, man schaue nur einmal ins Internet und staune über die Fülle der Beispiele, die sich auftut. Was die Predigt im Kern leisten soll, nämlich die Deutung der Heiligen Schrift, wird man bei dieser Variante eher nicht erwarten können. Stattdessen geht es um Menschliches, uns wird der Spiegel vorgehalten. Der Humor als Grundton schließt keineswegs aus, dass die Schrullen, aber auch die größeren Irrungen der Zeitgenossen, die Kirche eingeschlossen, deutlicher



Kritik unterzogen werden. Pfarrer Beha versteht es, da alle Register zu ziehen. Wir alle tragen Masken, führt er 1993 aus, nicht nur die Narren, sondern gerade auch die, die sich das ganze Jahr über seriös und fromm geben. Gott aber schaut hinter jede Maske und kennt den Menschen darunter. Die Sammlung beginnt 1991, als die Fastnacht wegen des Golfkriegs ausgesetzt wurde. Der Prediger empfindet es als Heuchelei, dass ansonsten „so ziemlich alles beim alten geblieben“ ist – Leiden, Ungerechtigkeit und Grausamkeit. 1995 greift er die Thematik wieder auf: Nun wütet der Jugoslawienkrieg ganz nah, in Europa selbst, aber die „Golfkriegsbüßer“ finden „*nicht e einzig Friedenswort*“ (Seite 29). Sogar nach zehn Jahren (2001) kommt er auf jenen Begriff nochmals zurück (Seite 100). Auf diese Weise verknüpft, ergeben die Predigten eine Chronik unserer Zeit mit ihren Torheiten und Widersprüchen. Es gibt kaum ein Thema, das in diesen Texten nicht vorkäme – Umweltschutz und Gottesdienstgestaltung, Nörgelei am Papst, Medienkritik, die Ereignisse im Städtle. Die Grundthematik von kritischer Selbsterkenntnis und Umkehr läuft dabei immer mit.

1993 entschloss sich Pfarrer Beha, seine Narrenpredigten in gereimter Form auf Alemannisch vorzutragen. Gegenüber der bisher gewählten hochdeutschen Prosa

eröffnete das neue Möglichkeiten: Auf diese Weise „*kann mer wage / au e kritisch Wort zu sage. / Denn im Versmaß hört sich dann / alles ganz manierlich an*“ (Seite 47). Mag auch die Form milde sein, inhaltlich geht es immer wieder zur Sache. Das bleibt

lesenswert über den Tag hinaus – oder vielmehr: hörenschrift! Die Verspredigten sollten laut vorgelesen werden, so entfalten sie umso sicherer ihr Potenzial an Vergnügen und Nachdenklichkeit.

Michael Tocha

WOLF HOCKENJOS: Wo Wildnis entsteht • Der Bannwald Zweribach im Schwarzwald 160 Seiten, Hardcover – 35 Euro. Der Kleine Buch Verlag, Karlsruhe 2015.

Wolf Hockenjos, studierter Forstwissenschaftler, Autor vieler Publikationen und passionierter Fotograf, legt mit seinem neuen Buch „Wo Wildnis entsteht – Der Bannwald Zweribach im Schwarzwald“ ein beeindruckendes Werk vor: Es ist inhaltlich sehr informativ und spannend, in der Form sehr ansprechend.

Wo der Mensch die Natur für seine Zwecke nutzt, entsteht Kulturlandschaft, in Mitteleuropa der dominierende Landschaftstyp. Viele uns vertraute Tier- und Pflanzenarten sind in unserer Kulturlandschaft zu Hause. Durch die Aufgabe der Nutzung, dies geschieht meist aus wirtschaftlichen Gründen, setzt die Rückentwicklung zur Naturlandschaft ein. Diese ist in unseren Breiten meist Wald. Wolf Hockenjos beschreibt in seinem Buch diese Entwicklung am Beispiel eines abgelegenen, engen und schwer zugänglichen Schwarzwaldtals, dem Bannwald Zweribach. Hockenjos kennt das Gebiet seit Kindesbeinen und hat es mit forstwissenschaftlichem Blick immer wieder besucht. Die Rückverwilderung in einen „*Urwald aus zweiter Hand*“ hat er systematisch verfolgt und in eindrucksvollen Gegenüberstellungen und Bildsequenzen dokumentiert. Dass auch die Menschen, die einst den Urwald im abgelegenen Schwarzwaldtal rodeten und dort ihr karges Leben fristeten,



in den Beschreibungen nicht zu kurz kommen, verleiht dem Buch auch eine emotionale Seite.

In 14 Kapiteln werden unter anderem folgende Themen gut recherchiert und beeindruckend beschrieben: Der Duft von Grünerlen – Sturmereignisse – Siedlungs- und Zeitgeschichte – Touristen und Wildnissucher – Wie aus Wiese Wald wird – Der Traum von Wildnis. Dabei kann Wolf Hockenjos

auf einen reichen Schatz an persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen zurückgreifen. Die Faszination des Autors überträgt sich auf den Leser.

Ein besonderer Reiz des Buches besteht darin, dass der Autor die Leistungen seines Vaters, der ebenfalls ein bedeutender Forstmann und Naturschützer war und auf dessen Initiative die Ausweisung des Zweribachs als Bannwald erfolgte, bereichernd und würdigend in seine Schilderungen mit einbezieht.

Das Buch ist ein persönliches und überzeugendes Plädoyer für das Zulassen von Wildnis in unserer Zeit. Dabei wird die Bedeutung von landschaftserhaltenden Maßnahmen – sei es die landwirtschaftskonforme landwirtschaftliche Nutzung oder eine gezielte Biotoppflege – grundsätzlich nicht in Frage gestellt.

Helmut Gehring

Jahresprogramm 2015 – Rückschau

- 24.01. • **Frieden verhandeln**
Besuch der Sonderausstellung zum *Frieden von Baden 1714*.
Stadtführung durch die römisch geprägte Bäderstadt Baden (Aargau).
(Exkursion)

- 04.02. • **Nicht nur die Mopsfledermaus schützen!**
Wie sich die Kulturlandschaft für Fledermäuse verändert.
Dr. Friedrich Kretzschmar, Freiburg im Breisgau (Vortrag)

- 21.02. • **Arbeiten in einem barocken Kleinod**
Besuch des neu restaurierten Adelhauser Klosters in Freiburg.
Aglaya Strauß M.A., Donaueschingen und Freiburg (Exkursion)

- 04.03. • **Wintergäste im Vogelparadies Riedbaar**
Ergebnisse von 25 Jahren Wasservogelzählung.
Dr. Helmut Gehring, Villingen-Schwenningen (Vortrag)

- 25.03. • **Vom Halmspalter zum Strohzyylinder**
Schwarzwälder Strohflechterarbeiten als Museumsstücke.
Christina Ludwig M.A., Villingen-Schwenningen (Vortrag)

- 10.04. • **Mitgliederversammlung des Baarvereins**
mit Vorstellung des aktuellen Jahresbandes 2015 (Band 58)
(siehe Protokoll)

- 22.04. • **»Ein vollkommenes Archiv der Volkskunde des Schwarzwalds ...«**
Die Materialsammlungen Oskar Spiegelhalders.
Dr. Anita Auer, Franziskanermuseum Villingen (Vortrag)

- 08.04. • **Zum 70. Jahrestag des Kriegsendes 1945**
Vom „Tag der Kapitulation“ zum „Tag der Befreiung“.
Gedenkstunde mit Landrat Sven Hinterseh (Schwarzwald-Baar-Kreis).
Anschließend Vorstellung des Buches »Erinnern und Vergessen –
Gedenkort in der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg«.
In Kooperation mit der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK)

- 09.05. • **Clowns der Lüfte**
Besuch der Kiebitze in den Feuchtwiesen der Baar.
Otto Körner, Bräunlingen (Exkursion mit Fahrrad)

- 30.05. • **Ein Naturschutzgebiet der ersten Stunde**
Buchen und Orchideen am Steilhang des Schoren.
Dr. Veit Hirner, Engen (Exkursion).
In Kooperation mit dem Hegau-Geschichtsverein

- 13.06. • **Zwischen Deutschland und der Schweiz**
Die Exklave Büsingen und die Bergkirche Sankt Michael.
Wolfgang Kramer, Konstanz (Exkursion).
In Kooperation mit dem Hegau-Geschichtsverein
- 09.07. • **Moden. Schwarzwälder und andere Hüte**
Sonderausstellung im Franziskanermuseum Villingen.
Dr. Anita Auer, Franziskanermuseum Villingen (Führung)
Eine gut behütete Geschichte – die Karriere des (Schwarzwälder) Bollenhuts.
Brigitte Heck M.A., Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Vortrag)
- 19.07. • **Stadt und Kloster Rheinau in der Schweiz**
Jahresexkursion – siehe Bericht von Hans Keusen
- 12.09. • **Die jüngste Gemeinde im Land**
Königsfeld – von der Herrnhuter Gründung zum modernen Kurort.
Bernd Möller, Königsfeld (Exkursion)
- 26.09. • **Neuentdeckungen auf vertrauten Wegen**
Spurensuche im Residenzviertel und im ehemaligen Kurgebiet von Donaueschingen.
Tilman von Kutzleben, Bräunlingen / Sieglinde Gramse, Donaueschingen (Exkursion)
- 04.10. • **Geologie zum Anfassen**
Kinder fragen: »Wo kommt mein Sandhaufen her?«
Spaziergang für Groß und Klein durch die Kieslager von Reiselfingen.
Martin Fetscher, VS-Villingen / Klaus Sarnes, Donaueschingen (Exkursion).
Gemeinsam mit dem Waldkindergarten Villingen e.V.
- 05.10. • **Musikalisch-literarische Soiree**
Verfolgung und geistiger Widerstand 1933–1945.
Stadtkirche Sankt Johann in Donaueschingen.
Veranstaltung der Gesellschaft der Musikfreunde.
Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar.
Katholische Seelsorgeeinheit Donaueschingen.
- 14.10. • **Flüchtlinge und Vertriebene 1944–1947**
Blick auf den Südwesten Deutschlands und die Baar.
Dr. Heinrich Schwendemann, Freiburg im Breisgau (Vortrag)
- 12.11. • **Flusslandschaft der Baar im Wandel**
Gewässerentwicklung in der Quellregion der Donau.
Michael Koch, VS-Villingen / Elisabeth Korb, Brigachtal /
Carla Walter, VS-Villingen (Vortrag)
- 02.12. • **»Wirtschafts«-Geschichte Donaueschingens**
Von der Schankwirtschaft zum Wellnesshotel.
Willi Hönle, Donaueschingen (Vortrag)
- 12.12. • **Hereinspaziert beim Baarverein**
Jahresausklang für Mitglieder und Gäste mit Glühwein und Gebäck
anlässlich des Weihnachtsmarktes in der Donaueschinger Innenstadt.

Protokoll der Mitgliederversammlung 2015 des Baarvereins

10. April 2015 im Hotel „Grüner Baum“
in Donaueschingen-Allmendshofen

Der Vorsitzende des Baarvereins, Dr. Friedemann Kawohl, begrüßt die etwa 60 Anwesenden, von denen 56 Vereinsmitglieder sind (Anwesenheitsliste). Besonders begrüßt er die beiden Ehrenmitglieder Frau Hildegret Sattler und Herrn Wolfgang Hilpert sowie die neue Leiterin des Amtes für Kultur, Tourismus und Marketing der Stadt Donaueschingen, Frau Dr. Lina Mell, und die Vertreter der Presse.

■ TOP 1: Bericht des Vorstands

Friedemann Kawohl stellt zunächst alle anwesenden Vorstandsmitglieder vor. Er berichtet von fünf Vorstandssitzungen im Jahre 2014, wobei eine Sitzung im Juli zusammen mit den Beiräten abgehalten wurde. Er weist darauf hin, dass die in der Satzung des Vereins vorgesehene Stelle des Vorsitzenden der naturkundlichen Abteilung weiterhin vakant ist. Somit ist er derzeit alleiniger Vorsitzender des Vereins, doch erleichtert die gute Zusammenarbeit innerhalb des Vorstands seine Arbeit. Er unterrichtet die Anwesenden darüber, dass Anfang Mai 2015 eine neue Publikation des Vereins unter dem Titel „Erinnern und Vergessen“ der Öffentlichkeit vorgestellt wird als Band 1 einer neuen Reihe „Beiträge zur Region Schwarzwald-Baar-Heuberg“.

■ TOP 2: Kassenbericht des Rechnungsjahres 2014

Der Rechner Hartmut Siebert stellt den Kassenbericht 2014 vor (siehe Anlage 1): Einnahmen und Ausgaben halten sich die Waage, das Barvermögen des Vereins ist etwa gleichgeblieben.

■ TOP 3: Bericht des Kassenprüfers

Arno Bruckmann hat die Prüfung durchgeführt und keine Beanstandungen entdeckt. Friedemann Kawohl dankt ihm dafür, dass er seit 25 Jahren die Kassenprüfung vornimmt und überreicht ihm ein Geschenk des Vereins zum Dank.

■ TOP 4: Entlastung des Vorstandes

Franz Dreyer beantragt bei den Mitgliedern die Entlastung von Vorstand und Rechner und dankt dem Vorsitzenden und den Vorstandsmitgliedern für die im Jahr 2014 geleistete Arbeit. Die Entlastung durch die Mitglieder erfolgt einstimmig.

■ **TOP 5: Ausblick auf das Jahresprogramm des Vereins 2015**

Der Programm-Koordinator Harald Ketterer stellt im Rückblick zunächst die Exkursionen und Vorträge des Jahres 2014 mit Hilfe einer Foto-präsentation vor. Besonders geht er ein auf die Flandernfahrt und die Vorträge anlässlich des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges vor hundert Jahren. Sodann leitet er über zu den im Jahre 2015 bereits stattgefundenen Vorträgen und Exkursionen, von denen er ebenfalls Fotos zeigt. Er weist besonders auf die geplante Jahresexkursion 2015 im Juli zum Kloster Rheinau hin und stellt die wichtigsten Vorträge und Exkursionen vor, die in diesem Jahre laut Programm-Faltblatt noch geplant sind. Zudem bittet er die Mitglieder darum, sich bei ihm oder anderen Vorstandsmitgliedern zu melden, wenn sie interessante Vorschläge für Vorträge oder Exkursionen des Vereins haben. Er wird versuchen, diese Vorschläge dann im Programm umzusetzen.

■ **TOP 6: Verschiedenes und Anträge**

Egon Dehner fragt die Mitglieder, ob sie eine Fortführung der in diesem Jahr beginnenden Herausgabe von Sonderbänden (siehe TOP 1) für die Zukunft wünschen und unterstützen. Es wird vorgeschlagen, zunächst abzuwarten, wie der erste Band aufgenommen wird.

Von den Mitgliedern kommt die Frage über die derzeitigen Mitgliederzahlen. Friedemann Kawohl berichtet von zur Zeit etwa 500 Mitgliedern, wobei die Tendenz der Zahlen leicht steigend ist und neue Mitglieder oft überregionaler Herkunft sind.

■ **TOP 7: Vorstellung des Jahresbandes 58 (2015)**

Helmut Gehring als Redaktionsleiter berichtet, dass der neue Jahresband mit 256 Seiten so umfangreich ist wie noch keiner seiner Vorgänger. Friedemann Kawohl stellt nun die geisteswissenschaftlichen Beiträge des neuen Bandes 58 der Schriften der Baar vor und anschließend erläutert Helmut Gehring die naturkundlichen Artikel.

Damit ist um 20.15 Uhr der offizielle Teil der Mitgliederversammlung beendet. Helmut Gehring kündigt die Biologin Frau Bettina Sättele an, die Biberbeauftragte im Regierungsbezirk ist und in den nächsten 30 Minuten sehr kurzweilig und spannend das Neueste über die Verbreitung der Biber auf der Baar berichtet. An den Vortrag schließt sich eine lebhafte Diskussion an, in der es vor allen Dingen um den Interessenkonflikt zwischen den Landwirten und den Bibern geht.

Schließlich erfolgt ab 21 Uhr die Ausgabe der neuen Jahressbände direkt an die Vereinsmitglieder und um 21.30 Uhr wird die diesjährige Mitgliederversammlung beendet.

Für das Protokoll: Hans Keusen

Kassenbericht für das Rechnungsjahr 2014

(Anlage 1 zum Protokoll der Mitgliederversammlung)

Entwicklung des Kassenbestands (in Euro)

Bankkonto	
Kassenbestand am 31.12.2013	41.559
Überschuss 2014 (Einnahme-Überschuss-Rechnung)	23
Kassenbestand am 31.12.2014	41.582

Einnahmen-Überschuss-Rechnung für 2014 (in Euro)

Einnahmen	
1. Mitgliedsbeiträge	11.276
2. Spenden und Zuschüsse	3.174
3. Stiftung Kulturgut für Katalogisierung	825
4. Erlöse Schriften und sonstige Literatur	444
5. Einnahmen Exkursionen/Vorträge und Sonstiges	15.794
Summe Einnahmen	31.513

Ausgaben	
1. Aufwendungen Schriften und sonstige Literatur	8.436
2. Aufwendungen Exkursionen/Honorare/Spesen	15.355
3. Geschäftsstelle/Bibliothek	4.533
4. Katalogisierung Bibliothek	729
5. Sonstige Aufwendungen	2.437
Summe Ausgaben	31.490

Überschuss 2014 23

Für die im Berichtsjahr 2014 gewährten Spenden und Zuschüsse bedanken wir uns bei folgenden Personen und Institutionen:

Rolf Bühler, Egon Dehner, Wolfgang Hilpert, Walter Mauch, Elmar Prinz, Hildegret Sattler, Norbert Zysk, Karl Storz GmbH & Co. KG, Sparkasse Schwarzwald-Baar, Stadt Donaueschingen, Stadt Hüfingen, Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis, Regierungspräsidium Freiburg.

Zu unseren Mitgliedern

Wir trauern um unsere verstorbenen Mitglieder:

Rolf Seitler Villingen-Schwenningen (2014)
Dr. Karl Preis Blumberg
Gerhard Parlitz Donaueschingen
Karin Siebert Donaueschingen
Harry Gustav Ludzuweit Donaueschingen
Irene Goerlipp Donaueschingen

Im Jahr 2015 sind folgende neue Mitglieder in den Baarverein eingetreten:

Dr. Lutz Bauer Furtwangen
Hansjörg Böniger Villingen-Schwenningen
Friedhelm Chudziak Donaueschingen
Brigitte Franzki Donaueschingen
Ursula Gehringer Bräunlingen
Armin Glase Donaueschingen
Gisela Hanyecz Bad Dürnheim
Harald Herdlitschka Donaueschingen
Dr. Hannah Miriam Jaag Hüfingen
Thomas Kring Hüfingen
Ralf Kuttler Donaueschingen
Rudolf Reich Bräunlingen
Bernd Sakschewski Villingen-Schwenningen
Marianne Schaumann Villingen-Schwenningen
Dr. Wolf-Ingo Seidelmann Rödental bei Coburg
Dominik Siegwart Offenburg
Josef Vogt Brigachtal
Dr. Holger Westendorf Villingen-Schwenningen
Dr. Jürgen Willhalm Trossingen
Mechtild Wohnhaas-Ziegler Villingen-Schwenningen



Gerhard Parlitz

* 12.6.1913 † 16.9.2015

Am 16. September 2015 verstarb eine in der Geschichte des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar einzigartige Persönlichkeit: Gerhard Parlitz war nicht nur viele Jahrzehnte lang Mitglied unseres Vereins – er war das älteste Mitglied, das wir je hatten, und er war trotz seines hohen Alters außerordentlich engagiert.

Als zu Beginn des Jahres 2010 die Katalogisierung der umfangreichen Vereinsbibliothek in Angriff genommen wurde, war Gerhard Parlitz einer derjenigen, die sich bereit erklärten, zu helfen. Seine Mitstreiter ahnten zunächst nicht, dass der pensionierte Studiendirektor des Donaueschinger Fürstenberg Gymnasiums zu diesem Zeitpunkt bereits 97 Jahre alt war. Auf die Minute pünktlich und zuverlässig erschien Gerhard Parlitz Woche für Woche am „Jour fix“ des Bibliotheksteams; kein noch so schlechtes Wetter konnte ihn davon abhalten, den Weg von seiner Wohnung bis zum Vereinsdomizil mit seinem Elektromobil zurückzulegen. Mit dem für ihn so typischen hintergründigen Humor half er uns, was sein Alter anging, „auf die Sprünge“, in dem er eine Vorliebe für das Erscheinungsjahr 1913 zeigte („Ein guter Jahrgang!“). So war es für „sein“ Bibliotheksteam und für die Vorstandschaft des Vereins eine große Freude, ihm 2013 zum 100. Geburtstag gratulieren zu dürfen.

Die Reisen, die der bis zuletzt interessiert und unternehmungslustig gebliebene Gerhard Parlitz unternahm, waren fast der einzige Grund, sein wöchentliches Erscheinen gelegentlich zu unterbrechen; manchmal waren es auch die Einladungen der Abitursjahrgänge, die das 50-Jahr-Jubiläum ihrer Reifeprüfung feierten. Gerne nahm er diese Einladungen an und erklärte verschmitzt, dass er allein ja „den noch verbliebenen Lehrkörper“ zu repräsentieren habe.

Drei Jahre lang, bis alle Arbeit getan war, half Gerhard Parlitz dem Katalogisierungsteam (wohlbemerkt: als Lehrer für Chemie, Mathematik, Geografie und Sport hatte er sich der Gruppe, die die Bücher der historischen Abteilung des Vereins bearbeitete, angeschlossen!) und trug nicht nur Signaturen und Stempel in Hunderte Bücher ein, er lebte auch vor, dass die Bürden des Alters, die zunehmende Gebrechlichkeit, nicht unbedingt zu Passivität und Verdrossenheit führen müssen, zumal es ihm vergönnt war, bis zuletzt mit wachem Verstand und regem Geist zu verfolgen, was um ihn herum geschah und an vielem auch teilzunehmen.

Susanne Huber-Wintermantel

Jahresexkursion: Durch den Klettgau zur Klosterinsel Rheinau 19. Juli 2015

von HANS KEUSEN

Nachdem tagelang heißes und trockenes Wetter vorgeherrscht hatte, begann der Tag der Jahresexkursion, nämlich der 19. Juli 2015, mit einer feuchten Überraschung: Als wir um 7 Uhr die wenigen Hundert Meter zum verabredeten Bushalteplatz gehen wollten, schüttete es plötzlich im Rahmen eines heftigen Gewitters dermaßen vom Himmel, dass wir für die kurze Strecke den Wagen benutzen mussten, um nicht klatschnass zu werden. Andererseits trug dieser plötzliche Guss zu einer angenehmen Abkühlung der Temperaturen bei, und so begann ein nicht zu heißer und sonniger Sommertag, der bis auf einige wenige Regentropfen vor der Besichtigung der Klosterkirche Rheinau trocken blieb.



Einführung in Neunkirch durch Antonia Reichmann. Alle Fotos: Hans Keusen.



Blick durch eine Längsgasse.

Wie immer pünktlich startete der vollbesetzte Bus um 7.30 Uhr vom Bahnhof Donaueschingen in Richtung Bonndorf und von dort über die sogenannte Panoramastraße zur Mittleren Alp. Diese Straße trägt ihren Namen zu Recht, denn die morgendlichen Ausblicke von ihr zu den benachbarten Höhen und Tälern waren faszinierend. Am Gasthaus „Mittlere Alp“ wurde eine erste Kaffeepause eingelegt. Die Mehrzahl der Teilnehmer nahm das Angebot von Hadumoth Reichle-Kunte an, die nach einem kurzen Spaziergang

auf eine kleine Anhöhe die Schönheiten und vor allem die geologische Vergangenheit des unter ihnen liegenden Klettgau Revue passieren ließ. Von hier ging die Fahrt vorbei am Stühlinger Schloss Hohenlupfen nicht wie geplant zur Bergkirche von Hallau in der Schweiz, weil dort um diese Zeit ein Gottedienst gefeiert wurde und die Kirche nicht besichtigt werden konnte, sondern daran vorbei zum nahe gelegenen Städtchen Neunkirch. Nach einer kurzen geschichtlichen und baukundlichen Einführung unter den schattigen Linden an der Stadtmauer führte Antonia Reichmann durch die Stadt.

Die Ersterwähnung des Städtchens datiert zwar aus dem 9. Jahrhundert, aber Mitte des 13. Jahrhunderts wurde es komplett zerstört, wobei nicht klar ist,



Innenhof des Oberhofs.



Sakristei der
Klosterkirche Rheinau.

ob Feinde oder Feuer oder beides die Ursachen der Zerstörung waren. Doch bereits wenige Jahre nach dieser Katastrophe wurde die Stadt wieder erbaut, wobei die Neuplanung eine reine Kopfgeburt war: Die neue Stadtanlage war ein langgestrecktes Rechteck, das durchzogen wurde von vier parallelen Längsstraßen mit insgesamt fünf Häuserzeilen, und das Gemeindehaus stand exakt in der Mitte. An den Schmalseiten des Rechtecks stand je ein Stadttor im Osten und



Deckengemälde der Spitzkirche.

im Westen. Das Besondere an Neunkirch ist, dass diese einmalige Stadtanlage sich bis heute genau so erhalten hat. Nur das Stadttor im Westen fehlt, da es einem Feuer zum Opfer fiel.

Man schlenderte durch die Stadt, bewunderte unter kundiger Führung markante Gebäude, die von der reichen geschichtlichen Vergangenheit zeugen wie der Oberhof, der ursprüngliche bischöfliche Verwaltungssitz.

Schließlich lud ein freundlicher Bürger die Gruppe spontan zu einer Teilbesichtigung einer imposanten Renaissancevilla ein, wobei besonders die wunderbaren Stuckdecken imponierten.

Nach einer guten Stunde ging es weiter zur Insel Rheinau, wo für 11 Uhr eine Führung durch die Klosterkirche vereinbart war. Frau von Känel begrüßte die Gruppe vor der Kirche unter uralten hohen Bäumen, rekapitulierte die Baugeschichte der Kirche und erklärte dann sehr sachkundig zunächst ein einmaliges romanisches Portal von 1114, das im späteren Südturm eingebaut wurde und so überlebte. Die Kirche selbst stellte sie als ein einmaliges spätgotisches Kleinod dar, an dem besonders der barocke Hochaltar, das handgeschmiedete Eisengitter zwischen Laienschiff und Mönchschor und das herrlich geschnitzte Chorstühl der Mönche zu erwähnen sind. Sogar die Sakristei wurde am Ende der Führung gezeigt mit den massiven hölzernen Paramentenschränken, die in der klostereigenen Schreinerei gezimmert wurden und in denen farbenprächtige und wertvolle Messgewänder bewundert werden konnten.

Nach der Kirchenführung übernahm Herr Keller die Gruppe und erläuterte die Baugeschichte und Architektur der ehemaligen Klostergebäude. Er führte dann zur Spitzkirche und erklärte und kommentierte humorvoll die schönen früh-



Panorama der Insel.

barocken Deckengemälde, bevor er die Exkursionsteilnehmer zum Mittagsvesper in die schattenspendende Baumallee der Klosterinsel entließ.

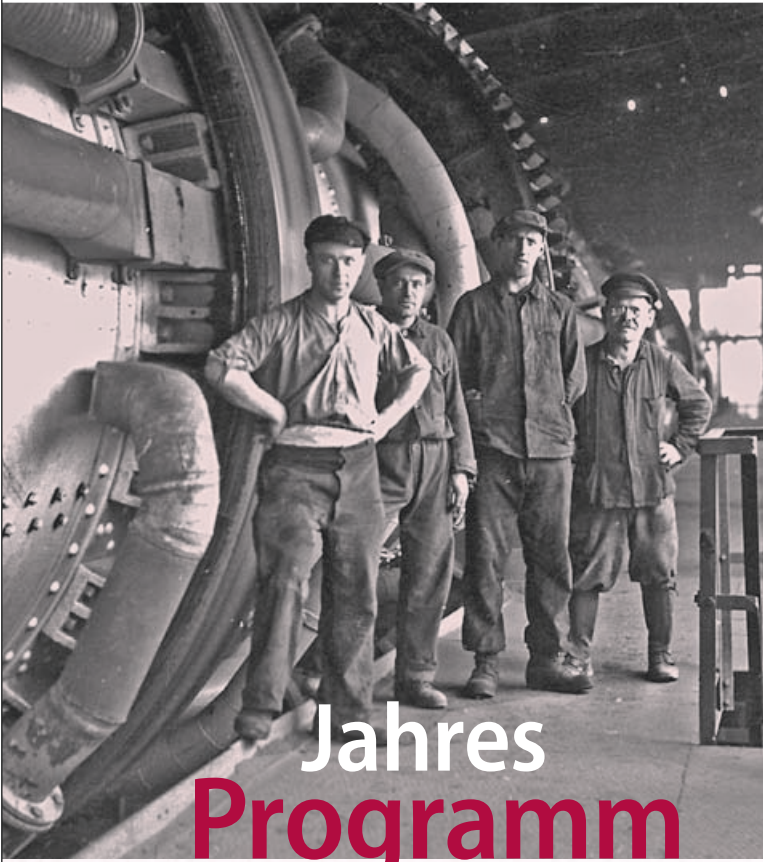
Am Nachmittag setzte Herr Keller die Führung fort durch die Uferlandschaft des Rheins und hinauf zum Städtchen Rheinau. Hier beeindruckte neben der alten Stadtmauer und dem Keltenwall besonders die einmalige Lage des Klosters auf der Rheininsel, die man nun sozusagen aus der Vogelperspektive bei herrlichem Sonnenschein bewundern konnte.

Nach einem herzlichen Dank an Herrn Keller ging es mit dem Bus weiter zur Bergkirche Hallau, an der wir bei unserer Exkursion am Vormittag nur vorbeigefahren waren. Die Fassaden von Kirchenschiff und Turm waren zwar komplett eingerüstet, aber das Kircheninnere war zugänglich und vor allem der grandiose Panoramablick von der Kirchenmauer hinunter über die Weinberge des Klettgaus war frei und unverstellt. Wolfgang Hilpert referierte kurz über die Geschichte und Baugeschichte der spätgotischen Sandsteinkirche, die dem heiligen Mauritius geweiht ist und lange Zeit auch Wallfahrtskirche zu Ehren des Heiligen war. Besonders die drei Schlusssteine im Chorgewölbe weisen auf die Mauritiuslegende hin. Seit 1974 steht die Kirche unter dem Denkmalschutz der Schweiz.

Nach einem letzten Rundblick über die sonnenbeschienenen Weinberge fuhr der Bus zur nahegelegenen Stadt Stühlingen, wo im Gasthaus „Rebstock“ das vorbereitete und sehr schmackhafte gemeinsame Abendessen in froher Runde eingenommen wurde. Pünktlich um 20.30 Uhr erreichte der Bus schließlich den Bahnhof Donaueschingen. Und so endete eine interessante und fröhliche Jahresexkursion.



Blick von der Bergkirche über den Klettgau.



Jahres Programm 2016



Verein für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar e.V.
gegründet 1805



1 Freitag | 22.01. | 19:30 Uhr | Vortrag

Klimawandel auf der Baar?

Aktuelle Erkenntnisse und mögliche Folgen für Mensch und Natur
Prof. Dr. Alexander Siegmund, Päd. Hochschule/Univers. Heidelberg
Ort: Donaueschingen, Fürstenberg-Gymnasium, Humboldtstraße 1.
In Kooperation mit dem Fürstenberg-Gymnasium, Projekt „Campus FG“.

2 Montag | 01.02. | 19:30 Uhr | Vortrag

Von Brüssel auf die Baar

Wie arbeitet die EU mit Organisationen wie dem Baarverein zusammen?
Marco Fritz, Bräunlingen, Referent bei der EU-Kommission in Brüssel
Ort: Donaueschingen-Allmendshofen, Hotel Grüner Baum.

3 Freitag | 19.02. | 19:30 Uhr | Vortrag

Halt – Schweizer Grenze!

Flüchtlinge an der Schleithheimer Grenze im April 1945
Willi Bächthold, Schleitheim (CH), Museum Schleithheimertal
Ort: Donaueschingen, Hindenburgring 34. In Kooperation mit vhs Baar.

4 Donnerstag | 25.02. | 19:00 Uhr | Vortrag

»Aber gehen die denn alle noch?«

Uhren als Zeitmesser und Zeitzeugen
Prof. Eduard C. Saluz, Deutsches Uhrenmuseum Furtwangen
Ort: VS-Villingen, Franziskanermuseum, Rietgasse 2.
Kooperation mit Uhrenmuseum Furtwangen/Städtische Museen VS.

5 Freitag | 04.03. | 10:00 Uhr | Exkursion

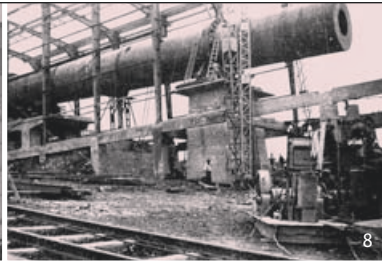
Ein schwarzer Diamant nur für Bücher?

Besuch der neuen Uni-Bibliothek in Freiburg
Liselotte Bauer, Freiburg im Breisgau
Fahrt mit der Bahn (DS ab 7:50 Uhr), 25 Teilnehmer möglich.
Anmeldung bei der Geschäftsstelle des Baarvereins.

6 Sonntag | 20.03. | 10.30 bis 18:00 Uhr | Projekttag

Aktionstag Geschichte – Projekte und Vorträge

Treffen der Heimat- und Geschichtsvereine (Thema „Zeitgeschichte“)
Ort: Spaichingen, Gewerbemuseum / Realschule, Bahnhofstraße 5.



7 Freitag | 08.04. | 19:00 Uhr | Versammlung

Mitgliederversammlung des Baarvereins

mit Vorstellung des Jahresbandes 2016. Einladung an Mitglieder folgt.
Ort: Donaueschingen-Allmendshofen, Hotel Grüner Baum.

8 Dienstag | 12.04. | 19:30 Uhr | Vortrag und Buchvorstellung

Immer treu! NS-Verwaltungen in Südbaden

Prof. Dr. Jürgen Klöckler, Stadtarchiv Konstanz (Vortrag)

Die Doggererz AG auf der Baar

Dr. Wolf-Ingo Seidelmann, Rödental bei Coburg (Buchvorstellung)

Ort: Blumberg, Stadthalle, Hauptstraße 94.

In Kooperation mit der Stadt Blumberg, dem Landratsamt
Schwarzwald-Baar-Kreis und dem Hegau-Geschichtsverein.

9 Samstag | 07.05. | 14:30 bis 17 Uhr | Exkursion

Neudingen – von der Kaiserpfalz zur Fürstengruft

Historischer Rundgang durch das geschichtsträchtige Baardorf

Antonia Reichmann, Donaueschingen

Treffpunkt: Dorfkirche in Donaueschingen-Neudingen.

Fahrgemeinschaft: 14 Uhr ab Donaueschingen, Christuskirche.

Gemeinsam mit der Interessengemeinschaft Baaremer Baukultur e.V.

10 Mittwoch | 11.05. | 19:30 Uhr | Vortrag

Nicht nur Orchideen

75 Jahre Naturschutzgebiet Deggenreuschen-Rauschachen

Dr. Hans Joachim Blech, Donaueschingen, **Peter Marx**, Hüfingen,

Andreas Wolf, Donaueschingen-Pföhren

Ort: Hüfingen, Kultursaal im alten Bahnhof, Bahnhofstraße 10.

In Kooperation mit vhs Baar und der Stadt Hüfingen.

Im Orchideenwald Hüfingen finden folgende Führungen statt:

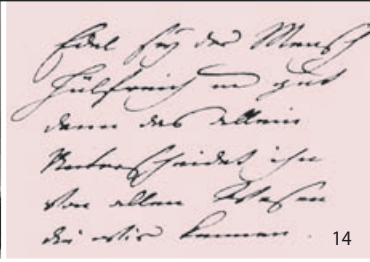
Mittwoch | 01.06. | 14:30 bis 17 Uhr | Exkursion

Samstag | 11.06. | 14:30 bis 17 Uhr | Exkursion

Dr. Hans Joachim Blech, Donaueschingen

In Kooperation mit vhs Baar und der Stadt Hüfingen.

Anmeldung bei der Geschäftsstelle des Baarvereins.



11 Sonntag | 10.07. | 14:30 bis 17 Uhr | Exkursion

Geologie zum Anfassen

Geologische Wanderung für Groß und Klein vom Jura in die Trias – von Döggingen in die Gauchachschlucht
Martin Fetscher, Geologe, VS-Villingen
Treffpunkt: Döggingen, Parkplatz Gauchenhütte, Gauchachstraße.
Fahrgemeinschaft: 14 Uhr ab Donaueschingen, Christuskirche.
Gemeinsam mit der Kindergruppe der Pfadfinder (DPSG Villingen).

12 Sonntag | 24.07. | Ganztägige Jahresexkursion

Wälder, Weiher, weite Blicke

Durch die Ortenau zur Hornisgrinde/Nationalpark Nordschwarzwald
Das ausführliche Programm wird der Einladung zur Mitgliederversammlung beigelegt. Vorher keine Anmeldung möglich.

13 Samstag | 10.09. | 14:30 Uhr | Museumsführung

Die Fürstenberg-Sammlungen neu entdecken

Besuch der Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen
Gabriele Brugger und **Heinrich Feldmann**, Donaueschingen
Ort: Donaueschingen, F. F. Sammlungen, Karlsplatz 7.

14 Mittwoch | 21.09. | 19:00 Uhr | Vortrag und Übungen

Wir entziffern die Briefe der Großeltern

Grundlagen zum Lesen alter Schriften
Wolfgang Hilpert, Donaueschingen
Ort: Hüfingen, Schulmuseum im alten Bahnhof, Bahnhofstraße 10.
Praktische Übungen dazu am 28.09./05.10./12.10./jeweils 19 Uhr.
Ort: Hüfingen, Kultursaal im alten Bahnhof, Bahnhofstraße 10.

15 Freitag | 30.09. | bis Dienstag | 04.10. | Exkursion

Auf Luthers Spuren

Bergleute, Mönche, Theologen, Juden, Fürsten, Aufständische.
Busfahrt nach Sachsen-Anhalt und Thüringen (Eisleben, Mansfeld, Wittenberg, Frankenhausen, Neudietendorf, Erfurt, Eisenach, Wartburg)
Ausführliches Programm unter www.Baarverein.de.
Anmeldung bei der Geschäftsstelle des Baarvereins.



16 Samstag | 15.10. | 14:30 bis 18 Uhr | Exkursion und Vesper

Lebensraumgestaltung für das Auerwild

Habitat-Pflege mit fachlichen Begleitaufnahmen (zum Mitmachen)

Dr. Gerrit Müller, Friedenweiler (Anmeldung bis 8. Oktober)

Treffpunkt: Schollach, Gasthaus Bären-Blessinghof, Felsentalstraße 2
Mitfahrt: 14 Uhr ab DS. Gerrit.Mueller@t-online.de / Tel. 07651-4154.

17 Mittwoch | 19.10. | 19:30 Uhr | Vortrag

Von Kirchhöfen zu Friedwäldern

Bestattungs- und Trauerkulturen ändern sich – auch heute bei uns

Prof. Dr. Reiner Sörries, früherer Museum für Sepulkralkultur, Kassel

Ort: Bad Dürkheim, Ev. Gemeindehaus, Johanniterweg 13.

Gemeinsam mit der Ev. Erwachsenenbildung Kirchenbezirk Villingen.

18 Samstag | 29.10. | 14:30 bis 17 Uhr | Exkursion

Das Madach – Landschaft mit reichen Schätzen

Führung durch ein bäuerlich geprägtes Gebiet bei Stockach

Wolfgang Kramer, Kreisarchivar, Konstanz

Kooperation mit Hegau-Geschichtsverein.

Treffpunkt: Kirche Mühlingen. Mitfahrt: 14 Uhr ab Donaueschingen.

19 Sonntag | 20.11. | 15:30 Uhr | Vortrag

Nikolaus, Christkind, Weihnachtsbär

Wandel der Weihnachtsbräuche (im Anschluss an den Marienmarkt)

Prof. Dr. Christel Köhle-Hezinger, Esslingen

Ort: Mariensaal in Donaueschingen, Hermann-Fischer-Allee 52.

20 Freitag | 02.12. | bis Sonntag | 04.12. | Fachtagung und Konzert

Johann Wenzel Kalliwoda – eine Musikerkarriere

Verschiedene Referenten /Gemeinsam mit der Gesellschaft der Musikfreunde (150. Todestag des Donaueschinger Hofkapellmeisters).

Ort: Donaueschingen, Donauhallen (siehe Sonderprospekt).

21 Samstag | 10.12. | 15 Uhr bis 18 Uhr | Jahresausklang

Hereinspaziert beim Baarverein

Glühwein und Gebäck in der Geschäftsstelle (Schulstraße 6)
anlässlich des Weihnachtsmarktes in Donaueschingen.



19



20

Gäste sind herzlich willkommen!

Die Führungen und Exkursionen finden bei jedem Wetter statt, bitte die persönliche Ausrüstung entsprechend anpassen.

Bitte unterstützen Sie unseren Verein durch Mitgliedschaft (Anträge bei der Geschäftsstelle oder im Internet) und Spenden.

Der Jahresbeitrag liegt bei 25 Euro (Ermäßigungen für Jugendliche und Familien). Der jährlich erscheinende Band »Schriften der Baar« ist im Mitgliedsbeitrag enthalten. Die älteren Bände dieser seit 1870 erscheinenden Reihe sind über unsere Homepage frei zugänglich.

Vorschläge für Themen und Referenten sind erwünscht. Möchten Sie im Baarverein mitarbeiten? Bitte sprechen Sie uns an.

Newsletter: Bestellung über info@baarverein.de

Die **Christuskirche Donaueschingen** an der Ecke Max-Egon-Straße/ Irmastraße ist unser üblicher Sammelpunkt für Fahrgemeinschaften.



Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar e.V.

Geschäftsstelle: 78166 Donaueschingen · Schulstraße 6

Postfachadresse: 78159 Donaueschingen · Postfach 1954

Öffnungszeiten Mo 18 – 20 Uhr, Änderungen vorbehalten

Telefon/Fax: (07 71) 92 94 205

Internet: www.baarverein.de

E-Mail: info@baarverein.de

Facebook: Baarverein

Bankverbindung: Sparkasse Schwarzwald-Baar
Konto-Nr. 242 20 60 10 · BLZ 694 500 65
IBAN: DE43 694 500 65 0242 20 60 10
BIC: SOLADES1VSS

Abbildungen: Wikimedia Commons, Archiv des Baarvereins, Titelfoto: Dr. Seidelmann



Auf Luthers Spuren

Bergleute, Mönche, Theologen,
Juden, Fürsten, Aufständische

Exkursion

des Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar
mit dem Bus nach Sachsen-Anhalt
und Thüringen

Freitag, 30. September 2016 bis
Dienstag, 4. Oktober 2016

1. Tag: Luther und der Bergbau – Freitag, 30. September 2016

Fahrt von Donaueschingen nach Eisleben (Luthers Geburts- und Sterbeort), Mansfeld (Jugendjahre, Bergbaufamilie) und Alterode (Harz).

2. Tag: Luther und die Theologen – Samstag, 1. Oktober 2016

Weiterfahrt nach Wittenberg (Elbe). Die Stadt der Reformation: 95 Thesen an der Schlosskirche, Philipp Melanchthon, Lucas Cranach. Die Frauen der Reformation. Kaiser und Papst. Luther und der Islam. Das evangelische Pfarrhaus.

3. Tag: Luther und die Bauern – Sonntag, 2. Oktober 2016

Fahrt über Frankenhausen (Bauernkrieg, Thomas Müntzer), Lützen (Religionskriege) und Weißensee (Judenpogrom 1303) nach Neudietendorf bei Erfurt. Luther und die Herrnhuter Brüdergemeine.

4. Tag: Luther und das Kloster – Montag, 3. Oktober 2016 (Feiertag)

Besuch der Bischofsstadt Erfurt. Der Mönch im Augustinerkloster. Der Dom und das katholische Erfurt. Luther und die Juden. Der Reformator Jan Hus († 1415 Konstanzer Konzil).

5. Tag: Luther und die Fürsten – Dienstag, 4. Oktober 2016

Weiterfahrt nach Eisenach mit Lutherhaus, Georgenkirche, Johann Sebastian Bachs Jugendjahre. Besuch der Wartburg: Kirche und Staat, Bibel und die deutsche Sprache. Die Reformation in der Zeit nach Luther.

Hinweise für Autoren

Die Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (kurz: „Schriften der Baar“) erscheinen jährlich im März oder April. Redaktionsschluss ist der 15. September des Vorjahres. Der Schriftenband kostet 20 Euro und kann über die Geschäftsstelle bezogen werden. Für Mitglieder des Vereins ist der Band im Jahresbeitrag von 25 Euro enthalten.

Themenvorschläge oder fertige Manuskripte nehmen die rechts genannten Schriftleiter gerne entgegen. Die Beiträge sollen in der Regel nicht mehr als etwa 10.000 Wörter oder 60.000 Zeichen umfassen. Bitte senden Sie Texte in den Formaten .doc oder .docx, Tabellen und Abbildungen als gesonderte Dateien, Bilder möglichst im Format .tif oder .jpg in hoher Auflösung.

Die Autoren sind damit einverstanden, dass wir ihre Beiträge einige Zeit nach Erscheinen des gedruckten Jahresbandes in elektronischer Form auf von uns vertriebenen Datenträgern verbreiten und zum kostenlosen Herunterladen zum Beispiel über unsere Website www.baarverein.de und über den Südwestdeutschen Bibliotheksverbund www.swb.de bereitstellen.

Nach Erscheinen des Jahresbandes stehen die im Rezensionsteil besprochenen Bücher in der Donaueschinger Bibliothek des Baarvereins für Vereinsmitglieder und Gäste bereit. Die Öffnungszeiten und den Link zur Online-Recherche in den Beständen unserer Bibliothek finden Sie über unsere Homepage: www.baarverein.de.

Für naturkundliche Beiträge wenden Sie sich bitte an

Dr. Helmut Gehring
Königsberger Straße 30
78052 Villingen-Schwenningen
gehring.vs@t-online.de

Für geschichtliche Beiträge und Buchbesprechungen wenden Sie sich bitte an

Michael Tocha
Langes Gewann 33
78052 Villingen-Schwenningen
tocha.vs@gmx.de